



0. Einführung

Schriftwahrnehmung

- 1. Physiologie des Lesens**
- 2. Psychologie des Lesens**
- 3. Phänomenologie des Lesens**
- 4. Lektürezentrierte Texttheorien**

Schriftgeschichte

- 5. Ursprünge der Schrift**
- 6. Die antiken Schriftkulturen**
- 7. Die griechische Schriftrevolution**
- 8. Die mittelalterlichen Manuskriptkulturen**

Schriftkritik

- 9. Die typographische Revolution**
- 10. Von der Gutenberg- zur Turing-Galaxis**
- 11. Vom Text zum Hypertext**
- 12. Die Schrift im heutigen Medienkontext**

Materialien

- **Bibliographie**
- **Druckversion (13 MB, Stand: 30.1.2018)**
- **Druckversion (13 MB, Stand: 26.1.2015)**





0. Übersicht

0.1. Der Mythos von der Erfindung der Schrift (Platon: *Phaidros* 274e1-275b2)

0.2. Deutungen der Mythenstelle

0.3 Populäre Positionen

0. Übersicht

Die Urszene einer medienkritischen Betrachtung der Schrift ist ein von Sokrates in Platons Dialog *Phaidros* fingierter Mythos: Thoth (oder Theuth), der Gott, der nach ägyptischer Überlieferung die Schrift erfunden hat, soll seine Erfindung dem König Thamus zur Beurteilung vorgestellt haben. Anstatt dem stolzen Erfinder Lob zu spenden, bemängelt Thamus, dass durch die neue Aufzeichnungstechnik das Erinnerungsvermögen der Menschen mangels Gebrauch geschwächt werde **(0.1)**.

Platons Medienkritik hat – ironischerweise dank des kritisierten Mediums – zweieinhalb Jahrtausende überlebt und erscheint heute aktueller denn je: Kaum eine medienwissenschaftliche Abhandlung verzichtet auf die Erwähnung jener Mythenstelle aus dem *Phaidros* – freilich mit sehr unterschiedlichen Interpretationen **(0.2)**.

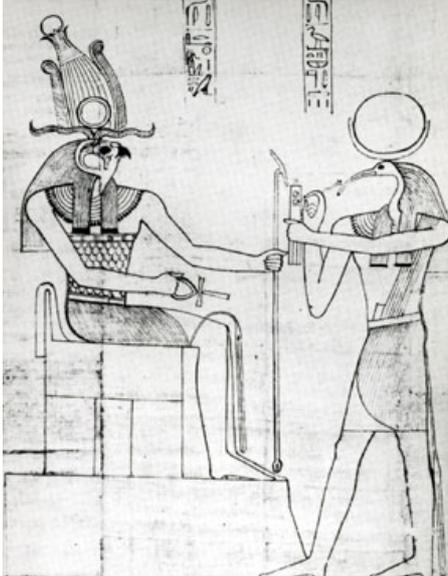
Welche der Interpretationen heutigen Studierenden am meisten einleuchtet, ermittle ich jedes Jahr zu Beginn der Vorlesung mit einer Umfrage **(0.3)**.

Vor diesem Hintergrund werden die Leitfragen der Vorlesung entwickelt:

- was die Auswirkungen des Schreibens und Lesens auf den Menschen sind (Lektion 1–4),
- welche kulturhistorischen Veränderungen die Einführung der Schrift mit sich brachte (Lektion 5–8)
- und welchen Einfluss die Mechanisierung bzw. Digitalisierung der Schrift sowohl auf ihre Verbreitung wie auf ihre Marginalisierung im Mediensystem hatten (Lektion 9–12).



0.1 Der Mythos von der Erfindung der Schrift (Platon: Phaidros 274e1-275b2)



Als er aber an die Buchstaben gekommen, habe Theuth gesagt: "Diese Kunst, o König, wird die Ägypter weiser machen und gedächtnisreicher, denn als ein Mittel für Erinnerung und Weisheit ist sie erfunden." Jener aber habe erwidert: "O kunstreicher Theuth, einer weiß, was zu den Künsten gehört, ans Licht zu bringen; ein anderer zu beurteilen, wieviel Schaden und Vorteil sie denen bringen, die sie gebrauchen werden. So hast auch du jetzt, als Vater der Buchstaben, aus Liebe das Gegenteil dessen gesagt, was sie bewirken. Denn diese Erfindung wird den Seelen der Lernenden vielmehr Vergessenheit einflößen aus Vernachlässigung der Erinnerung, weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von außen vermittelt fremder Zeichen, nicht aber innerlich sich selbst und unmittelbar erinnern werden. Nicht also für die Erinnerung, sondern nur für die Gedächtnisstützung hast du ein Mittel erfunden, und von der Weisheit bringst du deinen Lehrlingen nur den Schein bei, nicht die Sache selbst. Denn indem sie nun vieles gehört haben ohne Unterricht, werden sie sich auch vielwissend zu sein dünken, obwohl sie größtenteils unwissend sind, und schwer zu behandeln, nachdem sie dünkeltweise geworden statt weise."

Abb.: Thoth vor dem Sonnengott Re-Harachte. Aus dem Totenbuch der Prinzessin Nestanebteschra (11. Jh. v. Chr.). Pap. Brit. Mus. 10554 Col. 52, 21. Dyn., Theben.

0.1 Der Mythos von der Erfindung der Schrift (Platon: *Phaidros* 274e1-275b2)

Dass Thoth (in Platons Schreibweise Theuth) der Erfinder der Schrift sei, entspricht der ägyptischen Überlieferung. Die Griechen, die der erheblich älteren ägyptischen Kultur mit Ehrfurcht begegneten, machten Anleihen bei dieser Überlieferung (ähnlich wie später die Römer bei den Griechen).

Eine willkürliche Zutat Platons zu dieser Überlieferung ist es aber, wenn er Sokrates von jenem legendären Gespräch zwischen Thamus und Theuth berichten lässt. Bemerkenswert ist daran, dass der griechische Philosoph das für seine Zeit neue Medium der Schrift einer so rigorosen Kritik unterzieht. Ist das nur jene Abwehrhaltung, die wir häufig vorfinden, wenn ein neues Medium das gewohnte alte zu bedrohen scheint?

Auffällig ist jedenfalls, dass Platons Schriftkritik in dem Moment wieder populär wird, als mit dem Computer abermals ein neues Aufzeichnungsmedium das Vorgängermedium abzulösen scheint ...



0.2 Deutungen der Mythenstelle

Interaktive Timeline (<http://tinyurl.com/oawtrno>)



0.2 Deutung der Mythenstelle

Das Spektrum der Stellungnahmen ist allerdings groß. Manche Autoren schließen sich Sokrates' Argumentation an, ja halten sie heute mehr denn je für berechtigt. Andere sehen Sokrates durch die Tatsache widerlegt, dass wir ohne Schriftkultur sicher kein so dauerhaftes kulturelles Gedächtnis hätten ausbilden können – mit der ironischen Konsequenz, dass ohne die Schrift auch Platons Schriftkritik in Vergessenheit geraten wäre.

Was allen Interpreten bis heute Kopfzerbrechen bereitet, ist eben dies: Wenn Platon die Schrift ablehnte - warum schreibt er dann darüber?

War er wirklich so naiv, den performativen Widerspruch nicht zu bemerken? Oder ist seine Schriftkritik differenzierter, als es auf den ersten Blick scheint – indem sie nicht die Schrift pauschal gegenüber der Mündlichkeit abwertet, sondern sich einen Schriftgebrauch vorstellen kann, wie er ihn selber praktiziert, der die aufgezeigten Nachteile gegenüber der Mündlichkeit in bestimmter Weise, die wir noch zu klären haben, kompensiert?



0.3 Populäre Positionen

Abstimmung des Auditoriums über die Frage, welche Deutung der Mythenstelle am meisten einleuchtet:

Ergebnisse WS 08/09

Ergebnisse WS 10/11

Ergebnisse WS 11/12

Ergebnisse WS 12/13

Ergebnisse WS 13/14

Ergebnisse WS 14/15

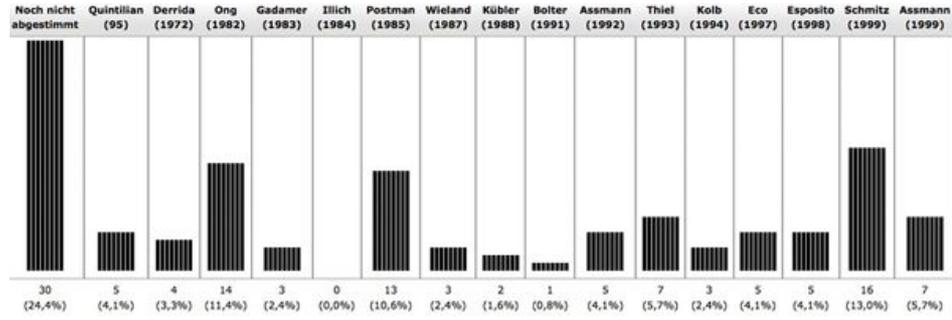
Ergebnisse WS 15/16

Ich mache diese Umfrage jedes Jahr und finde es interessant, wie unterschiedlich die Mehrheitsverhältnisse für bestimmte Standpunkte sind. Woran könnte das liegen?



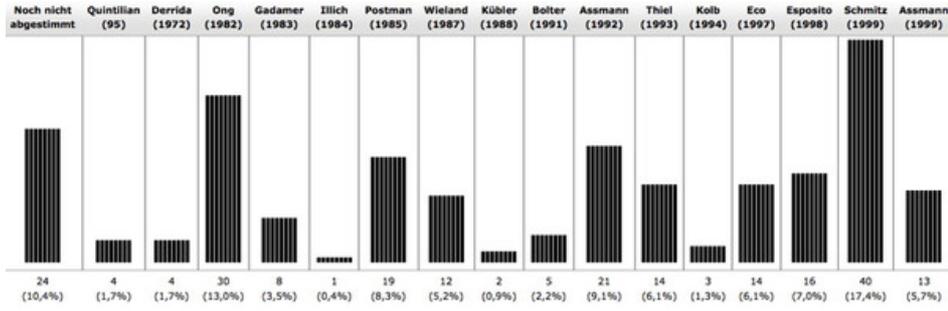


Abstimmung im WS 2008/09



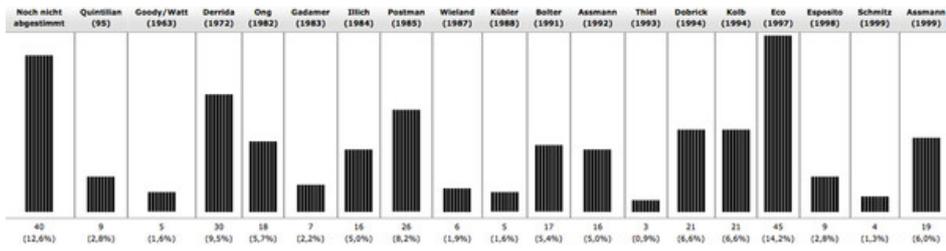


Abstimmung im WS 2010/11



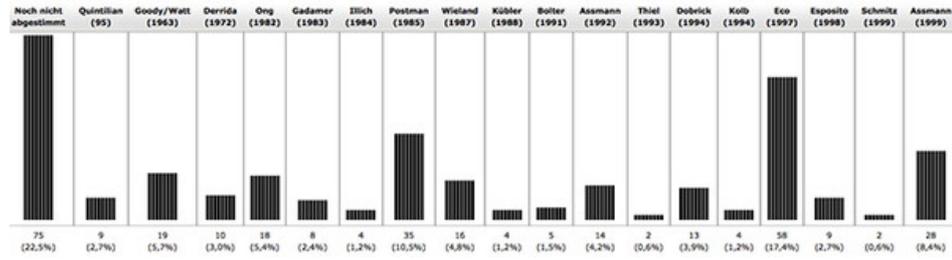


Abstimmung im WS 2011/12





Abstimmung im WS 2012/13





Abstimmung im WS 2013/14

Goody/Matt (1943)	Derrida (1972)	Org (1982)	Gadamer (1993)	Bloch (1994)	Postman (1995)	Wieland (1997)	Kübler (1998)	Bettar (1999)	Altmann (1992)	Thiel (1993)	Debrück (1994)	Kald (1994)	Eco (1997)	Esposito (1998)	Schütz (1999)	Altmann (1999)
5	2	7	2	0	16	3	1	2	4	1	2	2	14	3	8	8
6,3%	2,5%	8,8%	2,5%	0,0%	20,0%	3,8%	1,3%	2,5%	5,0%	1,3%	2,5%	2,5%	17,5%	3,8%	10,0%	10,0%

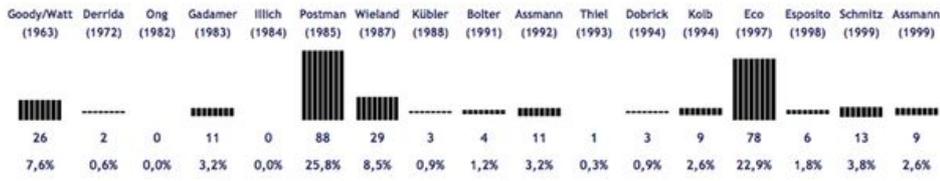


Abstimmung im WS 2014/15

Goody/Watt (1942)	Derrida (1972)	Ong (1982)	Gadamer (1983)	Hilch (1984)	Putnam (1985)	Witold (1987)	Kubler (1988)	Beller (1990)	Asmann (1992)	Thiel (1993)	Debrick (1994)	Kalb (1994)	Eis (1997)	Epstein (1998)	Schmitz (1999)	Asmann (1999)
5	5	11	5	1	30	8	3	4	12	3	3	5	25	4	23	12
3,1%	3,1%	6,9%	3,1%	0,6%	18,9%	5,0%	1,9%	2,5%	7,5%	1,9%	1,9%	3,1%	15,7%	2,5%	14,5%	7,5%



Abstimmung im WS 2015/16





1.0 Übersicht

1.1 Die drei Lernstufen des Lesens und ihre Anfälligkeit für Lesefehler

1.2 Neurophysiologie des Lesens

1.3 Die Augenbewegungen beim Lesen

1. Physiologie des Lesens

Um Schrift als Phänomen (von griech. phainómenon = das Erscheinende) zu begreifen, müssen wir danach fragen, wie sie uns erscheint, und da sie uns nur im Vorgang des Lesens als Schrift erscheint, müssen wir zunächst verstehen, wie Lesen überhaupt funktioniert.

Das **Lesenlernen** vollzieht sich in **drei Stufen**: zunächst lernen wir, Schriftbilder als solche zu erkennen, dann lernen wir zu buchstabieren, und schließlich üben wir Mechanismen des flüssigen, quasi automatischen Lesens ein. Nicht nur der erste Schritt ist besonders anfällig für Lesefehler, sondern auch der dritte. (1.1)

Die Gründe hierfür erkennen wir, wenn wir die **Physiologie des flüssigen Lesens** näher untersuchen. Denn zum einen ist das visuelle Zentrum unseres Gehirns dabei nur zu einem geringen Teil tätig; das meiste geschieht jenseits der visuellen Wahrnehmung. (1.2)

Zum anderen machen unsere Augen beim Lesen **Sprünge** ("Saccaden"), die jeweils nur Teile der Texte scharfsehen; das übrige wird nur ungenau oder gar nicht gesehen. Diese Lücken werden, ohne dass wir es bemerken, von Ahnungen gefüllt, die wir auf die Schriftfläche projizieren. (1.3)



1.1 Die drei Lernstufen beim Lesen und ihre Anfälligkeit für Lesefehler

1) Logographisches Lesen



2) Alphabetisches Lesen

C-o-c-aC-o-l-a T-e-m-p-o

3) Orthographisches Lesen



1.1 Die drei Lernstufen beim Lesen und ihre Anfälligkeit für Lesefehler

1) Logographisches Lesen

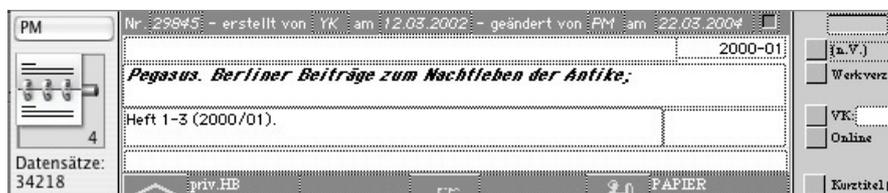
Dies ist der erste Schritt beim Lesenlernen: Ein Kind entnimmt aus visuellen Anzeichen, um welches Wort es sich handelt. Zum Beispiel wird der typische Coca-Cola-Schriftzug als Coca-Cola gelesen, auch wenn er zu Cola-Coca, Calo-Coco oder Caca-Caca verfremdet ist. Diese Art der Merkmalserkennung bleibt beim Lesen stets involviert.

2) Alphabetisches Lesen

Solange die Buchstaben noch gelernt werden, ist das serielle Entziffern eines Wortes und der Vergleich mit dem zugehörigen Lautbild eine notwendige Stufe. Aber es ist eben nur eine Übergangsstufe.

3) Orthographisches Lesen

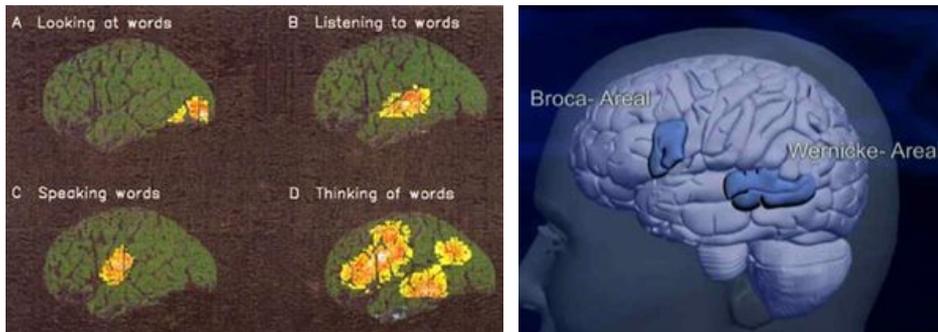
Geübte Leser achten nicht mehr auf jeden einzelnen Buchstaben, sondern auf die gesamte Wortgestalt. Diese Lesestufe entspricht also wieder mehr der ersten und ist für Lesefehler entsprechend anfällig. So wird die Individualität einzelner Buchstaben oft gar nicht bemerkt (oder haben Sie bemerkt, dass das Wort Individualität vorhin falsch geschrieben war?) bzw. es werden ganze Worte je nach Erfahrungshintergrund des Lesers modifiziert – etwa wenn eine Leseforscherin berichtet, dass ihr "nach einem Tag im Frauenbuchladen die Lebensversicherung auf der Reklamewand zur Lesbenversicherung wird" (**Bergermann 1994**), oder eine studentische Hilfskraft folgendes in unsere Datenbank eintrug und damit verriet, was sie lieber täte als Literatur zu Aby Warburgs "Nachleben der Antike" aufzunehmen:



Was auf der buchstäblichen Ebene als bloße Fehlleistung erscheint – das Auffüllen von Ungenauigkeiten der Wahrnehmung durch die Imagination des Lesers – ist auf der Ebene größerer Texteinheiten ein notwendiger Anteil an der Sinnproduktion, der von literarischen Texten auch gezielt intendiert wird (vgl. **3.2**)



1.2 Die für Sprachverarbeitung zuständigen Gehirnareale



Links: **Kandel** u.a. (1995), S. 17. Rechts: **Hauer/Herschey** (2007)

Broca-Areal: Sprachproduktion, **Wernicke-Areal**: Sprachverstehen

Angeborene Heuristiken: ● **im Labor** ● **in der Praxis**

Dehaene (2007) Abbildung links: S. 386, Abbildung rechts: S. 389 – Ansicht von unten.

1.2 Die für Sprachverarbeitung zuständigen Gehirnareale

Ende der 1980 Jahre konnte erstmals mit bildgebenden Verfahren sichtbar gemacht werden, welche Gehirnregionen bei den verschiedenen Modi der Sprachverarbeitung aktiv sind. Die Abb. links zeigt frühe PET-Scans (von Positronen-Emissions-Tomographie) solcher Aktivitäten: Beim Lesen ("Looking at words") wird zunächst der **Visuelle Kortex** im Hinterkopf aktiviert. Von dort werden die Signale an verschiedene Gehirnregionen weitergeleitet, die spezielle Analysefunktionen übernehmen:

Für das **phonologische Verstehen** von Sprache – nicht nur im Falle mündlicher Kommunikation, sondern auch beim Lesen – ist das **Wernicke-Areal** (B) zuständig. Es ist benannt nach dem Neurologen Carl Wernicke, der seine besondere Funktion 1874 als erster beschrieb.

Für die **motorische Hervorbringung** von Sprache und ihre grammatische Analyse ist das **Broca-Areal** (C) zuständig. Sein Name geht auf den französischen Chirurgen Paul Broca zurück, der es 1861 entdeckte.

Die neuere Gehirnforschung konnte mit verfeinerten bildgebenden Verfahren zeigen, dass die Sprachverarbeitung im Gehirn über mehrere weitere Zwischenschritte verläuft. Für den Vorgang der **Schrifterkennung** erweist sich dabei die **untere Schläfenregion im Hinterhaupt** als essentiell (Abb. unten links, roter Punkt). Untersuchungen an Patienten mit **Alexie ("Wortblindheit")** haben gezeigt, dass diese Region speziell auf Schriftzeichen reagiert (Abb. unten rechts).

Alle genannten Funktionen beziehen sich auf die dominante Gehirnhälfte – bei Rechtshändern ist das die linke. Aber auch die (im Regelfall) rechte Gehirnhälfte ist an der Sprachwahrnehmung und -verarbeitung beteiligt. Sie reagiert auf atmosphärische und emotionale Aspekte der Sprache (Klangfarben, Sprachmelodie etc.).

Die beiden Videos machen deutlich, dass viele der genannten Funktionen im Gehirn schon angelegt sind, also nicht erst mit dem Spracherwerb ausgebildet werden. Sie bilden die neuronale Grundlage für Erwartungssysteme des Gehirns – sog. "**Heuristiken**" (von griech. heuriskein = finden), die während der Sprach- oder Schriftwahrnehmung Vermutungen über deren Sinn bereitstellen und damit das Verständnis sehr beschleunigen.



1.3 Der Mechanismus des Lesens: simultan oder sukzessiv?

Verfahren zur Messung der Augenbewegung:

Tachistoskop

- z.B. "Falltachistoskop" (Wilhelm Wundt)
- Tachistoskopexperimente (1.3.1, 2.3)

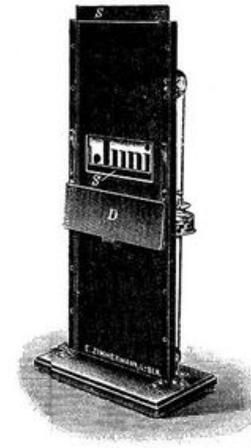
Natürliche Verfahren

- Die Augenbewegung ertasten (1.3.2)
- Die Augenbewegung in Nachbildern sehen (1.3.3)

Moderne Verfahren:

- Elektrookulographie (EOG)
- Reflexionsmethoden mit Infrarotlicht

-> "Saccaden" (1.3.4)



Zimmermann (1910)

1.3 Der Mechanismus des Lesens: simultan oder sukzessiv?

Um 1860 begannen Physiologen, die Augenbewegungen beim Lesen in Labor-Experimenten zu untersuchen. Hierfür wurde das Tachistoskop eingesetzt, ein Gerät, mit dem sich kurze Expositionszeiten z.B. von Buchstaben genau einstellen lassen. Die Abbildung rechts zeigt ein "Falltachistoskop", wie es Wilhelm Wundt verwendete.

Die Beantwortung der Frage, ob das Lesen ein gestalthaft wahrnehmender Vorgang ist, der die Wörter simultan an ihrer "Gesamtform" erkennt, oder ob es sich vielmehr um ein serielles Erfassen von Buchstabenfolgen handelt, blieb lange umstritten. Die frühen Tachistoskopexperimente schienen die zweite These zu belegen (vgl. 1.3.1). Es gab aber auch Tachistoskopexperimente, die zu anderen Ergebnissen führten (2.3).

Heute gebräuchliche, weniger manipulative Verfahren sind:

- Elektrookulographie (EOG)
- Reflexionsmethoden mit Infrarotlicht
- Blickaufzeichnung mit Lesebrillen (s. Abb.).

Mit solchen Verfahren lässt sich nachweisen, dass sich die Augenbewegung beim Lesen Sprüngen, sog. "Saccaden", vollzieht (Demonstration 1.3.2).

Es gibt aber auch weniger aufwendige Methoden, sich von der Tatsache zu überzeugen, dass die Augenbewegung beim Lesen charakteristische Sprünge macht:

- Die Augenbewegung ertasten (1.3.3)
- Die Augenbewegung in Nachbildern sehen (1.3.4)



1.3.1 Lesen unter dem Diktat des Tachistoskops



1.3.1 Lesen unter dem Diktat des Tachistoskops

Sie werden feststellen, dass Sie zunehmend zu einer seriellen Lektüre gezwungen werden – zum Buchstabieren allerdings auch das meist nur unter der Voraussetzung, dass die Zeichenkombinationen keinen Sinn ergeben. Dies liegt am sogenannten "Wortüberlegenheitseffekt" ([2.1.3](#)).



1.3.2 Die Augenbewegung ertasten

Während Sie diesen Text lesen, versuchen Sie zunächst einmal, die Buchstaben der Reihe nach aufzunehmen, ganz gleichmäßig, wie an einer Perlenschnur aufgereiht. Was machen Ihre Augen dabei?

Nun probieren Sie mit diesem Absatz folgendes: Halten Sie sich ein Auge zu, indem Sie ganz sanft Ihre Fingerspitzen über das Lid legen (**so machen Sie es richtig!**). Wenn Sie nun weiterlesen, werden Sie spüren, dass Ihre Augäpfel nicht etwa gleichmäßige, lineare Bewegungen machen, sondern ruckartig hin- und herspringen. Dies ist die natürliche Lesebewegung unserer Augen. Sie vollzieht sich unter Normalbedingungen immer in solchen Sprüngen, sogenannten "Saccaden", wie sie erstmals der französische Augenarzt **Javal (1879)** beschrieben hat.

Bitte machen Sie das Leseexperiment auf der Folie und überlegen Sie, was aus der Tatsache folgen könnte, dass unsere Lektüre sich in Sprüngen vollzieht.

Experimentieren Sie auch mit verschiedenen Textsorten – schwierigen und einfachen – und versuchen Sie herauszufinden, inwieweit die Größe der Saccaden davon abhängt sowie, inwieweit sie sich willkürlich steuern lassen.



1.3.3 Die Augenbewegung in Nachbildern sehen

Nachbild erzeugen und Text lesen

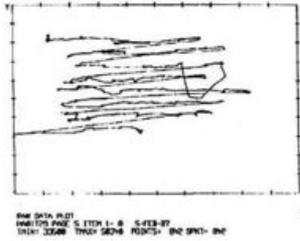
Hinweis: Bitte machen Sie diesen Versuch nur, wenn Sie einen flimmerfreien Monitor haben, da Ihre Augen sonst übermäßig angestrengt werden!

Wenn Sie auf "Start" gedrückt haben, werden Sie zunächst für ca. 20 Sekunden eine Figur zu sehen bekommen. Versuchen Sie während dieser Zeit, den kleinen schwarzen Punkt möglichst unverwandt zu fixieren, damit sich ein deutliches Nachbild entwickeln kann. Danach wird Ihnen ein Text präsentiert. Wenn Sie diesen lesen, können Sie dabei das Nachbild des fixierten Dreiecks über die Zeilen springen sehen – entsprechend zur Bewegung Ihrer Augen.

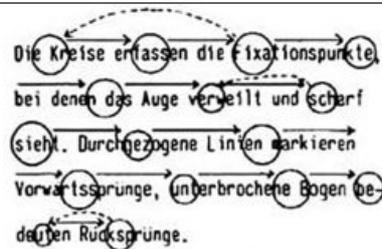
Start



1.3.4 Aufzeichnungen der Augenbewegung beim Lesen



Quellen: Günther (1998) und Jegensdorf (1980)



1.3.4

Aufzeichnungen der Augenbewegung beim Lesen

Bei der Reflexionsmethode mit Infrarotlicht werden die Bewegungen der Pupille in Relation zum Objekt erfasst und können dann auf X-Y-Koordinaten in einem Plotter-Diagramm übertragen werden. So lässt sich zeigen, dass das Auge Sprünge macht, und auch diese nicht in einer linearen Sequenz erfolgen, sondern Rücksprünge und Schleifen einschließt (Bergermann 1994, S. 343).

Die Augen springen also von einer Fixation zur nächsten. Diese Sprünge werden Saccaden genannt. Die Saccaden sind, wie das Schema links zeigt, in der Regel zwischen 5 und 20 Buchstaben weit und dauern durchschnittlich 9 Millisekunden, die Fixationen 220 (Zum Vergleich: ein Lidschlag dauert ca. 100 Millisekunden). Während des Lesens "steht" also das Auge zu etwa 90% der Zeit. Was dazwischen geschieht, ist so kurz, dass wir gar nicht alle Buchstaben genau erkennen können, wie in dieser Simulation.



2.0 Übersicht

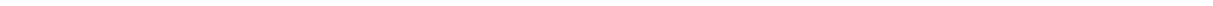
2.1 Diskrete Kognitionsleistungen bei Saccaden

2.2 Implizite Antizipationsleistungen bei der Lektüre

2.3 Erinnerungsaktivierung durch Leselücken (Goldscheider/Müller, Bergson)

2.4 Warum Speichermodelle des Lesens unzulänglich sind?

2.5 Rezeptions- und Produktionsakte auf alle Ebenen des Lektürevorgangs





2.1 Diskrete Kognitionsleistungen bei Saccaden

2.1.1 Simulation eines kontinuierlichen Leseflusses

2.1.2 Unbewusste Steuerungsintelligenz bei Saccaden

2.1.3 Erkennung von Sinneinheiten: Der "Wortüberlegenheitseffekt"

2.1.4 Unterschiedliche Beachtung einzelner Buchstaben



2.1 Diskrete Kognitionsleistungen bei Saccaden

Simulation eines kontinuierlichen Leseflusses

Die Unterstellung einer seriellen Texterfassung beruht auf der Kontinuität der Lektüre. Doch dieses Erlebnis der Kontinuität entspricht nicht dem realen Vorgang, sondern ist eine Simulationsleistung des Gehirns, wie sich mit diesem Experiment nachweisen lässt. ([2.1.1](#))

Unbewusste Steuerungsintelligenz bei Saccaden

Ein klassisches Experiment zum Nachweis, dass Augenbewegungsmessungen als Indikatoren für kognitives Prozessgeschehen herangezogen werden können. ([2.1.2](#))

Erkennung von Sinneinheiten: Der "Wortüberlegenheitseffekt"

Mit verschiedenen Experimenten lässt sich nachweisen, dass Buchstaben in Wörtern besser erkannt werden als in sinnloser Abfolge. ([2.1.3](#))

Ausfilterung von Irrelevanzen

Wörter werden von uns unbewusst nach ihrer Relevanz bewertet. Dabei genügen in der Regel schon die Anfangs- und Endbuchstaben eines Worts, wie diese Experimente zeigen. ([2.1.4](#))



2.1.1 Kontinuität des Lesevorgangs als Simulation des Gehirns

Vorhersehbare und unvorhersehbare Änderungen der Textposition

Probieren Sie aus, wie Ihre Lektüreleistung ist, wenn die Bewegung vom Objekt ausgeht (Start = grün, Stop = rot).

So wird ´s gemacht.



2.1.1 Kontinuität des Lesevorgangs als Simulation des Gehirns

Vorhersehbare und unvorhersehbare Änderungen der Textposition

Was uns während des Lesevorgangs als gleichmäßige, lineare Bewegung der Augen erscheint, ist in Wirklichkeit eine Leistung des Gehirns, das die ruckartigen Bewegungen der Saccaden sowie andere Gesichtsfeldveränderungen ausgleicht.

Probieren Sie es, indem Sie der Anweisung im Textfeld folgen.

Diese Leistung des Gehirns funktioniert nur deshalb, weil die Positionsänderungen der Vorlage vom Lesenden willentlich vollzogen werden: Die Änderung der Blickrichtung wird antizipiert, und so kann der Übergang zur nächsten Perspektive mit der vorherigen nahtlos verknüpft werden; der Lesefluss bleibt erhalten.



2.1.1 Kontinuität des Lesevorgangs als Simulation des Gehirns

Studierende der Heinrich-Heine-Universität machen vor, wie man das Experiment korrekt durchführt ;-)



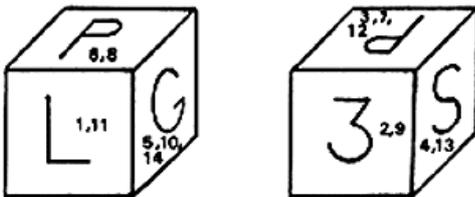


2.1.2 Unbewusste Steuerungszintelligenz bei Saccaden

Kann man von Augenbewegungen auf kognitive Prozesse schließen?

Logik der Blickbewegung und -dauer

Würfel vergleichen



Tab. 16.1.: Blicksequenzen und Blickdauern und deren Zuordnungen zu Prozessen der Informationsverarbeitung (nach Just & Carpenter, 1985)

Blick-Nr.	Würfel	Symbol	Dauer (msec)	Prozess
1	linker	L	466	Suche (1384 msec)
2	rechter	3	201	
3	rechter	P	294	
4	rechter	S	200	
5	linker	G	233	
6	linker	P	300	Rotation und Vergleich (1133 msec)
7	rechter	P	450	
8	linker	P	383	
9	rechter	3	450	Bestätigung (2632 msec)
10	linker	G	349	
11	linker	L	216	
12	rechter	P	617	
13	rechter	S	267	
14	linker	G	733	

Quelle: Lüer (1988)

2.1.2 Unbewusste Steuerungszintelligenz bei Saccaden

Kann man von Augenbewegungen auf kognitive Prozesse schließen?

In dieser Versuchsanordnung von **Just und Carpenter (1985)** wurde den Probanden die Aufgabe gestellt, zwei gezeichnete Würfelsichten miteinander daraufhin zu vergleichen, ob sie identisch sind oder nicht, wobei ein Würfel immer um ein, zwei oder drei Achsen gedreht erschien.

Es gab also unterschiedliche Schwierigkeitsgrade und genau darin unterschieden sich die Blicksequenzen und die Dauer der Blicke. Was Sie im ersten Bild sehen, ist ein durchschnittlicher Blickverlauf.

Aus der Tabelle lässt sich die Logik jeder einzelnen Blickbewegung und -dauer ablesen, die jeweils den Anforderungen der Aufgabenstellung entspricht.



2.1.4.1 Text zum Experiment von Rawlinson (1976)

Lesen Sie diesen Artikel aus der "Frankfurter Allgemeinen Zeitung" vom 23.9.2003 so schnell wie möglich laut vor:





2.1.4.2 F-Zählung





2.2 Antizipationen und korrigierende Rückgriffe bei der Lektüre

2.2.1 Voraberkennung des Folgenden. Die "eye-voice-span"

2.2.2 Retention von Gelesenem und Protention erwarteten Sinns

2.2.3 Sinnstiftung im Schwebезustand

2.2 Implizite Antizipationsleistungen bei der Lektüre

Textpartien werden von unserem Sehapparat "vorausschauend" in das Kurzzeitgedächtnis geladen, bevor sie bewusst gelesen werden. [\(2.2.1\)](#)

Die visuellen Vorgriffe bei der Lektüre, die so genannten "Protentionen", liefern nicht immer die richtigen Daten, weil sie auf antizipatorischen Annahmen beruhen. Mit Experimenten lässt sich zeigen, wie wir durch Protentionshemmung beim Lesen ins Stolpern geraten können. [\(2.2.2\)](#)

Die Korrektur von Protentionen ist nur möglich, weil diese für eine Weile im Kurzzeitgedächtnis präsent bleiben und somit eine Überprüfung des Textsinns ermöglichen, wie weitere Versuche dokumentieren. [\(2.2.3\)](#)



2.2.1 Voraberkennung des Folgenden. Die "eye-voice-span"

Auslesen des visuellen Kurzzeitspeichers

Wenn Sie auf den runden Lichtschalter gedrückt haben, wird Ihnen ein Text präsentiert. Lesen Sie sich diesen Text laut vor. Wenn der Text plötzlich vor Ihren Augen verschwindet, sprechen Sie weiter, so lange es geht.



2.2.1 Voraberkennung des Folgenden. Die "eye-voice-span"

Vorausliegende Textpartien werden vom Leser unbewusst in das Kurzzeitgedächtnis geladen, um von dort schneller abrufbar zu sein, was für einen flüssigeren Lesevorgang sorgt.

Mit dem Experiment auf der Folie lässt sich die zeitliche Ausdehnung zwischen der aktuell (vor)gelesenen Textstelle und der antizipierten Passage, die sogenannte "eye voice span" (vgl. [Schlesinger 1968](#)) messen. Sie beträgt im Durchschnitt 1,5 bis 3 Sekunden, was genau der Spanne des Kurzzeitgedächtnisses entspricht.



2.2.2 Retention von Gelesenem und Protention erwarteten Sinns

Gelesenes protendiert Gesehenes ("Stroop-Effekt")

START

Gelesenes protendiert Gehörtes (Verhören)

START

Gehörtes protendiert Gelesenes (Rhythmus-Adaption)

START

2.2.2 Retention von Gelesenem und Protention erwarteten Sinns

Wie wir schon anhand der Experimente von Goldscheider und Müller feststellten, sind die beim Lesen antizipierten Textpassagen nur innerhalb relativer Wahrscheinlichkeiten mit denen identisch, die tatsächlich auf dem Papier stehen. Denn für alle Wahrnehmungsakte gilt, dass sie von vergangenen Wahrnehmungen vorgeprägt sind, die bestimmte Erwartungen wecken.

Der Phänomenologe Edmund Husserl führte zur Kennzeichnung dieser Erfahrungs- und Erwartungsaspekte im Wahrnehmungsakt die Begriffe "**Retention**" (**von lat. *retento*: zurückhalten**) und "**Protention**" (von lat. *protendo*: vorstrecken) ein. Und er verdeutlichte ihr Zusammenspiel am Vorgang des Melodiehörens: Um eine Tonfolge als Melodie zu hören, muss eine Retention des unmittelbar zuvor Gehörten stattfinden, die wiederum eine Protention der kommenden Töne bewirkt.

Inwieweit das zuvor Gelesene die Erwartung des Kommenden prägen kann, zeigt das Experiment zum **Protentionsnachweis**: Die beiden "Sterne" haben die Erwartung erzeugt, dass es sich auch bei dem dritten Wort um einen Stern handelt. Offensichtlich sind die Augen dem Leser vorausgeeilt und haben den dritten "Stern" fälschlicherweise erkannt, bevor der "Zwerg" die "Elstern" herbeizitierte. Entsprechend verhält es sich mit den anderen beiden Wortreihen.

Ungehemmte und gehemmte Protention

Der protentive Akt bietet keine Schwierigkeiten, solange nur die Farbwörter gelesen werden. Wenn wir aber die Farbe nennen sollen, dann wird die unterschwellige Protention, mit der wir die Semantik der Wörter aufnehmen, hinderlich. Die erwartete Bedeutung muss jeweils korrigiert werden.

Dass eine kontinuierliche Lektüre überhaupt möglich ist, beruht auf einem Hiat zwischen zwei Tendenzen, die gleichzeitig für das Textverstehen notwendig sind: dem Vorgriff auf einen erwarteten Sinn (Protention) und der eventuellen rückwirkenden Korrektur dieser Erwartung. Es ist kaum möglich, die Bedeutung eines Wortes beim Lesen "offen" zu lassen; während des Lesens wird sie festgelegt und dann erforderlichenfalls nachträglich korrigiert.

Ein Beispiel für die starke Tendenz zur Festlegung einer bestimmten Sinnerwartung ist das Phänomen des Verhörens bei der Liedrezeption. Wenn Sie die falschen (oben stehenden) Texte jeweils zuvor lesen, werden Sie feststellen, wie schwer es ist, sich von den unsinnigen Bedeutungen loszumachen, auch wenn man die Musikstücke mit ihren Originaltexten kennen.



2.2.2.1 "Stroop-Effekt"

Lesen Sie erst die Wörter laut vor. Dann nennen Sie die Farben der Wörter. So schnell, wie Sie können.



2.2.2.2 Interferenztest

Die Kognitionspsychologen sprechen von "**Interferenz**", wenn mehrere Gehirnaktivitäten einander ins Gehege kommen. Bei diesem Experiment handelt es sich um Interferenz von **Lesen und Sehen**.

Beim Lesen der Farbwörter gibt es interessanterweise zunächst keine Interferenz zwischen Lesen und Sehen. Offensichtlich sind wir es gewohnt, beim Lesen die visuellen Signale des Schriftbildes nicht so sehr zu beachten, so dass der **Wortsinn** sich gegenüber der **Bildbotschaft** leicht durchsetzen kann. Genau deshalb haben wir signifikante Probleme, wenn wir die Farben der Wörter als solche benennen sollen ("**Stroop-Effekt**"). Unsere Leseaktivität hat immer schon unwillkürlich stattgefunden und eine **Sinnerwartung** bereitgehalten, die von der visuellen Verarbeitung dann erst **durch eine zusätzliche Konzentrationsleistung revidiert** werden muss.



2.2.2.3 Rhythmus-Adaption

Klicken Sie auf den Abspielknopf und lesen Sie die aufscheinenden Wörter nacheinander laut vor:

2.2.2.1 Worrhythmustest

Die Kognitionspsychologen sprechen von "**Interferenz**", wenn mehrere Gehirnaktivitäten einander ins Gehege kommen. Bei diesem Experiment handelt es sich um eine Interferenz von **Lesen und Hören**.

So haben Sie vermutlich beim lauten Lesen der Wortspalte die Neigung verspürt, das jeweils dritte Wort so zu betonen wie die beiden vorigen, obwohl Sie ja eigentlich wissen, dass die Betonung anders sein muss. Die Einstimmung in die **Wortmelodie** der ersten beiden Wörter setzt eine **phonologische Motorik** in Gang, die mit den Leseerfordernissen des dritten interferiert.



2.2.3 Sinnstiftung im Schwebезustand

- a) *Das prächtige Schloss, das sie gekauft hatten, nachdem sie das Geld, das aus dem Bankraub stammte, gewaschen hatten, klemmte.*
- b) *Das Licht am Ende des Tunnels gehörte zu einem entgegenkommenden Zug.*
- c) *Das einzig Positive auf dieser Etappe war sein Doping-Test.*
- d) *"Is the doctor at home?" the patient asked in his bronchial whisper.
"No", the doctor's young pretty wife whispered in reply. "Come right in". (Raskin 1985, S. 100)*
- e) *Enthält dieser Satz fünf Wörter – oder sieben? (Hofstadter 1979)*
- f) *Wenn du diesen Satz irgendwo liest, ignoriere ihn. (ebd.)*
- g) *Die »Rationalität« – aber vielleicht müsste auf dieses Wort aus dem Grunde, der am Ende dieses Satzes sichtbar wird, verzichtet werden –, die eine derart erweiterte und radikalisierte Schrift beherrscht, stammt nicht mehr aus einem Logos. (Derrida 1967, S. 23)*

2.2.3 Sinnstiftung im Schwebезustand

Ambiguitätstoleranz von Protentionen und Retentionen

Mehrdeutige Worte ("es", "Schloss", "waschen", "sie") wecken unter Umständen falsche Bedeutungserwartungen, die dann je nach Kontext korrigiert werden. Dass dies in der Regel möglich ist, ohne dass der Leser den Satz noch einmal von vorne lesen zu müssen, weist darauf hin, dass die Retentionen ambiguitätstolerant sind.

Kollisionen zwischen Protention und Retention als Stilmittel

Die Kollision von Protention und Retention wird bisweilen als Stilmittel zur Erzeugung von Überraschungseffekten eingesetzt.

Denn auch wenn der antizipierte und tatsächliche Sinn sich diametral widersprechen, muss die Kollision nicht zum Verstehensabbruch führen, sondern kann einen neuen, meist ironischen, Sinn erzeugen.

Das Textverständnis erschließt sich beim Lesen nicht im sukzessiven Verlauf, sondern analog zum Wechselspiel von Protention und Retention bei der Worterkennung.



2.3 Erinnerungsaktivierung durch Leselücken

2.3.1 Die Tachistoskopexperimente von Goldscheider und Müller

2.3.2 Goldscheider/ Müller über die Ergänzung von Textlücken

2.3.3 Erinnerungsaktivierung durch Leselücken (Bergson)

2.3 Erinnerungsaktivierung durch Leselücken

Die Tachistoskopexperimente von Goldscheider und Müller

Nicht alle Tachistoskopexperimente über den Vorgang des Lesens, die in der Zeit um 1900 durchgeführt wurden (vgl. [1.3.1](#)), verleiten zu der irrigen Ansicht, dass wir beim Lesen die einzelnen Buchstaben sukzessive erfassen. [Goldscheider und Müller \(1893\)](#) konnten mit einer anderen Versuchsanordnung zeigen,

"dass innerhalb der optischen Sphäre ... Erinnerungen gewisser regelmäßiger, symmetrischer oder häufig vorkommender Formen wachgerufen werden. Durch Erfahrungen des täglichen Lebens (Formen der Gegenstände, Zeichnungen, Lesen, etc.) sind wir mit einer ganzen Reihe von Formanschauungen bekannt geworden und diese Erinnerungen spielen ... für das Erkennen der Anordnung der Elemente eine wichtige Rolle."

Diese Formen werden, wie die Experimente bewiesen, simultan, als komplette Muster, erkannt. ([2.3.1](#))

Goldscheider/Müller über die Ergänzung von Textlücken

Mit einem weiteren Experiment konnten Goldscheider und Müller nachweisen, dass unvollständig geschriebene Wörter unwillkürlich durch den Leser ergänzt werden - und zwar in Korrelation zur Geläufigkeit der Wörter für die Vpn, d.h. in einem Zusammenspiel von Wahrnehmung und erinnerungsgespeister Antizipation bei der Lektüre. ([2.3.2](#))

Erinnerungsaktivierung durch Leselücken (Bergson)

Der Philosoph [Henri Bergson \(1896\)](#) zog in seinem Werk *Materie und Gedächtnis* (1896) aus den Befunden von Goldscheider und Müller weitreichende Konsequenzen über den Zusammenhang von Wahrnehmung und Erinnerung. ([2.3.3](#))

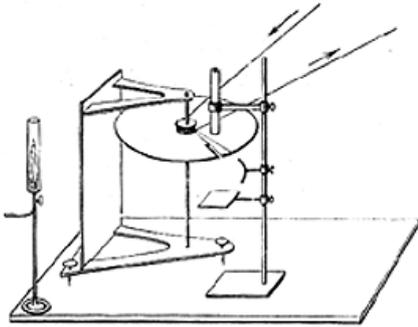


2.3.1 Die Tachistoskopexperimente von Goldscheider und Müller

Wiedererkennungstest

Klicken Sie auf die Zeichenkombinationen und testen Sie, wie viele Durchgänge Sie benötigen. Beim Klick auf "Ergebnisse" erfahren Sie, wie die Probanden von Goldscheider und Müller abgeschnitten haben.

Welche der Zeichengruppen benötigen mehr, welche weniger häufige Präsentationen, um sicher wiedererkannt zu werden?



Bildquellen: **Goldscheider/Müller (1893)**

2.3.1 Die Tachistoskopexperimente von Goldscheider und Müller

Auch die Untersuchungen von **Goldscheider/Müller (1893)** zur Psychophysik des Lesens basierten auf Tachistoskop-Experimenten. Dabei vermieden sie jedoch den Fehler von Wilhelm Wundt und anderen, die aus der Tatsache, dass Wörter bei sehr kurzer Präsentationszeit nur noch buchstabenweise gelesen werden können, fälschlich schlossen, dass das Lesen ein serieller Buchstabiervorgang sei (vgl. **1.3.1**).

Goldscheider und Müller legten den Probanden Zeichenkombinationen vor, die Buchstabengruppen mehr oder weniger ähneln. Dadurch konnten Sie die Hypothese verifizieren, dass die Wiedererkennung der Zeichen mit ihrer Ähnlichkeit zu vertrauten Zeichen korrelierte, also durch die Beteiligung der Erinnerung erhöht wurde.

Für die Frage, ob das Lesen ein serieller oder simultaner Erkennungsvorgang sei, war das ein Durchbruch, der auch von

Külpe (1893)
Erdmann/Dodge (1898)
Zeitler (1900)
Münsterberg (1913)

bestätigt wurde.



2.3.2 Goldscheider/Müller über die Ergänzung von Textlücken



2.3.2 Goldscheider/Müller über die Ergänzung von Textlücken

Die Beobachtung, dass es offenbar genügt, wenn Leser einige Charakteristika von bekannten Formen erfassen, um sie aus der Erinnerung zu vervollständigen, verifizierten Goldscheider/Müller in einer Versuchsanordnung, bei der lückenhafte Wörter, die kurz unterm Tachistoskop präsentiert wurden, ergänzt werden mussten.

Dabei stellten sie fest, dass die jeweiligen Ergänzungsleistungen in einer Korrelation zur Geläufigkeit der Wörter im Sprachgebrauch der Vpn standen. Auch hier also handelte es sich offenbar nicht um ein buchstabenweises Lesen, sondern ein spontanes Erfassen des Gesamtwortes, das je nach Erinnerbarkeit mehr oder weniger falsch war.



2.3.3 Erinnerungsaktivierung durch Leselücken (Bergson)

Henri Bergson (1896) zog aus den Versuchen von Goldscheid und Müller folgende Konsequenz:

Lückenergänzungstest: Sie können Bergsons These überprüfen, indem Sie auf die Zitatfläche klicken und noch einmal versuchen, den nun lückenhaften Text zu lesen.



2.3.3 Erinnerungsaktivierung durch Leselücken (Bergson)

Lückenergänzungstest

Beispiele für den schöpferischen Anteil des Lesens hatten wir schon auf der Stufe des logographischen und orthographischen Lesens gefunden (vgl. [1.1](#)). In einem komplexeren Sinne aber weist Bergsons Bemerkung auf die Unbestimmtheits- und Leerstellentheorie Ingardens (vgl. [3.1](#)) und Isters (vgl. [3.2](#)) voraus.



2.4 Warum Speichermodelle des Lesens unzulänglich sind

2.4.1 Das Experiment von Ebbinghaus

2.4.2 Die These von der hierarchischen Struktur der Worterkennung

2.4.3 Das Lektüremodell der Generativen Grammatik



2.4 Warum Speichermodelle des Lesens unzulänglich sind

Das Experiment von Ebbinghaus

Ein Versuch von Hermann Ebbinghaus, um die Speicherkapazität des menschlichen Gedächtnisses zu testen. [\(2.4.1\)](#)

Die These von der hierarchischen Struktur der Worterkennung

Modelle, die die Worterkennung als stufenweisen Aufbau von einfachen graphischen Merkmalen über Buchstaben zu Wörtern darstellen, entsprechen nicht dem tatsächlichen Kognitionsgeschehen beim Lesen. [\(2.4.2\)](#)

Das Lektüremodell der Generativen Grammatik

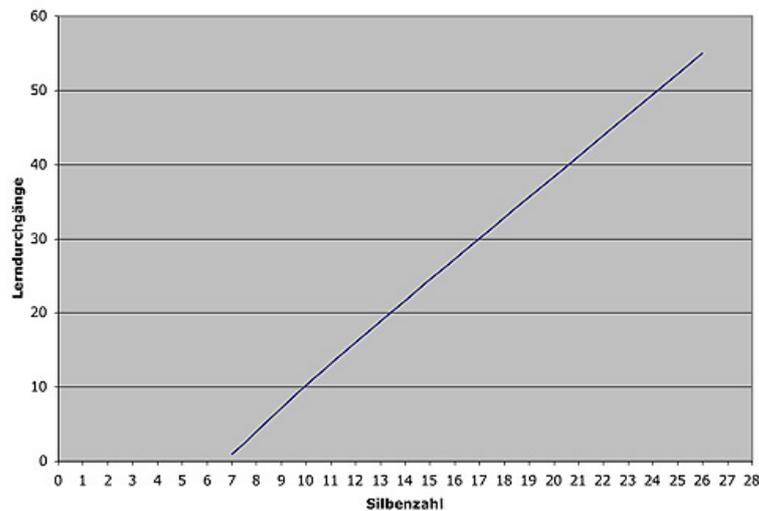
Auch das Erfassen ganzer Satzstrukturen hat man mit einem hierarchischen Speichermodell zu erklären versucht. [\(2.4.3\)](#)



2.4.1 Das Experiment von Ebbinghaus

- Auswendiglernen sinnloser Silben: **dosch pä m feur lot**

- "natürliche Gedächtnisspanne": 7 ± 2 Einheiten – später "Chunks" genannt (**Miller 1956**)



Quelle: **Ebbinghaus (1885)**

2.4.1 Das Experiment von Ebbinghaus

Der Psychologe Hermann Ebbinghaus unternahm 1879/80 und 1883/84 einen Selbstversuch, bei dem er sinnlose Silben auswendig lernte (**Ebbinghaus 1885**), z.B.

dosch pä m feur lot

Dabei kam er zu folgender Beobachtung hinsichtlich des Verhältnisses von Silbenzahl und erforderlichen Lerndurchgängen:

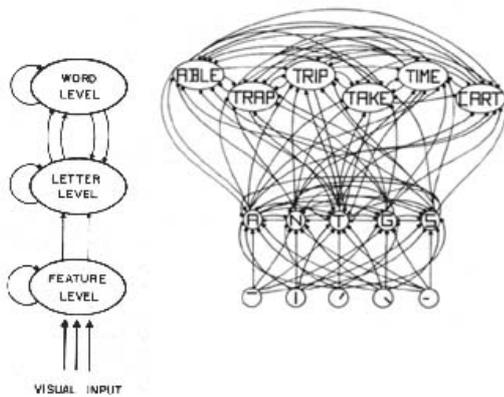
Um 7 Silben zu lernen, bedurfte es demnach kaum einer Wiederholung, Zwölf silbenreihen mussten 16 mal und Sechszwanzigsilbenreihen 55 mal gelernt werden.

Diese Geradlinigkeit der Korrelation muss aus den zuvor genannten Erkenntnissen über den heuristischen Charakter von Protentionen und Retentionen bezweifelt werden.

Allerdings bleibt die Beobachtung von Ebbinghaus gültig, dass das Kurzzeitgedächtnis 7 ± 2 Einheiten instantan aufnehmen kann – unabhängig davon, woraus diese Einheiten bestehen (Zahlen, Silben, Wörter ...). Seit **Miller (1956)** nennt man **solche Informationseinheiten** "Chunks", und erklärt ihre Merkbarkeit damit, dass unser Kurzzeitgedächtnis ein "Register" mit ca. 7 "Plätzen" hat. Wenn diese voll sind, muss das gesamte Register erst wieder geleert werden, bevor neue Chunks aufgenommen werden können.



2.4.2 Das Bottom-up-Modell der Worterkennung



Quelle: [McClelland/Rumelhart \(1981\)](#)

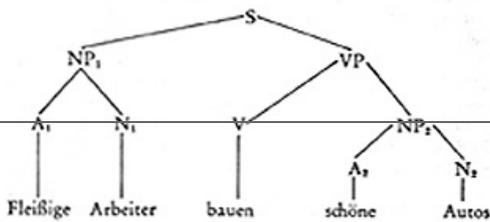
2.4.2 Das Bottom-up-Modell der Worterkennung

Sogenannte "Bottom-up-Modelle" der Worterkennung, wie z.B. das abgebildete von [McClelland/Rumelhart \(1981\)](#), das auch in der neuesten Forschungsliteratur aufgegriffen wird (vgl. [Dehaene 2007](#), S. 59), sind unzutreffend, sofern sie den Eindruck erwecken, dass unser Gehirn sukzessive aus Strichelementen buchstabiert und aus diesen wiederum Wörter bildet. Wie sich anhand der zuvor erörterten Experimentalbefunde klar zeigen lässt, funktioniert die Worterkennung (wie übrigens Wahrnehmungsprozesse überhaupt) vorwiegend im "Top-down-Modus", das heißt: In unserem Gehirn operieren Erwartungssysteme ("Heuristiken"), die schon auf partiell erfasste Schriftmerkmale mit kompletten Wort- und Wortgruppen-Annahmen reagieren. Dabei konkurrieren freilich oft mehrere alternative Worterkennungs-"Vorschläge". Welcher sich durchsetzt, hängt in der Regel nicht davon ab, ob sämtliche Features und Buchstaben korrekt identifiziert wurden, sondern ob er dem jeweiligen Leser plausibel erscheint.



2.4.3 Das Lektüremodell der Generativen Grammatik

Der bekannteste Versuch, die im Gedächtnis gespeicherte Struktur eines Satzes auf diese Weise erkennbar zu machen, stammt von JOHNSON (1965) (zum Folgenden vgl. HÖRMANN 1967, WEISBERG 1971, ENGELKAMP 1973). JOHNSONs These ist: wer sich einen Satz merkt, gliedert ihn in Chunks verschiedener Größe und »hierarchischer Höhe«. Jeder Chunk* wird im Gedächtnis als Knotenpunkt codiert, jedes zu einem Chunk gehörende Wort ist mit diesem Knotenpunkt, nicht aber direkt mit seinen Nachbarwörtern, assoziiert. Die Reihen- bzw. Rangfolge der Einheiten ist ebenfalls im Gedächtnis gespeichert. Zum Beispiel:



Das Verb »bauen« ist hier Teil der Einheit VP, die auch NP₂ in sich faßt. Die Gedächtniscodierung erfolgt, wie man sieht, nach der Oberflächenstruktur im Sinne der Generativen Grammatik.

Auszug aus: **Hörmann (1976)**, S. 447.

während "fleißig" schon über NP1 mit "Arbeiter" zusammenhängt.

Dass solche Modelle in den 1980er Jahren eine Hochkonjunktur hatten, liegt an der in dieser Zeit aufgekommenen Computereuphorie: Man glaubte, die mentalen Vorgänge beim Verstehen von Sprache mit Computer-Algorithmen wie solchen Baumstrukturen (andere arbeiten mit sog. "Frames", wieder andere mit "Scripts") nachbilden zu können. Doch die mit viel Optimismus und Aufwand betriebenen Forschungen zur "Künstlichen Intelligenz" (KI) endeten kleinlaut. Man hatte die Komplexität der für das Verstehen menschlicher Sprache erforderlichen Prozesse unterschätzt – insbesondere die schon von **Ludwig Wittgenstein** hervorgehobene Tatsache, dass die Bedeutung eines Worts sich aus ihrem Gebrauch in konkreten lebensweltlichen Situationen ergibt und deshalb unmöglich nach festgelegten Regeln ermittelt werden kann: We "make up the rules as we go along" (1953, S. 67).

2.4.3 Das Lektüremodell der Generativen Grammatik

Der hier zugrundegelegten Hypothese zufolge wird ein Sprecher, der ein bestimmtes Wort (z.B. "Arbeiter") erinnert, bestimmte andere Wörter (z.B. "fleißige" oder "bauen") mit einer Wahrscheinlichkeit erinnern, die der Häufigkeit ihrer Verknüpfung mit Chunk-Knoten entspricht. So wird er z.B. "fleißig" sehr viel wahrscheinlicher erinnern als "bauen", da "bauen" nur über den höchstgelegenen Knoten S mit N1 ("Arbeiter") verbunden ist,



2.5 Rezeptions- und Produktionsakte auf allen Ebenen des Lektürevorgangs

Bisher haben wir folgende Ebenen behandelt:

- (1) **Das visuelle Wahrnehmen der Schriftzeichen [...]**
- (2) **Die Verleihung von Wort- und Satzbedeutung durch 'Denkakt(e)' [...]**
- (3) **Die Konstruktion von dargestellten Sachzusammenhängen zu den Satzsinnen. [...]**

Im folgenden werden wir dasselbe Prinzip auf diesen Ebenen wiederfinden:

- (4) **Die Ausfüllung der 'Unbestimmtheitsstellen' [...]**
- (5) **Die Aktualisierung, d.h. Bewusstmachung von Ansichten [...]**
- (6) **Die Gewinnung ästhetischer Qualitäten durch die [...] Konstitution von Gestaltqualitäten.**

Zitate aus **Grzesik (1990)**, S. 37 ff.

2.5 Rezeptions- und Produktionsakte auf allen Ebenen des Lektürevorgangs

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass auf allen Ebenen der Lektüre - von der Blickbewegung der Augen über die Worterkennung bis zum Verstehen von Sätzen - sowohl rezeptive als auch produktive Akte zusammenspielen.

Das geläufige kognitionswissenschaftliche Textmodell ist daher nur dann als zutreffend zu bezeichnen, wenn wir auf allen Ebenen neben den informationsaufnehmenden auch die informationsgenerierenden Akte des Lesers berücksichtigen.



3.0 Übersicht

3.1 Maschinelles Lesen

3.2 Natürliches Lesen

3.3 Was heißt "Lesen"?

3.4 "Lesen" etymologisch

3.5 Kontextabhängigkeit des Verstehens

3.0 Übersicht

Phänomenologie (von griech. *phainómenon* = Erscheinung und *lógos* = Wort, Rede, Sinn) ist dem Wortsinn nach die Wissenschaft des Erscheinens. Gemeint ist damit, wie uns die Welt, in der wir leben, erscheint, also wie wir sie wahrnehmen. Nun wissen wir natürlich, dass unsere Wahrnehmungen uns täuschen können. Zum Beispiel sprechen wir von "Sonnenaufgang" und "Sonnenuntergang", obwohl es nicht die Sonne ist, die auf- und untergeht, sondern die Erdrotation. Obwohl es sich also "nur" um Erscheinungen handelt, die sich physikalisch widerlegen lassen, ist unsere Redeweise nicht "falsch". Denn sie beschreibt durchaus triftig, was wir wahrnehmen. Und da es nun einmal unsere Wahrnehmungen sind, anhand derer wir uns in der "Lebenswelt" orientieren, benötigen wir die Phänomenologie nicht weniger als die Physik, die Erforschung der subjektiven Perspektive auf die Welt nicht weniger als die der objektiven, die "first person sciences" nicht weniger als die "third person sciences".

Wenn wir uns nun also der Frage zuwenden, was für ein Phänomen die Schrift ist, kann dies nicht allein dadurch erfolgen, dass wir ihre objektiven Merkmale aufzählen, sondern wir müssen untersuchen, wie wir Schrift wahrnehmen, d.h. wie wir lesen.

Dass das Phänomen der Schrift grundsätzlich von dem differiert, was objektiv vor unseren Augen steht (und Gegenstand einer "third person science" wäre), haben wir in den vorigen Lektionen gesehen.

Von daher leuchtet es ein, dass das menschliche Lesen ganz anders geartet ist als das maschinelle. Während dieses als "Optical Character Recognition" (OCR) werden kann (3.1),

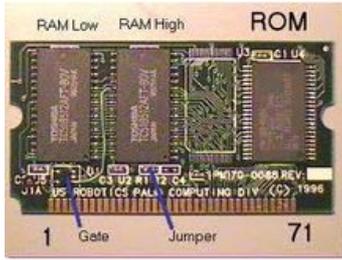
ist das menschliche Lesen natürlich mehr als ein bloßes Erkennen von Buchstaben, nämlich Zuweisung von Sinn – für die wir noch nicht einmal Buchstaben benötigen. Entscheidend sind vielmehr die Kontexte, innerhalb derer wir Zeichen jeglicher Art einen Sinn zuweisen (3.2).

Dieser Doppelcharakter des Lesens – einerseits als Dechiffrierung von Codes, andererseits als Konstruktion von Sinn – kommt schon im Wortursprung des griechischen Verbs *legein* bzw. des lateinischen *legere* zum Ausdruck (3.3).

Was also heißt "Lesen"? Anhand eines Heidegger-Zitats versuchen wir eine vorläufige Bestimmung. (3.4)



3.1 Maschinelles Lesen



RAM: Random Access Memory
 ROM: Read Only Memory

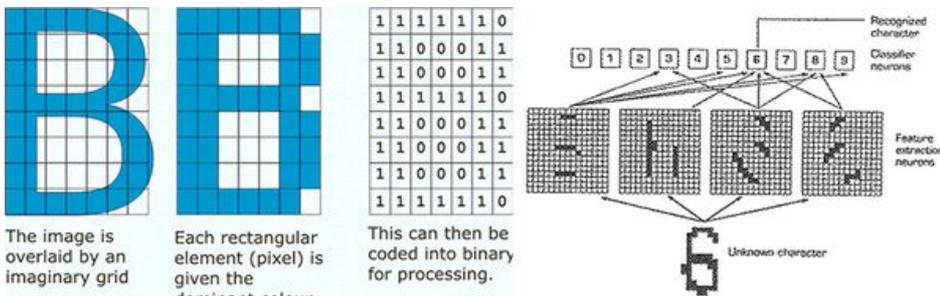


„Lesegerät“



Barcodelesestift mit Leseinheit

"Optical Character Recognition" (OCR): "Pattern Matching"- und "Feature Recognition"-Verfahren



Quelle: sinhala.sourceforge.net/archive/akuru.org/0009.html

3.1 Maschinelles Lesen

Auch in Bezug auf Computer sagen wir, dass sie "lesen" ('Read Only Memory', 'Barcode-Leser' etc.).
 Diese Art des "Lesens" beruht im Prinzip darauf, dass ein Daten-Input mit vordefinierten Codes abgeglichen wird.

Der Input kann freilich von Menschenhand stammen. Aber was die Maschine beim sog. "Optical Character Recognition" (OCR) vollzieht, ist natürlich kein "Erkennen" des in Schrift Gesagten, sondern lediglich ein Zuordnen von Merkmalen nach Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit vorgegebenen Mustern ("Pattern Matching").



3.2 Natürliches Lesen

Lesen im "Buch der Natur"

"Wenn ich nun aber", versetzte jener, "eben diese Spalten und Risse als Buchstaben behandelte, sie zu entziffern suchte, sie zu Worten bildete und sie fertig zu lesen lernte, hättest du etwas dagegen?"

– "Nein, aber es scheint mir ein weitläufiges Alphabet."

– "Enger, als du denkst; man muss es nur kennen lernen wie ein anderes auch. Die Natur hat nur eine Schrift, und ich brauche mich nicht mit so vielen Kritzeleien herumzuschleppen. Hier darf ich nicht fürchten, wie wohl geschieht, wenn ich mich lange und liebevoll mit einem Pergament abgegeben habe, dass ein scharfer Kritikus kommt und mir versichert, das alles sei nur untergeschoben."

– Lächelnd versetzte der Freund: "Und doch wird man auch hier deine Lesarten streitig machen." **Goethe (1820/29)**, S.34

3.2 Natürliches Lesen

Der Lektürevorgang beim Menschen ist weit mehr als Buchstabenerkennung. Das kann man sich schon daran klarmachen, dass wir das Wort "lesen" auch in Fällen gebrauchen, wo wir gar keine Buchstaben vor uns haben.

So zum Beispiel in der alten Metapher vom "**Buch der Natur**", die eine **Lesbarkeit der Welt (Blumenberg 1981)** vor aller Schrift unterstellt, wie z. B. in dem gezeigten Dialog aus Goethes Roman *Wilhelm Meisters Wanderjahre*.

Zur "Schrift" wird für uns mithin alles, was wir für lesbar erklären – etwa, wenn wir von der "Handschrift" eines Täters sprechen, der sich durch bestimmte Tatprofile auszeichnet, oder wenn ein DJ seine Kunst, die Stimmung auf der Tanzfläche aufzugreifen, als "read the audience" beschreibt (#Beleg bei lg#).



3.3 Was heißt Lesen?



Was heißt Lesen?

Das Tragende und Leitende im Lesen ist die Sammlung.

Worauf sammelt sie?

Auf das Geschriebene, auf das in der Schrift Gesagte.

Das eigentliche Lesen ist die Sammlung auf das, was ohne unser Wissen einst schon unser Wesen in den Anspruch genommen hat, mögen wir dabei ihm entsprechen oder versagen.

(Heidegger 1954)

Die guten Leutchen wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe gekostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch nicht sagen, dass ich am Ziel wäre.

Goethe zu Eckermann, 25.1.1830.

Schriftlichkeit ist Selbstentfremdung. Ihre Überwindung, das Lesen des Textes, ist also die höchste Aufgabe des Verstehens.

Gadamer (1960), S. 368.

Lesen deckt sich nicht mit Verstehen ... Lesen geschieht in der abenteuerlichen Offenheit des Nichtverstehens
(Hans-Jost Frey)

Oft ist das Lesen nur ein zerstreutes Vorbeigleiten, ein flüchtiger, unwilliger Kontakt. Dann wieder ist es ein ozeanisches Vergnügen, Eintauchen in eine abgründige Welt, in der wir uns verlieren und vielleicht irgendwann wiederfinden. Ein seltsames Taucherspiel von Selbstverlust und Selbstgewinn.

(Ulrich Raulff 2014)

Man muss erfinderisch sein, um gut zu lesen.

(Ralph Waldo Emerson)

3.3 Was heißt Lesen?

Die Folie konstatiert einige Definitionen des Lesens, die alle darauf hinauslaufen, dass Lesen mehr ist, als Informationsaufnahme. Am nächsten an der Etymologie ist Heidegger, dem wir daher besondere Aufmerksamkeit widmen.

Um das Heidegger-Zitat zu verstehen, sind insbesondere die folgenden beiden Fragen zu klären:

1. Was ist hier mit "Sammlung" gemeint?

Unser Wort "lesen" ist vom griechischen "legein" bzw. lateinischen "legere" abgeleitet und bedeutet ursprünglich "sammeln" im Sinne von "einsammeln" – was auch in unseren Worten "Traubenlese", "Blütenlese" etc. noch enthalten ist. Zugleich verbindet sich mit dem Begriff des Sammelns schon früh die Bedeutung des Sich-Sammelns, der Konzentration – etwa im Knochenorakel, bei dem der Prozess des Einsammelns der Knochen zugleich eine Konzentration auf das eigene Schicksal bewirkte. Auf diesen doppelten Sprachgebrauch spielt Heidegger im ersten Teil des Zitats an.

2. Warum kann er behaupten, dass wir uns beim Lesen auf etwas sammeln, was "einst schon unser Wesen in Anspruch genommen" hat?

Wie wir in den vorigen Lektionen festgestellt haben, ist das Lesen kein nur rezeptiver Vorgang, sondern immer auch – und zwar in erheblichem Umfang – eine Konstruktionsleistung. Diese Konstruktionsleistung beruht auf Erwartungen darüber, – welche Wörter vor unseren Augen stehen, obwohl wir nur flüchtige Umrisse davon wahrnehmen, – welche spezifische Bedeutung einem Wort im Kontext zukommt, – wie ein Satz, eine Satzfolge, eine Geschichte etc. wahrscheinlich weitergeht.

Unser Gehirn verfügt für solche Erwartungen über spezielle kognitive Systeme, die von den Neurowissenschaftlern "Heuristiken" genannt werden. Teilweise sind diese angeboren (Neugeborene können sprachliche von anderen Stimmgeräuschen unterscheiden – vgl. die Videos in Lektion **1.2**), teilweise werden sie durch Erfahrungen ausgebildet, die entsprechende Erinnerungsabrufe ermöglichen.

Die Phänomenologen verwenden für das Wechselspiel von Erwartungen und Erinnerungen, Vorgriffen und Rückgriffen, die Termini "Protention" und "Retention" (vgl. Lektion **2.2**).

Die Literaturtheorie, der wir uns nun zuwenden, thematisiert dieses Wechselspiel auf der höheren Ebene der Textinterpretation als "Hermeneutischen Zirkel" (Dilthey), bei dem sich der "Erwartungshorizont" eines Lesers mit seinem "Erfahrungshorizont" in einem permanenten Abgleich befindet (so dass wir uns den Hermeneutischen Zirkel nicht als Kreis, sondern als Spirale vorstellen müssen).

Wenn Heidegger also sagt, dass wir uns beim Lesen auf etwas sammeln, das "einst schon unser Wesen in Anspruch genommen hat", lässt sich das teilweise im Sinne jener Retentionen bzw. Erfahrungshorizonte verstehen. Aber nur teilweise, denn er fügt hinzu: "ohne unser Wissen". Damit spielt er auf Platons Anamnesis-Lehre an, derzufolge alles

Erkennen ein Wiedererinnern ist. In [Lektion 7](#) werden wir darauf näher eingehen.



3.4 "Lesen" etymologisch

Etymologie:

legein (griech.) / *legere* (lat.): sammeln, "legen"

Logos (griech.): Wort, Sinn, "Auslegung"

to read (engl., von althochdt. "ratan"): "raten"

Sprachgebrauch:

Buchstabe <-> Geist des Gesetzes

explizite <-> implizite Textaussage

Wort für Wort <-> zwischen den Zeilen lesen

3.4 "Lesen" etymologisch

Auch für die Situation nach Einführung der Schrift als konventionalisiertem Code gilt das zuvor Gesagte: Was die Schrift jeweils bedeutet, wird durch den Leser konstituiert. Auch konventionelle Schriftzeichen müssen vom Leser gedeutet werden, um Sinn für ihn zu bekommen. Und da ihre Deutung vom jeweiligen Vorverständnis des Lesers – seinem kulturell und biographisch erworbenen Wissenshorizont – abhängt, ist ihre Bedeutung niemals festgelegt, sondern unterliegt variablen Prozessen der Sinnproduktion.

Unser Wort **"lesen"** kommt vom griechischen **"legein"** und lateinischen **"legere"**, was wörtlich mit **"sammeln"** zu übersetzen ist. Dieser Wortsinn findet sich auch noch in unserem Sprachgebrauch, wenn wir etwa von **"Weinlese"** sprechen oder davon, dass wir heruntergefallene Kleinteile vom Boden **"auflesen"**.

Den semantischen Übergang von dieser weiteren Bedeutung des Worts "lesen" zur engeren können wir z. B. am nordischen Runenorakel nachvollziehen, bei dem Tierknochen mit heißem Eisen zum Zerspringen gebracht wurden. Die Teile wurden dann eingesammelt und dabei das **Orakel "gelesen"**.

Der eigentliche Begriff des Lesens fügt also der äußeren Sammlung eine innere Sammlung hinzu, die nötig ist, um einen Text zu entziffern.

Dieser **Doppelcharakter der Lektüre** zwischen der **Dekodierung** von Schriftzeichen und der **Produktion von Bedeutungen** zieht sich durch alle Epochen der – bisherigen – Geschichte des Lesens. Immer schon unterschieden die Schrifttheoretiker zwischen **expliziter und impliziter** Aussage, zwischen dem **"Buchstaben"** und dem **"Geist"** eines Textes, und entwarfen Anleitungen, wie man **"zwischen den Zeilen"** liest.



3.5 Kontextabhängigkeit des Verstehens

Kontextabhängigkeit der Lektüre

"Sinn kann nur kontextgebunden verstanden werden, und als Kontext fungiert für jeden zunächst einmal das, was sein eigenes Gedächtnis bereitstellt."
(Luhmann 1981: 26)

Beispiel 1:

Ein Ehepaar beschließt, dem Winter in Deutschland zu entfliehen und bucht eine Woche Südsee. Leider kann die Frau aus beruflichen Gründen erst einen Tag später als ihr Mann fliegen. Der Ehemann fährt wie geplant. Dort angekommen, bezieht er sein Hotelzimmer und schickt seiner Frau per Laptop sogleich eine Mail. Irrtümlicherweise hat er sich beim Eingeben der E-Mail-Adresse vertippt und einen Buchstaben vertauscht. So landet die E-Mail bei einer Witwe, die gerade von der Beerdigung ihres Mannes kommt und gerade die Beileidsbekundungen per E-Mail abrufen. Als ihr Sohn das Zimmer betritt, sieht er seine Mutter bewußtlos zusammensinken. Sein Blick fällt auf den Bildschirm, **und da steht:**

Beispiel 2:

Durch die Variabilität von Web-Layouts wird das seitenorientierte Lesen aufgebrochen und den nicht immer linear angeordneten Panels von Comics angenähert. Das kann den Sinn vollständig verändern, wie in **diesem Beispiel:**

3.5 Kontextabhängigkeit des Verstehens

Das Beispiel macht deutlich, dass ein und derselbe Text in unterschiedlichen Kontexten völlig verschiedene Bedeutungen haben kann.







4.0 Übersicht

4.1 Umberto Eco: Die Mitarbeit des Lesers am Text

4.2 Unbestimmtheitsstellen (Ingarden)

4.3 Leerstellen (Iser)

4.4 Intertextualität (Kristeva/ Lachmann/ Genette)



4.0 Übersicht

Wie wir gesehen haben, wird das, was wir als Schrift wahrnehmen, durch den Leser mit konstituiert.

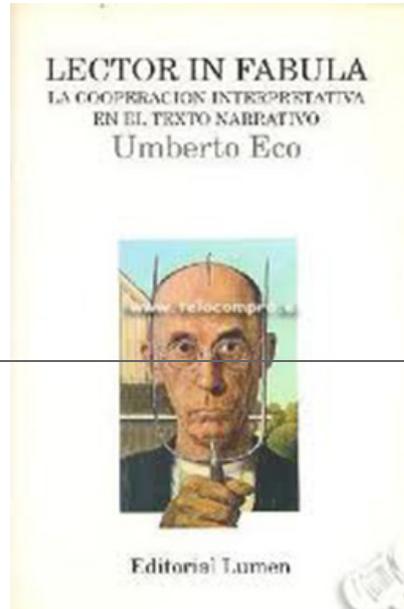
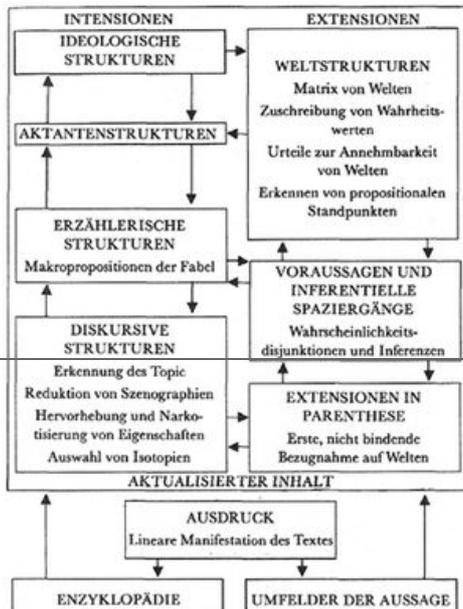
So spricht **Umberto Eco** beispielsweise von der "**Mitarbeit des Lesers am Text**". Dies gilt auch für die höheren Ebenen des Textverstehens. Nicht alle Texttheorien berücksichtigen das. Die in den fünfziger und Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dominierende "**autorintentionale**" oder "**einfühlende**" **Interpretation** z. B. sah ihr Ziel darin, die sinnstiftende Absicht des Autors zu rekonstruieren, und übersah dabei, dass auch der Autor eines Textes nur einer von verschiedenen Deutern seines Textes sein kann.

Seit der Mitte der sechziger Jahre folgte ein radikaler Umschwung: Provokativ erklärte **Roland Barthes** 1968 den "**Tod des Autors**" und proklamierte die leserorientierte "Lust am Text" (**Barthes 1968**, **Barthes 1973**). **Sozialgeschichtliche** und **rezeptionsästhetische** (vgl. **Hohendahl 1974**) sowie **strukturalistische** und **semiotische** Texttheorien (vgl. **Zima 1977**) entwarfen Modelle des Verstehens, die die Produktivität des Lesers berücksichtigen.

Im folgenden seien drei prominente Texttheorien vorgestellt, die besonders geeignet sind, die Appellstrukturen zu verdeutlichen, mit denen Texte die Mitarbeit des Lesers an der Sinnstiftung herausfordern.



4.1 Umberto Eco: Die Mitarbeit des Lesers am Text



4.1

Zu den Versuchen, die Mitarbeit des Lesers am Text

Lector in fabula: Schematische Übersicht über "Ebenen der textuellen Mitarbeit" aus Eco (1979), S. 89.

systematischer zu beschreiben als die hermeneutischen Konzepte, gehört Umberto Ecos *Lector in fabula*, ein Konzept, das aus einer kritischen Auseinandersetzung mit Roland Barthes (1973) hervorgegangen ist und auf semiotischen Termini beruht.

Dabei wird zunächst die lexematische Oberfläche des Textes ("AUSDRUCK") als Aktivierung enzyklopädischer und situativer Komponenten beschrieben, aus denen die Textproduktion hervorgeht. Die Aktivität des Lesers kommt dadurch ins Spiel, dass diese Textkomponenten hinsichtlich ihrer "INTENSIONEN" und "EXTENSIONEN" gedeutet werden.

Als **Intensionen** begreift Eco diejenigen Aspekte eines gegebenen Textes, die "in" ihm stecken: diskursive, erzählerische, aktantielle (d.h. auf Handlungsrollen bezogene) und ideologische Strukturen.

Unter **Extensionen** versteht er dagegen die Umfelder eines Textes: die "Welten", auf die er Bezug nimmt, die historischen, sozialen und biographischen Kontexte etc.

Beide Aspekte beziehen sich auf den Erfahrungs- und Erwartungshorizont des Lesers, der wiederum auch aus den Erfahrungen resultiert, die mit anderen Texten gewonnen wurden, so dass also auch hier eine "intertextuelle Kompetenz" (Kristeva, 1970) in Anspruch genommen wird.

Die Semiotik hat zwar eine Fülle von terminologischen Differenzierungen (nicht nur in der Literaturtheorie, sondern auch etwa in der Filmtheorie (vgl. Deleuze 1983 u. 1985#) hervorgebracht. Dass diese sich aber kaum etablieren konnten (und Deleuze z.B. seinen *Kino*-Büchern ein dreiseitiges Glossar beifügen muss, um Begriffe wie "Dicizeichen", "Qualizeichen" etc. zu übersetzen), lässt es fraglich erscheinen, ob damit wirklich Erkenntnisfortschritte verbunden sind. Statt die Phänomene zu erhellen (und Deleuze kommt aus der Phänomenologie, die er lediglich semiotisch zu präzisieren sucht!) scheinen sie diese eher zu verstellen.

Wenden wir uns also zunächst den Ursprüngen der phänomenologischen Literaturwissenschaft zu, um dann zu schauen, welcher Präzisierungen sie wirklich bedarf, um die "Mitarbeit des Lesers am Text" wirklich zu verstehen.



4.2 Unbestimmtheitsstellen (Ingarden)

*"Das literarische Werk und insbesondere das literarische Kunstwerk, ist ein schematisches Gebilde. [...] Mindestens eine seiner Schichten, und besonders die gegenständliche Schicht, enthalten in sich eine Reihe von **'Unbestimmtheitsstellen'**. Eine solche Stelle zeigt sich **überall dort, wo man aufgrund der im Werk auftretenden Sätze von einem bestimmten Gegenstand** (oder von einer gegenständlichen Situation) **nicht sagen kann, ob er eine bestimmte Eigenschaft besitzt oder nicht**. Wenn etwa in den 'Buddenbrooks' die Augenfarbe des Konsuls Buddenbrook nicht erwähnt wäre (was ich nicht nachgeprüft habe), dann wäre er in dieser Hinsicht überhaupt nicht bestimmt, obwohl zugleich aufgrund des Kontextes und der Tatsache, dass er irgendeine Augenfarbe haben musste; nur welche, das wäre nicht entschieden. Analog in vielen anderen Fällen. Die Seite oder Stelle des dargestellten Gegenstandes, von der man auf Grund des Textes nicht genau wissen kann, wie der betreffende Gegenstand bestimmt ist, nenne ich eine 'Unbestimmtheitsstelle'. [...] Dieses **ergänzende Bestimmen nenne ich das 'Konkretisieren'** der dargestellten Gegenstände. Darin kommt die **eigene, mitschöpferische Tätigkeit des Lesers** zu Wort: aus eigener Initiative und Einbildungskraft 'füllt' er verschiedene Unbestimmtheitsstellen mit Momenten 'aus', die sozusagen aus vielen möglichen bzw. zulässigen gewählt werden, obwohl letzteres [...] nicht notwendig ist. Gewöhnlich vollzieht sich diese 'Wahl' ohne bewusste und für sich gefasste Absicht des Lesers. Er lässt einfach seine Phantasie frei walten und ergänzt die betreffenden Gegenstände durch eine Reihe neuer Momente, so dass sie voll bestimmt zu sein scheinen."*



(Ingarden 1968, S. 49 u. 52)

4.2 Unbestimmtheitsstellen (Ingarden)

Den Begriff der "Unbestimmtheitsstellen" prägte Ingarden in seinem Hauptwerk ***Das literarische Kunstwerk*** (1931).

Welcher Art die Konkretisierungen von Unbestimmtheitsstellen jeweils sind, obliegt nach Ingarden ausschließlich dem Leser; sie findet in den Texten keine Berechtigung. Aus einer Kritik dieses Gedankens entwickelt Wolfgang Iser später seinen Begriff der "Leerstelle" (4.3).



4.3 Leerstellen (Iser)



Wolfgang Iser (1926-2007)

*"Ergeben sich **Leerstellen** aus den Unbestimmtheitsbeträgen des Textes, so sollte man sie wohl Unbestimmtheitsstellen nennen, wie es Ingarden getan hatte.*

*Leerstellen indes bezeichnen **weniger eine Bestimmungslücke des intentionalen Gegenstandes bzw. der schematisierten Ansichten als vielmehr die Besetzbarkeit einer bestimmten Systemstelle im Text durch die Vorstellung des Lesers.***

Statt einer Komplettierungsnotwendigkeit zeigen sie eine Kombinationsnotwendigkeit an."

(Iser 1976, S. 284)

4.3.1 Der systematische Ort von Leerstellen

4.3.2 Leerstellen ermöglichen Mitvollzug des Lesers

4.3.3 Leerstellen in der Bildenden Kunst

4.3.4 Leerstellen im Film

4.3.5 Leerstellen in der Musik

4.3 Leerstellen (Iser)

Wolfgang Iser modifiziert Ingardens Konzept, indem er zwischen "Unbestimmtheitsstellen" und "Leerstellen" unterscheidet. Ingarden benutzte den Begriff der Leerstelle synonym mit dem der Unbestimmtheitsstelle ([Ingarden 1931](#), S. 265)

Den systematischen Ort von Leerstellen bestimmt Iser durch das Aneinanderstoßen verschiedener Textschichten, sogenannter "Schnitte" ([4.3.1](#)).

Die Funktion der Leerstellen ist es nach Iser, dem Leser einen Auslegungsspielraum zu eröffnen, durch den er den Sinn mitkonstituiert ([4.3.2](#)).

In neuerer Zeit hat Isers Begriff der Leerstelle weit über die Texthermeneutik hinaus Karriere gemacht – so in der **Kunstgeschichte** ([4.3.3](#)), der **Filmtheorie** ([4.3.4](#)) und der **Musikwissenschaft** ([4.3.5](#)).



4.3.1 Der systematische Ort von Leerstellen

"Literarische Gegenstände kommen dadurch zustande, dass der Text eine **Mannigfaltigkeit von Ansichten** entrollt, die den Gegenstand schrittweise hervorbringen und ihn gleichzeitig der Anschauung des Lesers konkret machen. Wir nennen diese Ansichten im Anschluss an einen von Ingarden geprägten Begriff "schematisierte Ansichten" [...]. Offensichtlich bedarf es vieler solcher Ansichten, um den literarischen Gegenstand mit zureichender Deutlichkeit vorstellbar zu machen. [...] Diese elementare Beschaffenheit des literarischen Textes bedeutet, dass die "schematisierten Ansichten", durch die der Gegenstand entrollt werden soll, **oftmals unvermittelt aneinander stoßen. Der Text besitzt dann einen Schnitt.** Die häufigste Verwendung dieser Schnitttechnik findet sich dort, wo mehrere Handlungsstränge gleichzeitig ablaufen, aber nacheinander erzählt werden müssen. Die Beziehungen, die zwischen solchen übereinander gelagerten Ansichten bestehen, werden in der Regel vom Text nicht ausformuliert, obgleich die Art, in der sie sich zueinander verhalten, für die Intention des Textes wichtig ist. Mit anderen Worten: **Zwischen den "schematisierten Ansichten" entsteht eine Leerstelle, die sich durch die Bestimmtheit der aneinander anstoßenden Ansichten ergibt.** Solche Leerstellen eröffnen dann einen **Auslegungsspielraum**, in dem man die in den Ansichten vorgestellten Aspekte aufeinander beziehen kann. Sie sind durch den Text überhaupt nicht zu beseitigen." (Iser 1971)

4.3.1 Der systematische Ort von Leerstellen

Hinsichtlich der *Art*, wie Textschichten aufeinandertreffen können, unterscheidet Iser vier Modalisierungen:

- die **kontrafaktische**, die ein hierarchisches Verhältnis von Vordergrund- und Hintergrundperspektiven herstellt,
- die **oppositiv**, die durch einen Gegensatz von Anschauungen bzw. Protagonisten bestimmt ist,
- die **gestaffelte**, die verschiedene Perspektiven in eine hypotaktische (=aufeinander aufbauende) Anordnung bringt,
- und die **serielle**, die verschiedene Perspektiven ohne organisierendes Zentrum nebeneinander stellt (= "Parataxis").

(Iser 1976, S. 170 ff.)



4.3.2 Leerstellen ermöglichen Mitvollzug des Lesers

"Die **Leerstellen** eines literarischen Textes sind nun keineswegs, wie man vielleicht vermuten könnte, ein Manko, sondern bilden einen **elementaren Ansatzpunkt für seine Wirkung**. Der Leser wird sie in der Regel bei der Lektüre des Romans nicht eigens bemerken. Dennoch sind sie auf seine Lektüre nicht ganz ohne Einfluss [...]. Der Leser wird die Leerstellen dauernd auffüllen beziehungsweise beseitigen. Indem er sie beseitigt, nutzt er den **Auslegungsspielraum** und stellt selbst die nicht formulierten Beziehungen zwischen den einzelnen Ansichten her. Dass dies so ist, lässt sich an der einfachen Erfahrungstatsache ablesen, dass die Zweitlektüre eines literarischen Textes oftmals einen von der Erstlektüre abweichenden Eindruck produziert. Die Gründe dafür mögen in der jeweiligen Befindlichkeit des Lesers zu suchen sein, **dennoch muss der Text die Bedingungen für unterschiedliche Realisierungen enthalten**. [...] Bekannte Vorgänge rücken nun in neue, ja sogar wechselnde Horizonte und erscheinen daher als bereichert, verändert und korrigiert. Von alledem ist im Text selbst nichts formuliert; vielmehr produziert der Leser diese Innovationen. Das wäre aber unmöglich, enthielte der Text nicht einen gewissen Leerstellenbeitrag, der den Auslegungsspielraum und die verschiedenartige Adaptierbarkeit des Textes überhaupt ermöglichte. In dieser Struktur hält der Text ein Beteiligungsangebot an seine Leser bereit. [...] Erst die Leerstellen gewähren einen Anteil am Mitvollzug und an der Sinnkonstitution des Geschehens."

(Iser 1971, S. 234–236)



4.3.3 Leerstellen in der bildenden Kunst



Léon Gérôme: Tod des Marschall Ney (1868). Sheffield, City Art Galleries

4.3.3 Leerstellen in der bildenden Kunst

Kemp (1985) exemplifiziert an Gérômes Gemälde *Der Tod des Marschall Ney*, das die Situation kurz nach der Erschießung eines Zivilisten zeigt, verschiedene Arten piktoraler Leerstellen:

Die bildbeherrschende Fläche einer Mauer, vor welcher der Getötete liegt, in die der Betrachter also das vergangene Geschehen hineinzuprojizieren hat; den im Bild nicht dargestellten Standort der Täter, der nur durch die Bewegungsrichtung eines zurückblickenden Soldaten zu erschließen ist; die bildliche Unbestimmtheit der Handlung und die fehlende Stellungnahme des Künstlers, die an das historische Erinnerungsvermögen des Rezipienten appellieren.

Das Beispiel macht deutlich, dass piktorale Leerstellen nicht einfach Auslassungen sind, sondern Bildelemente, die Kombinationsleistungen des Betrachters anstoßen:

- So wird die Mauer erst im Kontext des davor liegenden Toten zur Projektionsfläche seiner imaginierten Erschießung;
- ohne den zurückblickenden Soldaten wäre sie auch nicht als Zielrichtung der Schützen auszumachen;
- die Bekleidung der Personen schließlich gestattet bei aller historischen Unbestimmtheit des Geschehens immerhin eine epochale Zuordnung, ohne die sie kaum einen Erinnerungsanlass böte.



4.4 Julia Kristevas Intertextualität



Genotext & Phänotext

"Das, was wir [...] **Genotext** genannt haben, umschließt alle semiotischen Vorgänge (Triebe, ihre Dispositionen, den Zuschnitt, den sie dem Körper aufprägen, und das ökologische und gesellschaftliche System, das den Organismus umgibt [...]), aber auch die Heraufkunft des Symbolischen (Auftauchen von Objekt und Subjekt, Konstituierung von Sinnkernen [...]). Also bildet der Genotext die Grundlage der [kommunikativen] Sprache, die wir mit dem Terminus **Phänotext** kennzeichnen." (Kristeva 1974, S. 95)

"Für Bachtin ist der Dialog nicht nur die vom Subjekt übernommene Sprache, sondern vielmehr eine Schreibweise (écriture), in der man den anderen liest, [...] So bezeichnet der Bachtinsche Dialogismus die Schreibweise zugleich als Subjektivität und als Kommunikativität, oder besser gesagt als Intertextualität. [...] Jeder Text baut sich als Mosaik von Zitaten auf, jeder Text ist Absorption und Transformation eines anderen Textes." (Kristeva 1967, S. 351 u. 348)

4.4.1 Typen der Intertextualität

4.4.2 Lesen und Schreiben zwischen den Zeilen: postscript

4.4 Julia Kristevas Intertextualität

Den Begriff der Intertextualität leitet Kristeva aus Bachtins Beobachtung der Dialogizität der Literatur ab (vgl. [Bachtin 1979](#)), die auf der Grundlage von Derridas *écriture* und Lacans Unbewußtem als einer Sprache des *anderen* spezifiziert wird.

Grundsätzlich unterscheidet Kristeva zwei Textebenen: Zum einen den "Phänotext", den wir explizit vor uns haben; zum anderen den "Genotext", aus dem jener hervorgeht.

[Lachmann \(1990\)](#), [Genette \(1993\)](#) und andere haben den Intertextualitätsbegriff typologisch weiter differenziert ([4.4.1](#)).

Was es heißt, "zwischen den Zeilen" zu lesen und im Phänotext den ihm zugrundeliegenden Genotext zu erkennen, macht eine Animation von Marc Padovano und Wim Roegels anschaulich ([4.4.2](#)).



4.4.1 Typen der Intertextualität

Renate **Lachmann (1990)** unterscheidet drei Grundformen von Intertextualität:

- **Partizipation**
- **Tropik**
- **Transformation**

Außerdem unterscheidet sie:

- **intendierte Intertextualität** und **latente Intertextualität**

sowie

- **Produktionsintertextualität** und **Rezeptionsintertextualität** (S. 57).

Ulrich Broich und Manfred Pfister (1985) unterscheiden

- **Systemreferenz** und **Einzeltextreferenz**
- **nicht-markierte** und **markierte Intertextualität**

Gérard Genette (1993) unterscheidet:

1. **Intertextualität**
2. **Paratextualität**
3. **Metatextualität**
4. **Transtextualität**
5. **Architextualität**

4.4.1 Typen der Intertextualität

Renate Lachmann (1990) erläutert ihre drei Intertextualitätstypen wie folgt:

*"**Partizipation** schließt im Wiederholen und Erinnern der vergangenen Texte ein Konzept ihrer Nachahmung ein.
Tropik verstehe ich im Sinne des Tropus-Begriffs Harold Blooms als Wegwenden des Vorläufertextes, als tragischen Kampf gegen die sich in den eigenen Text notwendig einschreibenden fremden Texte, als Versuch der Überbietung, Abwehr und Löschung der Spuren des Vorläufertextes;
Transformation dagegen als eine über Distanz, Souveränität und zugleich usurpierende Gesten sich vollziehende Aneignung des fremden Textes, die diesen verbirgt, verschleiert, mit ihm spielt, durch komplizierte Verfahren unkenntlich macht, respektlos umpolt, viele Texte mischt, eine Tendenz zu Esoterik, Kryptik, Ludismus und Synkretismus zeigt." (S. 39)*

Ulrich Broich und Manfred Pfister (1985) unterscheiden **Systemreferenz** und **Einzeltextreferenz** – je nachdem, ob ein Text sich auf eine Gattung und ihre Tradition bezieht oder auf ein einzelnes literarisches Vorbild. Außerdem unterscheiden sie zwischen **nicht-markierter** und **markierter Intertextualität** – je nachdem, ob implizit oder explizit auf einen anderen Text verwiesen wird.

Gérard Genette (1993) erweitert Kristevas Begriff der Intertextualität, indem er ihn in ein Konzept einbettet, das fünf Kategorien umfasst:

1. **Intertextualität:** Kopräsenz zweier oder mehrerer Texte (als Zitat, Plagiat, Anspielung),
 2. **Paratextualität:** die Umgebung von Texten (als Vorwort, Nachwort, Titel, Klappentext etc.),
 3. **Metatextualität:** der Kommentar, der einen Text expliziert,
 4. **Transtextualität:** das Verfahren, einen "Hypertext" (den vorliegenden Text) auf einen "Hypotext" (den Text, der darin aufgerufen wird) zu beziehen,
 5. **Architextualität:** Bezug eines Textes zur aufgerufenen Gattung und zur Gattungstradition.
- Diese fünf Kategorien überlagern und verzahnen sich auf unterschiedliche Weise.



5.0 Übersicht

5.1 Steinzeitliche Vorstufen der Schrift I: Höhlenbilder

5.2 Steinzeitliche Vorstufen der Schrift II: Bilderzählungen

5.3 Steinzeitliche Vorstufen der Schrift III: Kontextualisierte Bildzeichen

5.4 Zeichen ohne Schriftfunktion: Mas d'Azil

5.5 Zeichen mit (mutmaßlicher) Schriftfunktion: Jiahu und Vinča

Wie sehr unser kulturelles Gedächtnis von schriftlicher Überlieferung abhängt, erkennen wir u.a. daran, dass die Höhlenmalereien der Steinzeit unlösbare Rätsel aufgeben und bis heute die unterschiedlichsten Spekulationen über deren Sinn und Zweck kursieren (**5.1**).

Der Deutung ein kleines Stück zugänglicher wurden die Höhlenbilder in dem Moment, als sie einen **erzählerischen** Charakter annahmen. Damit erfüllten sie ein erstes Merkmal schriftlicher Kommunikation: die Mitteilung nicht gegenständlicher Sachverhalte (**5.2**).

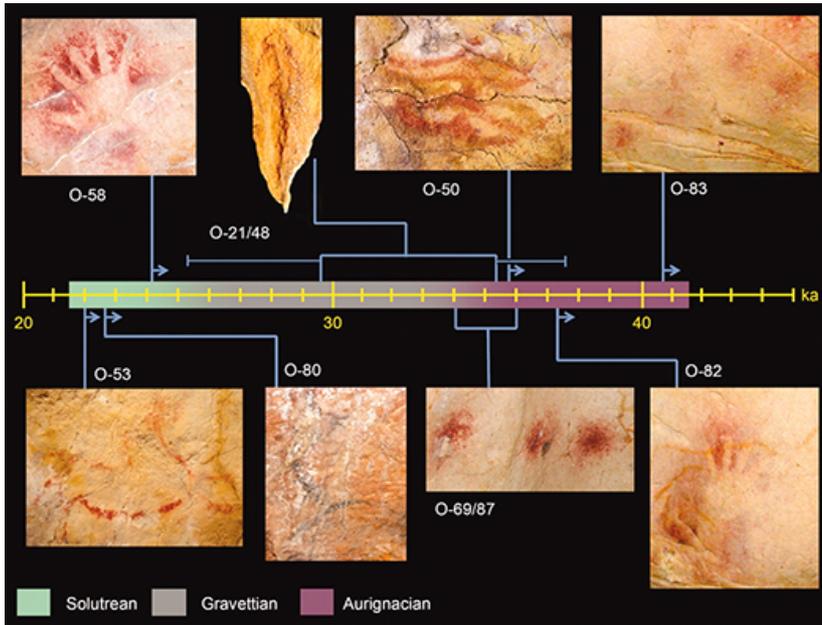
Einen weiteren Schritt hin zur Schriftentwicklung finden wir in der Tendenz zur **Abstraktion** von Bildern zu Zeichen (**5.3**).

Freilich dürfen wir uns bei der Deutung dieser Zeichen nicht dazu verleiten lassen, ihnen quasi-alphabetische **Kodierungsfunktionen** zuzusprechen, wie sie erst viel später entwickelt werden (**5.4**).

Nach heutigem Erkenntnisstand ist es die **Vinča-Kultur** der Donauzivilisation, die um 5000 v. u. Z. die ersten Schriftzeichen verwendete. Funde aus China allerdings machen dieser Prioritätsthese neuerdings Konkurrenz (**5.5**).



5.1 Steinzeitliche Vorstufen der Schrift I: Höhlenbilder



Datierung der ältesten Höhlenbilder durch Messung des Zerfalls von Uran-Isotopen. Die gelbe Skala zeigt den Bereich von 20.000 bis 45.000 Jahren Mindestalter.

Quelle: **Pike et al. (2012)**, Fig. 3.

5.1.1 Evolutionsbiologische Deutungen

5.1.2 Religionspsychologische Deutungen

5.1.3 Medienästhetische Deutungen

5.1

Steinzeitliche Vorstufen der Schrift I: Höhlenbilder

#folgendes ist noch zu überarbeiten#

Erste Spuren bildhafter Darstellung finden wir in den Höhlen der ältesten Periode der Jungsteinzeit, dem sog. "Aurignacien". Sie reichen über **40.000 Jahre** zurück, wie sich heute durch Uran-Isotop-Zerfallsanalysen nachweisen lässt (vgl. **Pike et al. 2012**). Zu den frühesten Bildmotiven (nachweislich > 37.000 Jahre) gehören dabei Umrisszeichnungen der eigenen Hand, die offenbar durch das Aufsprühen flüssiger roter Farbe mit dem Mund entstanden (Abb. u. rechts). Solche Handschemata blieben über viele tausend Jahre populär (Abb. o. links).

Sind also die ältesten Bildwerke "Selfies"? Resultiert alles Aufzeichnen aus einem ursprünglichen menschlichen Bedürfnis nach Selbstdarstellung und Selbstverewigung im Sinne der Aussage "Ich war hier"? So plausibel das aus heutiger Sicht erscheinen mag, müssen wir uns doch vor Augen halten, dass unsere Art, die Welt zu sehen und zu interpretieren, das Ergebnis einer langen kulturhistorischen Entwicklung ist, die wir den Menschen der Steinzeit nicht unterstellen dürfen. Über deren



Wahrnehmungsweisen und bildnerischen Motive können wir nur spekulieren, indem wir versuchen, ihre Lebensbedingungen zu imaginieren.

Die Erforschung der Höhlen-"Malereien" (auch dieses Wort ist nicht im heutigen Sinne zu verstehen!) hat diverse solcher Spekulationen hervorgebracht, die insbesondere hinsichtlich der Frage differieren, ob die Höhlenmalereien pragmatischen oder kultisch-religiösen Zwecken dienen:

- Zur ersten Richtung gehört die von Reinach (1910) aufgestellte These von der "Jagdmagie" (s. 5.1.1). Ihr zufolge suchten die Steinzeitmenschen ihren Jagderfolg zu verbessern bzw. der Gefahr, selbst zur Beute zu werden, zu entgehen, indem sie die Tiere durch Abbildung "bannten" – eine magische Praxis also, die nicht in erster Linie um einer spirituellen Erfahrung willen, sondern aus Zwecken der biologischen Selbsterhaltung ausgeübt wurde. #ausführen: welche

Höhlenbeispiele als Grundlage? Lascaux war noch nicht entdeckt. Auch die Astrologiehypothese s. Lascaux-Film gehört hierher#

- Dieser These widerspricht die in der neueren Forschung, v.a. von Clotte (1997), vertretene Richtung, die die Höhlenmalereien als Ausdruck schamanistischer Tranceerfahrungen deutet und somit auf spirituelle Motive zurückführt (s. 5.1.2). "Schamanismus" (vom tungusischen, d.h. sibirischen Wort šaman), wobei bestimmte Charakteristika der Malereien (u.a. stroboskopartige Wiederholungen einzelner Bildelemente als Darstellungen tranceartiger Wahrnehmung erklärt werden). Insbesondere an der 1940 entdeckten Höhle von Lascaux: die am reichsten bebilderte Höhle, die bislang entdeckt wurde, rd. 1900 dokumentierte Motiven aus dem Périgordien (38.000 bis 21.000 v.u.Z.). #ausführen.vgl. Vierzig (2009): Gegen Jagdmagie#

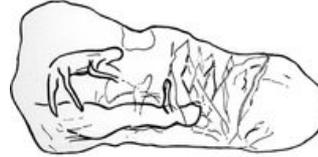
Beide Forschungsrichtungen, die evolutionsbiologische und die religionspsychologische, können gute Gründe für ihre Interpretationen liefern. Sie galten jedoch lange Zeit für unvereinbar. So ist insbesondere die These, dass die Höhlenbilder von Lascaux von Schamanen in Trance oder nach der Trance als Erinnerung gemalt seien, für Evolutionsbiologen inakzeptabel, da es sich bei Schamanen in der Regel um psychotische Individuen handelt, die mithin besonders ungeeignet sind, #ausführen, dann die These von Whitley. Hierzu den Film von Herzog über Chauvet.: 1994 entdeckt, 35.000 Jahre alt, ca. 500 teils gemalte, teils geritzte Bilder.#

Vielleicht ist die Lösung aber auch viel einfacher, wie der Hamburger Germanist Thomas Zabka in einem humoristischen Gedicht zu bedenken gibt (5.1.3)

Einen Schriftcharakter kann man diesen Bildern freilich noch nicht zusprechen. Hierfür müssen erst die im Folgenden thematisierten Merkmale hinzu kommen. Wie wir aber sehen werden, evoziert auch die Frage, was die Erfindung der Schrift motiviert haben mag, einen ähnlichen Richtungsstreit der Spekulationen.



5.2 Steinzeitliche Vorstufen der Schrift II: Bilderzählungen



© arte 2010

Földes-Papp (1966), S. 17–19.

Links: "Jägertragödie" oder "magische Beschwörung" (Lascaux). Ansicht der Höhle von Lascaux (**vgl. 5.1.1**)

Rechts oben: "Der Kampf mit dem Bären". Auf Schieferplatte geritzt. Aus Péchialet (Dordogne).

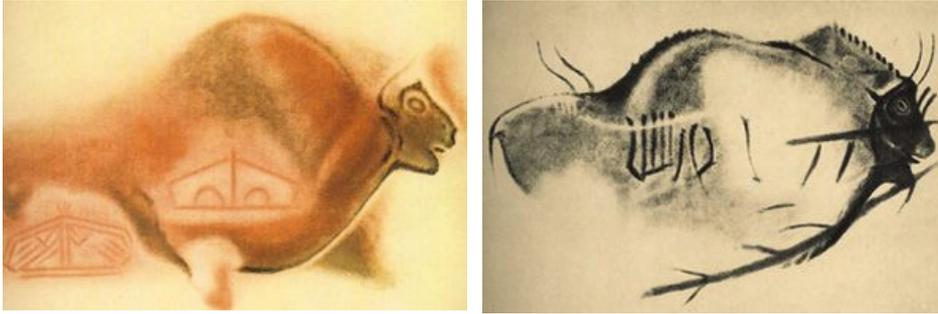
Rechts unten: "Totenklage". Stein. Aus Limeuil (Dordogne).

5.2 Steinzeitliche Vorstufen der Schrift II: Bilderzählungen

Einen ersten Schritt von der bloßen Abbildlichkeit hin zur Schriftentwicklung vollziehen diese szenischen Höhlenmalereien aus der letzten Eiszeit. Offenbar wollen sie nicht einfach zeigen, was ist, sondern was gewesen ist. Der Weg zur Schrift führt vom Zählen zum Erzählen.



5.3 Steinzeitliche Vorstufen der Schrift III: Bildzeichen



Quelle: **Földes-Papp (1966)**, S. 29, 31, 36 f.

Mehrfarbige Bisonsdarstellungen mit Hüttenzeichen (Abb. links) und abstrakten Symbolzeichen aus den Höhlen Font-de-Gaume (Dordogne) und Marsoulas (Abb. rechts). Sie stammen aus der letzten Eiszeit, sind also über 10.000 Jahre alt.

5.3 Steinzeitliche Vorstufen der Schrift III: Bildzeichen

Ganz offensichtlich handelt es sich hierbei nicht um bloße Abbildungen, sondern um Zeichen, die eine weitergehende Bedeutung haben. Darauf deutet auch ihre Wiederholung hin. Das Hüttenzeichen z.B. findet sich in der genannten Höhle 25 mal. Das fünfzackige Gebilde rechts könnte ein Hand darstellen, es könnte aber auch schon abstraktere Bedeutung haben. Die häufigste Deutung dieser Zeichnungen ist, dass es sich um Formen der Jagdmagie handelt (die Hütte z.B. als Fallenstellersymbol) oder auch um einen Totenkult (die Hütte als Zufluchtsort verstorbener Geister).



5.4 Zeichen ohne Schriftfunktion: Mas d'Azil

Kiesel von Mas d'Azil (Südfrankreich) aus der Mittelsteinzeit (ca. 9500–5500):



Quelle: **Földes-Papp (1966)**, S. 29, 31, 36 f

5.4 Zeichen ohne Schriftfunktion: Mas d'Azil

Die Kiesel von Mas d'Azil (Südfrankreich) aus der Mittelsteinzeit ähneln bisweilen verblüffend unseren Alphabetbuchstaben. Doch die äußere Form von Zeichen ist keineswegs ein zuverlässiges Schriftmerkmal. Zur Schrift werden Zeichen erst dann, wenn sie sich nach einer festgelegten Systematik wiederholen. Dies ist bei den bemalten Kieseln von Mas d'Azil nicht der Fall; es handelt sich fast ausschließlich um Unikate. Außerdem ist die Ähnlichkeit mit unseren Buchstaben, die sich erst sehr viel später in einer langen Metamorphose von der nordsemitischen über die phönizische, griechische und etruskische zur lateinischen Schrift herausbilden, natürlich reiner Zufall.

Auch der hohe Abstraktionsgrad von Zeichen sagt nicht unbedingt etwas über den Stand der Schriftentwicklung aus. So bleibt z.B. der Bildcharakter der ägyptischen Hieroglyphen lange erhalten (ganz zu schweigen von den chinesischen Schriftzeichen, die ihn bis heute erhalten haben), während das älteste aller Schriftsysteme offenbar von vornherein mit abstrakten Zeichen operierte ...



5.5 Zeichen mit (mutmaßlicher) Schriftfunktion: Jiahu und Vinča

Jiahu-"Schrift" (贾湖契刻符号): um 6600 v. Chr.

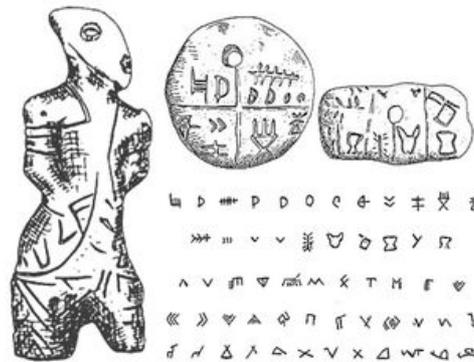


Quelle: Nature, April 28 (2003). Wikimedia Commons



Quelle: www.mapartist.com

Vinča-"Schrift": um 5300 v. Chr.



Quelle: Haarmann (1990), S. 71 u. 76f.

Video: Entstehung der Schrift als Folge der Sintflut

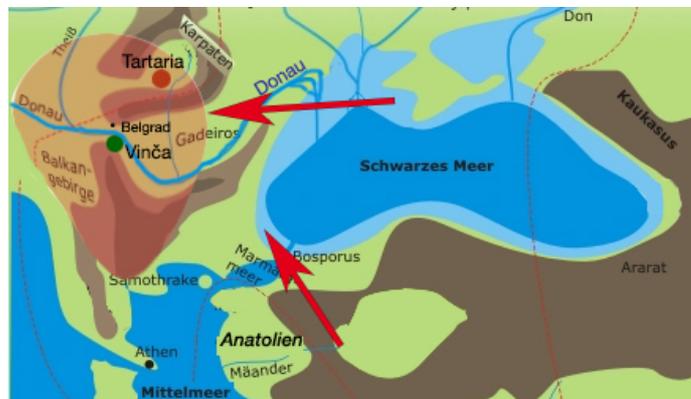


Abb. PM, unter Verwendung der Karte aus www.atlantis-schoppe.de

5.5 Zeichen mit (mutmaßlicher) Schriftfunktion: Jiahu und Vinča

Nach einer geläufigen, bis in die Römerzeit zurückreichenden, These wurde die Schrift in den Hochkulturen des östlichen Mittelmeerraums (Mesopotamien und Ägypten) erfunden. Der lateinische Spruch: "ex oriente lux" – "aus dem Osten (von Rom aus gesehen) das Licht" –, der zunächst die Erleuchtung durch das Christentum meinte, wurde Anfang des 19. Jahrhunderts umgedeutet und auf die Vorläuferrolle des Orients bei der Entwicklung der Schrift und Philosophie bezogen.

Dass die ältesten Schriftsysteme in Ägypten und Mesopotamien entwickelt worden seien, gilt heute als fraglich.

So entdeckten Archäologen 1962 in Zentralchina Ritzzeichnungen auf Schildkrötenpanzern und Flöten aus der neolithischen Jiahu-Zivilisation (ca. 7000 bis 5800 v. Chr.), die Schriftcharaktere aufweisen und die den viel später entstandenen chinesischen Schriftzeichen – u.a. für Auge (目) und Sonne (日) – erstaunlich ähnlich sind.

Ebenfalls deutlich älter sind die schriftartigen Zeichen der Vinča-Kultur (ca. 5400 – 4500 v. Chr.) in der Region des heutigen Serbien und angrenzenden Gebieten von Bulgarien und Rumänien. Herkömmlich werden die Überreste dieser Kultur als "Alteuropa" bezeichnet. Da sie entlang der Donau siedelte, spricht Harald Haarmann auch von "Donauszivilisation" (s. Video). Die Zeichen befinden sich auf Objekten (Tonstatuetten, Tontafeln, Lochspindeln), die offenbar Kultfunktion hatten, da sie ausschließlich an entsprechenden Stellen gefunden wurden (Kultstätten, Weiheplätze in Häusern). Derartige Beschriftungen von Kultobjekten sind typisch für Votivgaben, d.h. für Dankopfer an Gottheiten für Rettung aus Not.

Dass es sich um Schriftzeichen handelt und nicht etwa nur um Ornamente, lässt sich aus zwei Kriterien ableiten:

1. Die Zeichen treten mehrfach auf (andernfalls würde es keinen Sinn machen, sie als Schrift zu verwenden).
2. Es gibt einen relativ eng begrenzten Zeichenvorrat (sonst wäre es zu schwer, solch eine Schrift zu lernen).

Die These, dass es sich bei den Zeichen auf den Kultobjekten der Vinča um Schrift handelt, geht auf Harald Haarmann (1990#Link!#) zurück. Kritiker seiner These verweisen u.a. darauf, dass das Kriterium (1) nur für rund 15% der Zeichen dokumentiert ist – was natürlich auch daran liegen kann, dass zu wenige Fundstücke vorliegen. Auch die Tatsache, dass die Zeichen offenbar nicht der zwischenmenschlichen Kommunikation dienen, sondern ausschließlich an Götter adressiert

waren, provoziert Skepsis: Warum sollten es die Angehörigen der Vinča-Kultur für nötig befunden haben, mit Göttern in schriftliche Kommunikation zu treten, statt Bildzeichen wie die Höhlenmaler zu verwenden? Haarmann hat darauf allerdings eine bedenkenswerte Antwort (s. Video): Da die Völker der Donauzivilisation unter dem Trauma der Sintflut stünden, die sie von ihren angestammten Siedlungsorten in den ca. 6.700 v. Chr. überfluteten Randgebieten des Schwarzen Meers vertrieben habe, seien sie darauf bedacht gewesen, ihre Rituale mit größtmöglicher Präzision zu vollziehen. Um also die Schutzkommunikation mit den Göttern möglichst exakt zu memorieren und zu vollziehen, sei man von der Mehrdeutigkeit der Bilder zur größeren Eindeutigkeit der Schrift übergegangen.

Auch bei den Ägyptern gibt es offenbar Zeichen, die nur als Lektüre für Götter gedacht waren: an der Spitze von Obelisken, wo kein Mensch sie lesen konnte.



6.0 Übersicht

6.1 Übersichtskarte

6.2 Ägypten

6.3 Mesopotamien

6.4 Levanteküste

6.5 Griechenland

6.6 Italien

6.7 Resümees



6.0 Übersicht

Auch wenn die Schriftverwendung der Donauzivilisation älter ist, sind die Ursprünge nahezu aller heute gängigen Schriftsysteme (mit Ausnahme Chinas und Japans) in den antiken Hochkulturen des östlichen Mittelmeerraums zu finden (**6.1**). Daher rührt die Formulierung "ex oriente lux" = aus dem Osten kommt das Licht (der Erkenntnis).

Den Anfang macht Ägypten, wo bereits um 3400 die ersten Hieroglyphen auftauchten und die Entwicklung vom Bildzeichen zum phonetischen Schriftzeichen, die für die meisten Schriftkulturen typisch ist, sich vollzog (**6.2**).

Nicht viel später setzte die Schriftentwicklung in Mesopotamien (von griech. "meso potamos" = zwischen den Flüssen, dt.: "Zweistromland"). Auch sie begann mit Hieroglyphen, die sich zur "Keilschrift" entwickelten (**6.3**).

Die sog. "Levante" (von lat. "levare" = sich erheben, also die Region, wo von Rom aus gesehen die Sonne aufgeht) ist ein Schmelztigel der verschiedenen Schriftkulturen im östlichen Mittelmeerraum. Für uns die wichtigste ist die phönizische Schrift, an deren Ursprung ägyptisch und mesopotamisch beeinflusste Hieroglyphen (als Konsonantenzeichen) stehen, aus denen sich die Vorform des griechischen Alphabets entwickelt (**6.4**).

Die Griechen hatten schon seit Mitte des 2. Jahrtausends verschiedene Schriftsysteme, die sog. "Palastschriften". Mit den Seevölkerkriegen (um 1000) brach diese Schrifttradition aber ab. Nach einer jahrhundertelangen Phase der Schriftlosigkeit, in der das kulturelle Wissen oral weitergegeben wurde, führten die Griechen das phönizische Alphabet ein und ergänzten es um die Vokale. (**6.5**)

In Italien mischten sich phönizische und griechische Einflüsse zur etruskischen und lateinischen Schrift. Seit dem 4. Jh. v. Chr. liegt sie in der uns geläufigen Form vor, die schließlich weltweite Verbreitung findet (**6.6**)



6.1 Übersichtskarte der antiken Schriftkulturen



6.1 Übersichtskarte der antiken Schriftkulturen



6.2 Ägypten

6.2.0 Ägypten: Thoth als Mythischer Erfinder der Schrift

6.2.1 Ägypten I: Vom Piktogramm zum Ideogramm

6.2.2 Ägypten II: Stilisierung/Reduzierung der Bildzeichen

6.2.3 Ägypten III: Verlautlichung durch Rebuszeichen

6.2.4 Ägypten IV: Phonetische Silben- und Lautzeichen

6.2.5 Ägypten V: Ein-, Zwei- und Dreilautzeichen, Determinative

6.2.6 Ägypten VI: Beispieltext



6.2 Ägypten



6.2.0 Mythischer Erfinder der Schrift: Thoth



Jan Assmann (1992)



Faulkner/Andrews (1972)



Casson (1965)



Links: Thoth notiert, ob das Herz des Verstorbenen weniger wiegt als die Feder von Maat. Quelle: Faulkner/ Andrews (1972). Eckart Sackmann (2006) bezeichnet diesen Papyrus als frühesten Vorläufer des Comics.

Rechts: Atum, Seschat und Thoth schreiben die Namen Ramses' II auf den heiligen Baum in Heliopolis. Quelle: **Erman (1934)**, Tafel 2.

6.2.0
Mythische
Erfinder der
Schrift:
Thoth alias
Hermes

Nach der
Mythologie
der Ägypter

wurde die Schrift von **Thoth** erfunden – einem Gott mit Ibis Kopf, der typischerweise mit dem damals verwendeten Schreibzeug, Schreibbinse und Tuschpalette, dargestellt wird. Thoth ist zugleich der Gott des Mondes, der Magie, der Gelehrten, der Wissenschaft, der Weisheit und des Kalenders. Unter anderem soll er auch die Brettspiele erfunden haben.

Die **Griechen** übernahmen diesen Mythos von den Ägyptern und taufte Thoth um in **Hermes** (Abb. o. rechts), den sie auch als Götterboten, Gott des Handels und Totenführer verehrten (und deshalb mit Flügelhelm darstellten). Von dem Namen Hermes leiten sich die Wörter "Hermetik" (Geheimwissenschaft) und "hermetisch" (luft- und wasserdicht), aber auch "**Hermeneutik**" (Kunst der Auslegung) ab.

Der ägyptischen Mythologie können wir auch entnehmen, dass das Notieren von Zahlen, das gemeinhin als **älteste Form der Schriftverwendung** gilt, nicht allein profanen Zwecken (Registratur von Vorräten, Handelsgütern, Messergebnissen etc.) diene, sondern in sakrale Kultpraktiken eingelassen war (Abb. u. links):

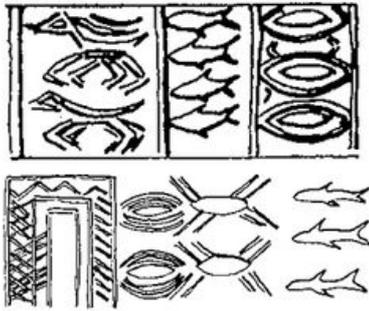
Auf dem Papyrus aus dem **ägyptischen Totenbuch** (ca. 1310 v. Chr.) sehen wir in der Mitte Thoth als Aufschreiber von Zahlen:

*Anubis (links) führt den Pharaon Hunefer zum Wagen seines Herzens (linke Schale) gegen die Feder von Maat (rechte Schale). Anubis wird dann noch einmal gezeigt, wie er die Waage prüft. **Thoth schreibt das Resultat auf**, beobachtet von Ammit, der "großen Fresserin" (die mit dem Kopf eines Krokodils, dem Vorderkörper eines Löwen und dem Hinterteil eines Nilpferds die gefährlichsten Tiere Ägyptens repräsentiert), welche Seelen, die mit Sünde beladen sind, verschlingt. Nachdem Thot das Ergebnis der Messung notiert hat, wird Hunefer von Horus (mit Falkenkopf) zu Osiris (auf dem Thron) geführt.*

Vielleicht noch älter als das Zählen dürfte das (bis heute an prominenten Orten ausgelebte) Bedürfnis sein, den eigenen Namen zu verewigen, wie es die Abb. u. rechts zeigt.



6.2.1 Ägypten I: Vom Piktogramm zum Ideogramm



Oben: Ägyptische, unten: Mesopotamische Schrift Der Fundort: Das Grab U-j bei Abydos

Das Piktogramm für "Schreiber":

Hieroglyphisch	Hieratisch	Demotisch
		
1500	500-100	1500
		
	1900	1300
		
		200
		
		400-100

6.2.1 Ägypten I: Vom Piktogramm zum Ideogramm

Jüngste Funde von Schriftzeichen in Ägypten, die wahrscheinlich auf 3400 v. Chr. zurückgehen, scheinen die bisherige These von der Beeinflussung der ägyptischen Schrift durch die mesopotamische umzukehren. (Vgl. [Dreyer 1999](#)).

Bild links oben: Das Fische-Zeichen steht in der ägyptischen Schrift für "Abgaben", in der mesopotamischen hat es keine übertragene Bedeutung.

Hier handelt es sich also noch um ein Piktogramm, während es dort bereits in ein Ideogramm übergegangen ist.



6.2.2 Ägypten II: Stilisierung/Reduzierung der Bildzeichen

Hieroglyphen					Hieroglyphische Buchschrift	Hieratisch				Demotisch
2900 bis 2800	2700 bis 2600	2000 bis 1800	ca. 1500	500 bis 100		ca. 1500	ca. 1900	ca. 1300	ca. 200	

Kuckenburg (1986), S. 250.

Zum Vergleich:

Chinesische Schriftentwicklung



Pferd (archaisch)

Pferd (heute)

Frutiger (2001)

Japan:



6.2.3 Ägypten III: Verlautlichung durch Rebuszeichen



6.2.3 Ägypten III: Verlautlichung durch Rebuszeichen

Die sogenannte Narmer-Palette – eine Schminkpalette des Königs Narmer aus der Reichseinigungszeit (ca. 3000 v. Chr.). Auf der Vorder- und Rückseite findet sich hier der Name des Königs durch Verbindung von zwei Piktogrammen (Wels und Meißel) phonetisiert: Wie bei einem Rebus ergibt sich der Name aus der Zusammensetzung der Wortbedeutungen ("nar" und "mer").



6.2.4 Ägypten IV: Phonetische Silben- und Lautzeichen



6.2.4 Ägypten IV: Phonetische Silben- und Lautzeichen

Die Abb. zeigt den "Stein von Rosette", eine über 1 m hohe Granitplatte, die von Napoleons Soldaten 1799 in Rashid an der Nilmündung gefunden wurde. Da sie denselben Text in Griechischer (unten) und ägyptischer Schrift (oben, dazwischen demotisch) enthält, gab sie die entscheidenden Hinweise zur Entzifferung der Hieroglyphen.

Durch Klicks auf den Button oben rechts können Sie die Stadien der Entzifferung nachvollziehen. Der entscheidende Schlüssel hierzu war die Schreibung von Eigennamen, von denen die Archäologen bereits wussten, dass die Ägypter sie durch eine ovale Umrandung markierten (die sog. "**Königskartuschen**" von frz. "cartouche" = Patrone).

Der Vorgang der Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen war gleichwohl hochkomplex. Forscher aus England und Frankreich (die heftig miteinander konkurrierten, weil beide Länder gegeneinander im Kriegszustand waren) konnten erst in einer langjährigen Tüftelarbeit das Rätsel lösen. Einen Eindruck von der Schwierigkeit der Aufgabe vermittelt dieser Dokumentationsfilm.

Wer sich für die Entzifferung alter Schriften im weiteren Umfang interessiert, dem sei das Buch von [Doblhofer \(1957\)](#) empfohlen.



6.2.5 Ägypten V: Ein-, Zwei-, und Dreilautzeichen, Determinative



6.2.5 Ägypten V: Ein-, Zwei-, und Dreilautzeichen, Determinative

Was die Lektüre altägyptischer Texte auch bei Kenntnis ihrer Lautzeichen sehr erschwert, ist die Tatsache, dass es nicht nur Einlautzeichen gibt, sondern auch Zwei- und Dreilautzeichen. Außerdem fehlen die Vokale, so dass es viele Homonyme gibt – Worte, die gleich geschrieben aber bedeutungsverschieden sind. Um diese Mehrdeutigkeiten zu reduzieren, haben die Ägypter noch weitere Zeichen eingeführt, die sogenannten Determinative. Diese geben einen Hinweis, welche von mehreren möglichen Bedeutungen jeweils gemeint ist.



6.2.6 Ägypten VI: Beispieltext

Hier eine Textprobe: Der Gott Amon-Re spricht zum Pharao Thutmosis III. (1504–1450 v. Chr.).



Quelle: **Doblhofer (1957), S. 98 f.**

6.2.6 Ägypten VI: Beispieltext



6.3 Mesopotamien

6.3.1 Mesopotamien I: Zähltafeln

6.3.2 Mesopotamien II: Vom Piktogramm zur Keilschrift

6.3.3 Mesopotamien III: Technik der Keilschrift

6.3.4 Mesopotamien IV: Der Codex Hammurabi



6.3 Mesopotamien



6.3.1 Mesopotamien I: Zähltafeln



(Robinson 1995, S. 62f.)

6.3.1 Mesopotamien I: Zähltafeln

Die ältesten Keilschrift-Dokumente sind Zähltafeln aus Uruk und Mesopotamien, die ab ca. 3200 in Umlauf kamen.



6.3.2 Mesopotamien II: Vom Piktogramm zur Keilschrift

Entwicklung des Keilschriftzeichens für "essen" im Südirak von 3000 – 600 v. Chr. (Robinson 1995, S. 84f.):



Verwaltungsurkunde eines Tempels, ca. 3000 v. Chr.



Tempelquittung, ca. 2100 v. Chr.



Horoskoptafel, ca. 600 v. Chr.



6.3.2 Mesopotamien II: Vom Piktogramm zur Keilschrift

Bild 1: Verwaltungsurkunde eines Tempels, ca. 3000 v. Chr.

Ein Piktogramm zeigt das Profil eines Kopfes mit einem Becher Getreide am Mund. Das Wort "essen" wird also rein bildlich ausgedrückt.

Bild 2: Tempelquittung, ca. 2100 v. Chr.

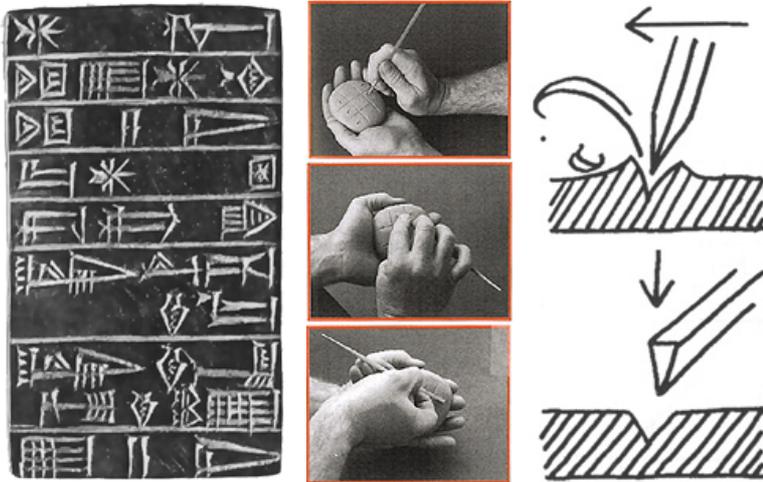
Die Zeichen repräsentieren nun die Wörter "Kopf" (rechts) und "Nahrung" (links), deren Aussprache phonetisch gleichbedeutend ist mit "essen" (Rebusprinzip).

Bild 3: Horoskoptafel, die von Glücks- und Unglückstagen handelt, ca. 600 v. Chr.

Die Zeichen haben nun kaum noch Ähnlichkeit mit den Piktogrammen, bedeuten aber noch dasselbe.



6.3.3 Mesopotamien III: Technik der Keilschrift



Links: Keilschriftliche sumerische Bauurkunde des Ur-Nammu aus Uruk, um 2250 v. Chr. (**Földes-Papp 1966**, S. 78).

Mitte u. rechts: **Robinson (1995)**, S. 83.

6.3.3 Mesopotamien III: Technik der Keilschrift

Für die Keilschrift wurden Schilfgriffel verwendet, die an einem Ende rund, am anderen Ende dreieckig waren. Mit dem runden Ende wurden Zahlen, mit dem anderen kurze und lange Keile eingedrückt.
Um die Tafeln besser stapeln zu können, wurde von der Ritztechnik zum Eindrücken übergegangen, so dass keine Hochwölbungen mehr entstanden.



6.3.4 Mesopotamien IV: Der Codex Hammurabi



Stele mit dem Text von Hammurabis Gesetzeskodex (18. Jh. v. Chr.). Paris, Louvre.



"Gesetz, ein Kind hat seinen Vater geschlagen, so wird man ihm die Hände abschneiden" (Nr. 195). - "Gesetz, ein Mann hat bei einer Schlägerei einen anderen geschlagen und ihm eine Verwundung beigebracht, so wird selbiger Mann schwören: 'Ich habe ihn nicht mit Absicht geschlagen' und wird den Arzt bezahlen" (Nr. 206).





6.4 Levante

6.4.1 Levante: Die semitischen Inschriften

6.4.2 Levante II: Das phönizische Alphabet

6.4.3 Levante III: Die ältesten phönizischen Inschriften

6.4.4 Levante IV: Möglichkeiten und Grenzen der Entzifferung von Konsonentalphabeten

6.4.5 Levante V: Stammbaum unseres lateinischen Alphabets



6.4 Levanteküste



6.4.1 Levante I: Die semitischen Schriften

Letter Name	Trans-literation	Early	Middle	Late	Modern
Aleph	A	𐤀	𐤁	א	א
Beyt	B	𐤂	𐤃	ב	ב
Gimel	G	𐤄	𐤅	ג	ג
Dalet	D	𐤆	𐤇	ד	ד
Hey	H	𐤈	𐤉	ה	ה
Vav	W	𐤊	𐤋	ו	ו
Zayin	Z	𐤌	𐤍	ז	ז
Chet	Hh	𐤎	𐤏	ח	ח
Tet	Th	𐤐	𐤑	ט	ט
Yud	Y	𐤒	𐤓	י	י
Kaph	K	𐤔	𐤕	כ	כ
Lamed	L	𐤖	𐤗	ל	ל
Mem	M	𐤘	𐤙	מ	מ
Nun	N	𐤚	𐤛	נ	נ
Samech	S	𐤜	𐤝	ס	ס
Ayin	Gh	𐤟	𐤠	ע	ע
Pey	P	𐤢	𐤣	פ	פ
Tsade	Ts	𐤤	𐤥	צ	צ
Quph	Q	𐤨	𐤩	ק	ק
Resh	R	𐤫	𐤬	ר	ר
Shin	Sh	𐤰	𐤱	ש	ש
Tav	T	𐤳	𐤴	ת	ת

Quelle: [Ancient Hebrew Research Center](#)

6.4.1 Levanteküste I: Die semitischen Schriften

Frühsemitisch (Early Semitic):

In Gebrauch um 1500 v. Chr. und davor bei den meisten semitischen Völkern.

Mittelsemitisch (Middle Semitic):

In Gebrauch zwischen 1500 and 500 v. Chr. bei den meisten semitischen Völkern. Von Hebräern bis zum ersten Jahrhundert nach Chr. benutzt. Aus ihr geht die phönizische Schrift hervor.

Spätsemitisch (Late Semitic):

In Gebrauch zwischen 500 v. Chr. und 100 n. Chr. bei Aramäern und Hebräern.

Neusemitisch (Modern Semitic):

Eine der spätsemitischen ähnliche Schrift und von den heutigen Israelis benutzt.



6.4.2 Levante II: Das phönizische Alphabet

Ⲁ	alef	ʾ	Ⲁ	kaf	k
Ⲁ	bet	b	Ⲁ	lamed	l
Ⲁ	gimel	g	Ⲁ	mem	m
Ⲁ	dalet	d	Ⲁ	nun	n
Ⲁ	he	h	Ⲁ	samech	s
Ⲁ	waw	w	Ⲁ	ajin	ʾ
Ⲁ			Ⲁ	pe	p
Ⲁ	sjjin	s	Ⲁ	zade	s
Ⲁ	chet	ch	Ⲁ	kof	k/q
Ⲁ	tet	t	Ⲁ	resch	r
Ⲁ	jod	j	Ⲁ	sin/schirt	sh/s
			Ⲁ	taw	t

Quelle: **Robinson(1995)**, S. 165.

6.4.2 Levanteküste II: Das phönizische Alphabet

Bei der phönizischen Schrift handelt es sich um die älteste Alphabetschrift des nordsemitischen Typus. Es ist eine reine **Konsonantenschrift** aus 22 Buchstaben. Die Namen dieser Buchstaben benutzten auch die Hebräer, und sie sind heute noch gebräuchlich.

Vorläufer der phönizischen Schrift sind sowohl die **sumerische** Keilschrift als auch hieroglyphische und hieratische Varianten der **ägyptischen** Schrift. Aus ihnen wurde schließlich ein reines **Buchstabenalphabet selektiert**.



6.4.3 Levante III: Die ältesten phönizischen Inschriften

Inschriften auf dem Kalkstein-Sarkophag des Königs Ahiram von Byblos, um 1000 v. Chr.



𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁
𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁
𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁
𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁 𐤀𐤁𐤁𐤁

Quelle: <http://www.pheniciens.com>

Robinson (1995), S. 165.

6.4.3 Levanteküste III: Die ältesten phönizischen Inschriften

Der **früheste Fund der klassischen phönizischen Schrift** sind zwei Inschriften auf dem **Kalkstein-Sarkophag des Königs Ahiram von Byblos**, die **um 1000 v. Chr.** eingemeißelt wurden. Die korrekte Übersetzung der beiden Inschriften konnte erst 2005 ermittelt werden.

„Zum Sarkophag machte dies Ittobaal, Sohn Ahiroms, König von Byblos, für seinen Vater Ahirom;
fürwahr, er setzte ihn damit ins Verborgene“
„Und wenn ein König unter Königen
und Statthalter unter Statthaltern,
und Heerlagerkommandant Byblos überfällt,
und deckt dann diesen Sarkophag auf –
es sei entblättert der Stab seiner Gerichtsbarkeit,
sei umgestürzt der Thron seines Königtums,
und die Ruhe fliehe von Byblos.
und er – man lösche seinen Memorialeintrag für die Totenpflege.“

„In Bezug auf Erkenntnis:
Hier nun demütige dich jetzt
in diesem Untergeschoss“

Quelle: [Lehmann 2005](#).



6.4.4 Levante IV: Möglichkeiten und Grenzen der Entzifferung von Konsonantalphabeten



6.4.4 Levanteküste IV: Möglichkeiten und Grenzen der Entzifferung von Konsonantalphabeten

Diese Inschrift auf der Siegesstele des Königs von Moab, Mescha, aus dem Jahr 842 v. Chr. ist in althebräischer (moabitische) Sprache abgefaßt. Die Schrift ist **altphönizisch und linksläufig** (d.h. sie wird von rechts nach links gelesen).

Wenn Sie auf "Zoom" klicken, erkennen Sie den ersten Satz (gelb unterlegt). Die **einzelnen Worte sind durch Punkte getrennt, die Satzenden durch einen senkrechten Strich**.

Übersetzt heißt der erste Satz:

"Ich bin Mesa, Sohn des Kemosmelek, König von Moab aus Diban (oder Dibon)"

Quelle: **Földes-Papp (1966)**, S. 117



6.4.5 Levante V: Stammbaum unseres lateinischen Alphabets



6.4.5 Levanteküste V: Stammbaum unseres lateinischen Alphabets



6.5 Griechenland

6.5.1 Griechenland I: Diskus von Phaistos

6.5.2 Griechenland II: Linear A, Linear B (Knossos)

6.5.3 Griechenland III: Verlust der Schrift (ca. 1000-750 v. Chr.) - "Singen" und "Sagen"

6.5.4 Griechenland IV: Einführung des phönizischen Alphabets

6.5.5 Griechenland V: Frühe griechische Inschriften

6.5.6 Griechenland VI: Monumental- bzw. Lapidarschriften (2. Jh. n. Chr.)



6.5 Griechenland



6.5.1 Griechenland I: Diskus von Phaistos



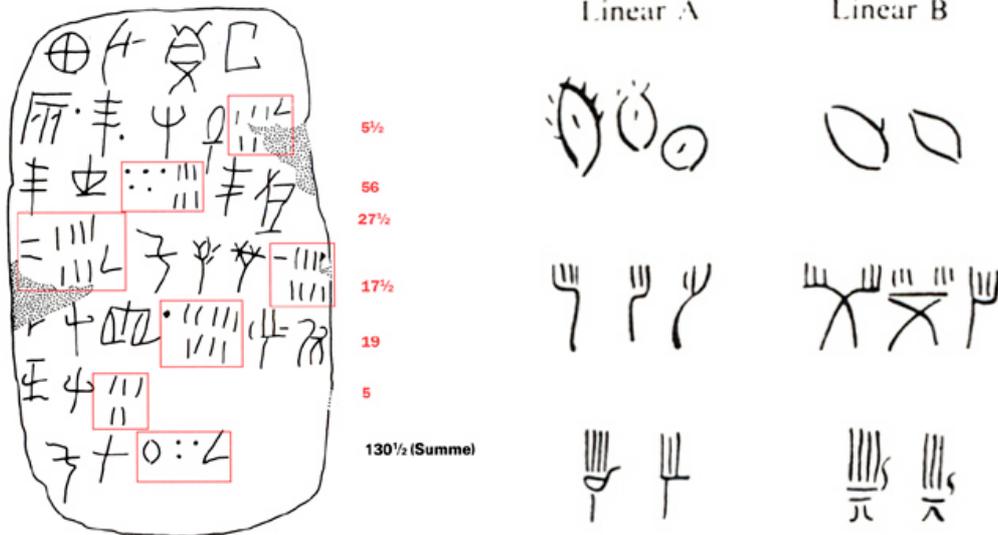
6.5.1 Griechenland I: Diskus von Phaistos

Die Griechen verfügten mindestens **seit 1700 v. Chr.** über mehrere Schriftsysteme: Die Schrift des hier abgebildeten **Diskus von Phaistos** sowie **Linear A**, und die etwas spätere **Linear B**, die einzige, die sich bisher entziffern ließ. Wegen ihres Fundorts, den Palästen von Knossos und Phaistos, werden diese Schriften auch "**Palastschriften**" genannt.

Der Diskus von Phaistos weist die Besonderheit auf, dass seine hieroglyphischen Zeichen gestempelt sind – ein starkes Indiz für die Tatsache, dass es sich um eine Schrift handelt. Der Diskus ist aber merkwürdigerweise das einzige Fundstück dieser Art. Aus diesem Grund konnte seine Beschriftung bisher nicht entziffert werden.



6.5.2 Griechenland II: Linear A, Linear B (Knossos)schrift



Robinson (1995), S. 149 und Haarmann (1990), S. 247.

6.5.2 Griechenland II: Linear A, Linear B (Knossos)schrift

Arthur Evans, der Ausgräber des **Palastes von Knossos**, fand Tontafeln mit zwei verschiedenen Schriften, die in Linear A und B unterschieden werden; in der einen wurde **minoisch**, in der anderen **griechisch** geschrieben. Linear A – die offensichtlich aus einer **Hieroglyphenschrift** hervorging, die schon 1900 v. Chr. verwendet wurde. Linear A, bis ins 15. Jh. lebendig, ist bis heute unentziffert. Allerdings ließen sich manche Zahlzeichen identifizieren. Bei dem unten abgebildeten Fundstück handelt es sich also offenbar um eine Rechnung, wahrscheinlich für Lebensmittel – das erste Zeichen in der zweiten Zeile links ist identisch mit dem Linear-B-Logogramm für "Wein".

Obwohl die Schriften sehr ähnliche Zeichen verwenden, können wir Linear A doch nicht lesen, weil hier nicht, wie in Linear B, Griechisch geschrieben wurde, sondern Minoisch (sodass zwar die Laute rekonstruiert werden können, nicht aber deren Bedeutung, da die minoische Sprache nicht bekannt ist).



6.5.3.1 Die homerischen Epen: "Singen" und "Sagen"

Ilias:

A1 Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος	Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiden Achilles,
A2 ὀλομένην, ἣ μυρ' Ἀχαιοῖς ἄλγε' ἔθηκε,	Ihn, der entbrannt den Achaïern unnennbaren Jammer errege
A3 πολλὰς δ' ἰφθίμους ψυχὰς Ἄϊδι προΐαφεν	Und viel tapfere Seelen der Heldensöhne zum Ais
A4 ἦρώων, αὐτοῦς δὲ ἐλπίρα τεύχε κύνεσσιν	Sendete, aber sie selbst zum Raub darstellte den Hunden
A5 ὀϊωνοῖσι τε πάσι, Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή,	Und dem Gevögel umher. So ward Zeus' Wille vollendet:
A6 ἐξ οὗ δὴ τὰ πρῶτα διαστήτην ἐρίσαντε	Seit dem Tag, als erst durch bitteren Zank sich entzweiten
A7 Ἀτρεΐδης τε ἄναξ ἀνδρῶν καὶ ἴλιος Ἀχιλλεύς.	Atreus' Sohn, der Herrscher des Volks, und der edle Achilleus.
A8 τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν ἕριδι ξυνέγκε μάχεσθαι;	Wer hat jene der Götter empört zu feindlichem Hader?
A9 Ληϊτῶς καὶ Διὸς υἱός· ὃ γὰρ βασιλῆϊ χολωθεῖς	Letos Sohn und des Zeus. Denn der, dem Könige zürnend,
A10 νοῦσον ἀνὰ στρατὸν ἄρσε κακῆν, δλέκοντο δὲ λαοί,	Sandte verderbliche Seuche durchs Heer; und es sanken die Völker

Odyssee:

α1 Ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον, ὅς μάλα πολλὰ	Sage mir, Muse, die Taten des vielgewanderten Mannes,
α2 πλάγχθη, ἐπεὶ Τροίης ἱερὸν πτολίεθρον ἔπερσε·	Welcher so weit geirrt nach der heiligen Troja Zerstörung,
α3 πολλὰν δ' ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω,	Viel Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat
α4 πολλὰ δ' ὅ γ' ἐν πόντῳ πάθει ἄλγεα ἔν κατὰ θυμόν,	Und auf dem Meere so viel unnennbare Leiden erduldet,
α5 ἀρνύμενος ἣν τε ψυχὴν καὶ νόστον ἐταίρων.	seine Seele zu retten und seiner Freunde Zukunft.
α6 ἀλλ' οὐδ' ἴδ' ἐτάρους ἔρρυσάτο λέμενός περ·	Aber die Freunde rettet' er nicht, wie eifrig er strebte;
α7 αὐτῶν γὰρ σφετέρησιν ἄτασθαλίησιν ὄλοντο,	Denn sie bereiteten selbst durch Missetat ihr Verderben:
α8 νήπιοι, οἳ κατὰ βοῦς Ἰπερίωνος Ἥλιόιο	Tore! Welche die Rinder des hohen Sonnenbeherrschers
α9 ἦσθιον· αὐτὰρ ὃ τοῖσιν ἀφειλέτο νόστιμον ἦμαρ.	Schlachteten; siehe, der Gott nahm ihnen den Tag der Zurückkunft,
α10 τῶν ἀμῶν γε, θεά, θύγατερ Διός, εἰπέ καὶ ἡμῖν.	

6.5.3.1 Die homerischen Epen

Homers *Ilias* handelt vom Trojanischen Krieg, die *Odyssee* von der abenteuerlichen Heimfahrt des griechischen Helden Odysseus.

Beachten Sie, dass beide Epen mit einem **Anruf der Musen** beginnen. Diese sind es, die die Epen "Singen" bzw. "Sagen"; der Dichter ist nur ihr Organ.

Homer steht am Ende der oralen Überlieferungsgeschichte, und seine bleibende Bedeutung dürfte damit zusammenhängen, dass er der erste war, der die bis dahin allein mündlich überlieferten Geschichten schriftlich festhielt (genauer: festhalten ließ, denn er war blind). Gleichwohl blieb er, wie man den Anfangsversen entnehmen kann, **"Sänger" (griech.: Aoidé)**, d.h. auch er hat die Epen vermutlich noch mit musikalischer Begleitung gesungen, und nicht, wie die späteren **"Rhapsoden"**, als bloßen Sprechgesang. Einen **Übergang vom "Singen" zum "Sagen"**, also vom Aoiden zum Rhapsoden, können wir allerdings am Vergleich der Anfänge der *Ilias* mit der 50 Jahre später entstandenen *Odyssee* ablesen.



6.5.4 Griechenland IV: Einführung des phönizischen Alphabets



Quelle: **Robinson (1995)**, S. 166.

6.5.4 Griechenland IV: Einführung des phönizischen Alphabets

Die 22 phönizischen Buchstabe waren alle Konsonanten. Die Griechen machten einige von ihnen zu Vokalen.

Vermutlich ist diese Veränderung darauf zurück zu führen, dass die Griechen manche Laute nicht in ihre Sprache zu übertragen wussten. So wurde z.B. aus dem phönizischen Verschlusslaut Alef, das wie ein gehustetes 'ah' klang, bei den Griechen das vokalische 'a'.



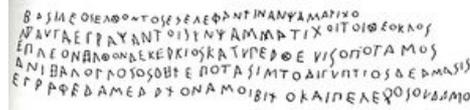
6.5.5 Griechenland V: Frühe griechische Inschriften



Die älteste griechische Inschrift auf einer Vase aus der ersten Hälfte des 8. Jh. v. Chr. in linksläufiger Schrift in einem der "östlichen" Alphabete.



Ein Epitaph in griechischer Furchenschrift, Mitte 6. Jh. v. Chr., linksläufig.



«Als König Phammetich nach Elephantine kam, schrieben die Leute des Phammetich, der Sobres des Theoblos, denen. Sie schreiben und zeichnen bis oberhalb Kerkis, soweit der Fluß es gestattet. Die Fremden führten Potamens, die Ägypter Amasis. Der Schreiber dieses war Archon, Sohn des Amosichos, und Polemos, Sohn des Eudamos.»

Griechische Inschrift in ionischem Alphabet an einer Statue des Tempels von Abu Simbel (6. Jh. v. Chr.), rechtsläufig.

6.5.5 Griechenland V: Frühe griechische Inschriften

Nach dem Niedergang der Palastkultur in den Seevölkerkriegen und der Phase der Schriftlosigkeit übernahmen die Griechen wahrscheinlich im **8. Jh. v. Chr.** das **phönizische Alphabet** und wandelten es zum **Ionischen Vokalalphabet**. Denn der älteste Schriftfund (s. links unten) stammt aus dieser Zeit. Phönizische Schriftinflüsse scheint es aber vorher schon gegeben zu haben. So ist bekannt, dass die Phönizier, die ursprünglich keine bestimmte Schreibrichtung hatten, ab ca. 800 v. Chr. nur noch von links nach rechts schrieben. Da die Griechen zunächst auch linksläufig und boustrophedon ("wie der Ochse pflügt") schrieben, könnte man folgern, dass sie die phönizische Schrift bereits in der Zeit vor 800 übernommen haben.



6.5.6 Griechenland VI: Monumental- bzw. Lapidarschriften (2. Jh. n. Chr.)

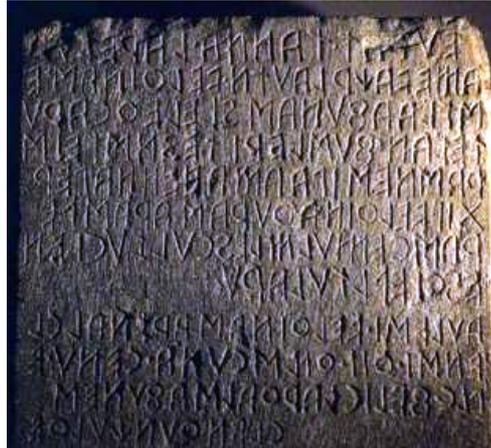


Quelle: **Földes-Papp (1966)**, S. 151.

6.5.6 Griechenland VI: Monumental- bzw. Lapidarschriften (2. Jh. n. Chr.)



6.6.1 Italien I: Die etruskische Schrift



A B Γ Δ E F I B ⊗ I K L M Y B O Γ M ϕ ρ ρ T Y X ϕ Y 8
 A B Γ Δ E F I B ⊗ I K J M Y B O Γ M ϕ ρ ρ T Y X ϕ Y 8
 8 Y ϕ X Y T ρ ρ ϕ M I O B Y M J K I ⊗ B I F ρ ρ I 8 A

ETRUSCAN ρ T Y ρ ρ Γ A ρ, korrekt allerdings andersherum

. M A T 3 Y 4 T 3

6.6.1 Italien I: Die etruskische Schrift

Die **Etrusker** (von Etrurien, der Gegend zwischen Arno und Tiber) bildeten **ab ca. 750 v. Chr. die erste Hochkultur Italiens**. Ihre Schrift ist – wie die lateinische – an westgriechische Vorbilder angelehnt. Literarische Texte sind nicht in ihr überliefert, nur **rituelle und Grabinschriften**.

Die Schrift wurde **von rechts nach links gelesen**. So ähneln zwar viele der Schriftzeichen schon den lateinischen, aber "spiegelverkehrt".



6.6.2 Italien II: Die lateinische Schrift



Bildquelle: **TU Berlin**

6.6.2 Italien II: Die lateinische Schrift

Eines der ersten rechtsläufigen Denkmäler lateinischer Schrift ist die Inschrift auf dem **Sarkophag** des Cornelius Lucius Scipio Barbatus aus dem Jahre **298 v. Chr.** Es handelt sich um eine **Monumental- bzw. Kapitalschrift** (capitalis= Großbuchstabe).



6.6.3 Italien III: Heutige Verbreitung der lateinischen Schrift



Bildquelle: Wikipedia

6.6.3 Italien III: Heutige Verbreitung der lateinischen Schrift



6.7 Resümees

6.7.1 Vom Bild zum Lautzeichen (Schema)

6.7.2 Von Aleph und Beth zum Alphabet (eBook)

6.7.3 Geboren im Kuhstall: Unser Alphabet (Video)



6.7 Schematisches Resümee: Vom Bild zum Laut



6.7.1 Vom Bild zum Lautzeichen



6.7 Schematisches Resümee: Vom Bild zum Laut



6.7.2 Von Aleph und Beth zum Alphabet



6.8 Buchstäbliches Resümee: Von Aleph und Beth zum Alphabet

In dieser Animation können Sie noch einmal den Weg verfolgen, der von den Hieroglyphen Aleph ("Rind") und Beth (=Hütte) zu den phönizischen Buchstaben gleichen Namens und von dort zu den griechischen Buchstaben Alpha und Beta führte, denen wir den Begriff "Alphabet" verdanken.

Für die Steuerung verwenden Sie hier bitte die Pfeile am unteren Rand der Animation (und nicht die Navigationspfeile rechts oben).



7.0 Übersicht

7.1 Synopse zur Schrifteinführung in Griechenland

7.2 Platon, der schriftkritische Schriftsteller

7.3 Platons *Phaidros*

7.4 Der Mythos von der Erfindung der Schrift

7.0 Übersicht

In der Zeit der Seevölkerkriege (ca. 1200–800 v. Chr.) war die Schriftentwicklung in Griechenland zum Erliegen gekommen. Das kulturelle Wissen wurde mündlich, durch sogenannte Rhapsoden (Sänger), weitergegeben. Der berühmteste Rhapsode war **Homer** (ca. **9./8. Jh. v. Chr.**). Seine Epen ("**Ilias**" und "**Odyssee**") tragen typische Merkmale oraler Überlieferung: **Rhythmisierung (Hexameter)**, **formelhafte Wiederholung** ("der listenreiche Odysseus"), **parataktischer statt hypotaktischer Aufbau** (d.h. Ordnung des Nacheinander statt Hierarchisierung von Textebenen). Die **Wiedereinführung der Schrift um 800** durch modifizierte Übernahme des hoch elaborierten phönizischen Alphabets kam deshalb einer **Kulturrevolution** gleich (**7.1**).

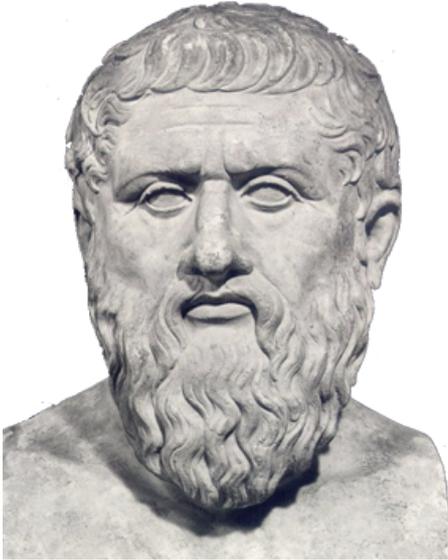
Der bedeutendste Schriftsteller an der Schwelle von der Oralität zur Literalität war **Platon**, ein Schüler des Sokrates. Während Sokrates noch mündlich unterrichtete, hinterließ Platon eine Fülle von **Schriften, in denen er sich jedoch kritisch gegenüber der Schrift äußerte** (**7.2**).

Dies tut er insbesondere in seinem Dialog ***Phaidros*** (**7.3**).

Der darin von Sokrates erzählte **Mythos von der Erfindung der Schrift durch den ägyptischen Gott Thoth** (bei Platon "**Theuth**" geschrieben) verurteilt die Erfindung scharf. Allerdings müssen wir den Kontext betrachten, um herauszufinden, wie sich Platons Position dazu verhält (**7.4**).



7.2 Platon (428–348), der schriftkritische Schriftsteller



Frühwerke (u.a.):

- *Protagoras* (Über Tugend und Rhetorik)
- *Apologie* (Verteidigungsrede des Sokrates)
- *Lysis* (Über die Freundschaft)
- *Kratylos* (Über Sprachphilosophie)
- *Menon* (Über die Lehrbarkeit der Tugend. Anamnesis-Lehre)
- *Gorgias* (Über Tugend und Rhetorik)
- *Phaidon* (Über die Unsterblichkeit der Seele)
- *Symposion* (Über den Eros als treibende Kraft des Erkennens)

Mittlere Werke:

- *Parmenides*
- *Politeia*
- *Theaitetos*
- **Phaidros** (Über Liebe vs. Nichtliebe : Reden vs. Schreiben)

Späte Werke:

- *Kritias*
- *Nomoi*
- *Philebos*
- *Politikos*
- *Sophistes*
- *Timaios*
- Der **7. Brief** (Biographisches, Kritik der Schrift)

7.2 Platon, der schriftkritische Schriftsteller

Platon (428–347 v. Chr.) war Schüler von **Sokrates**, der seine Philosophie nur mündlich, in Dialogform, vermittelte. Er zeichnete das Gelernte auf, wobei er die **Dialogform** in der Regel beibehielt – dies allerdings im Rahmen einer Textkonzeption, die weniger für mündliche als vielmehr für schriftliche Kommunikation typisch ist.

Die Schriftkritik im Phaidros und im 7. Brief wird heute von Medienkulturwissenschaftlern viel zitiert, weil sich darin bereits **Grundzüge aller künftigen Debatten über die Auswirkung von Medienwechseln** finden.



7.2.1 Platon: Der 7. Brief

[...] Über alle Schriftsteller hierüber, sowohl über die jetzigen wie über die künftigen, welche versichern über die Hauptmaterien meines Studiums Etwas zu wissen, [...] habe ich hier den Satz auszusprechen, jene Schreiber verstehen, nach meinem philosophischen Glaubensbekenntnisse wenigstens, über die Philosophie gar nichts. Es gibt ja von mir einmal über jene Materien keine Schrift und wird auch keine geben. Denn in bestimmten sprachlichen Schul-Ausdrücken darf man sich darüber wie über andre Lerngegenstände gar nicht aussprechen, sondern aus häufiger familiärer Unterredung gerade über diesen Gegenstand sowie aus innigem Zusammenleben entspringt plötzlich jene Idee aus der Seele wie aus einem Feuerfunken das angezündete Licht und bricht sich dann selbst weiter seine Bahn. [...] Wenn es mir vernünftig geschienen hätte, daß jene Gedanken durch Schrift und durch Wort unverschleiert unter dem Volke verbreitet werden dürften, was für eine schönere Lebensaufgabe würde ich da gehabt haben als der Menschheit großes Heil zu beschern und dabei das Wesenhafteste des Universums aller Welt an's Tageslicht zu bringen! Aber weder die Veröffentlichung jener Geheimnisse noch die populäre Behandlung jener Materien halte ich für Menschen für ein Glück, mit Ausnahme von wenigen Auserwählten, von allen jenen nämlich welche im Stande sind auf einen ganz kleinen Wink selbst zu finden. [...] Wer hier dieser Deduktion und Episode über die Erkenntnis-Stufen treu gefolgt ist, der muß dadurch zu folgender Überzeugung gelangen: mag nun Dionys oder ein anderer nieder oder höher Stehende seine Gedanken über die höchsten und wichtigsten Fragen des Universums schriftlich veröffentlicht haben, so ist gewiß, daß er nach meiner philosophischen Grundansicht wenigstens über die Gegenstände worüber er in die Welt hineingeschrieben hat irgend einen gesunden vernünftigen Gedanken nicht besaß, nicht durch Hörng eines Vortrages und auch nicht durch die Erfindung seiner inneren Geistestätigkeit. Denn sonst würde er dieselbe heilige Scheue vor jenen Wahrheiten haben wie ich, und würde sich nicht unterstanden haben dieselben auf so unpassende und unschickliche Weise unter die Menge zu werfen. Für die Schreibung über solche Wahrheiten hat er gar keine haltbare Entschuldigungsgründe. Will er sie erstlich zu seiner eignen Erinnerung zu Papier gebracht haben, so ist dieser Grund einmal unhaltbar, denn es gibt ja gar keine Gefahr, daß sie jemand vergißt, wenn er sie nur ein Mal in seinem Innern recht erfaßt hat.

7.2.1 Platon: Der 7. Brief

Platons 7. Brief – dessen Authentizität im Unterschied zu anderen, ihm zugeschriebenen Briefen – unbestritten ist, bildet neben dem Dialog *Phaidros* die zweite Quelle seiner Schriftkritik. Die zitierten Passagen sind nur ein Auszug der von ihm in dem Brief ausführlich vorgetragenen Argumentation.

Aufgrund des biographischen Charakters der Briefe, in denen der späte Platon von der sonst bei ihm üblichen Dialogform abweicht, wird ihnen besonderes Gewicht beigemessen. So leitet die sogenannte "Tübinger Schule" aus den schriftkritischen Passagen im 7. Brief die These ab, Platon spreche hier von "ungeschriebenen Lehren" – Lehren also, die er nur mündlich ausgewählten Schülern mitgeteilt habe.

Freilich kann man die Passagen auch anders deuten, nämlich so, dass Platon hier lediglich auf den intrinsischen – aus innerer Aktivität hervorgehenden – Charakter der wahren Erkenntnisgewinnung hindeuten wollte. Diese Deutung wird von dem anderen Werk, in dem Platon seine Schriftkritik zum Ausdruck brachte, gestützt: dem Dialog *Phaidros*.



7.3 Platons 'Phaidros'

7.3.1 Überlieferung

7.3.2 Gliederung

7.3.3 Text



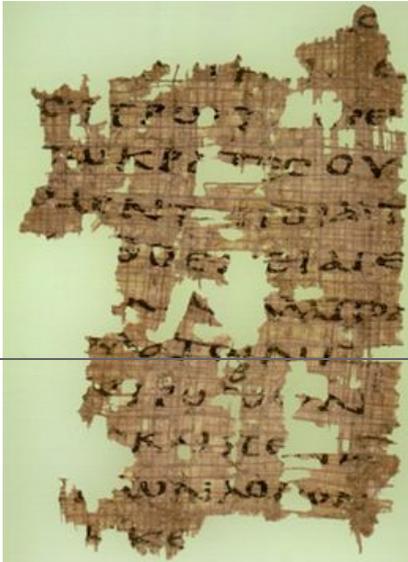
7.3 Platons 'Phaidros'

Platons Dialog *Phaidros* entstand um **370 oder 360 v. Chr.** Er findet heute die stärkste Beachtung von allen seinen Werken, weil in ihm der Wechsel von der Oralität zur Literalität diskutiert wird, der uns **an der Schwelle von der "Literalität" zur "sekundären Oralität"** zu vergleichenden Überlegungen Anlass bietet - bemerkenswerterweise anhand von Beispielreden über das Thema Liebe.



7.3.1 Überlieferung

Teile von Papyrusrollen zum *Phaidros* aus dem 2. Jh.



P.Oxy.XVII 2102, ed. A. S. Hunt, *The Oxyrhynchus Papyri*, vol. XVII, f (1927).

7.3.1 Überlieferung

Von Platon sind ungewöhnlich viele Schriften in ebenfalls ungewöhnlicher Vollständigkeit überliefert worden. Gleichwohl müssen wir uns klarmachen, dass ihr **Wortlaut nur lückenhaft erhalten geblieben** ist und aus Papyrus-Abschriften wie den abgebildeten durch Textvergleiche und detektivische Kombinatorik erschlossen werden muss.

Phaidros 267c. P.Oxy.LII 3677,
ed. W. E. H. Cockle: *The Oxyrhynchus Papyri*, vol. LII
(1984).



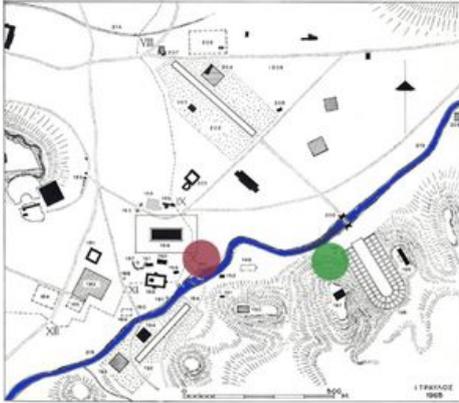
7.3.2 Gliederung

Einleitung	227a–230e5	Kap. 1–5
Die Schrift des Lysias	230e6–234c5	Kap. 6–9
Zwischengespräch	234c6–237b1	Kap. 10–13
Sokrates' erste Rede	237b2–241d1	Kap. 13–18
a: Wesen und Macht der Liebe	237d 3–238c4	
b: Nutzen und Nachteil der Liebe	238d8–241d1	
Zwischengespräch	241d2–243e8	Kap. 19–21
Sokrates' zweite Rede	243e9–257b6	Kap. 22–38
a: Formen göttlichen Wahnsinns	244a8–245c2	
b: Liebe als eine Form göttlichen Wahnsinns	245c2–257a2	
Exkurse:		
Geflügelte Seele und Seelengespann		
Die Weltkugel		
Das Gesetz der Adrasteia		
b 1: Die Natur der Seele	245c2–246d5	
b 2: Das jenseitige Leben der Seele und die wahren Objekte der Liebe	246d6–249d3	
b 3: Die Seele auf Erden und die Wirkungen der Liebe	249d4–257a2	
Zwischengespräch: Bestimmung des Diskussionsthemas	257b7–259d9	Kap. 39–41
Grundbedingung der Rhetorik: Kenntnis der Wahrheit	259e1–262c4	Kap. 42–44
Erläuterung der Grundbedingung durch Kritik der drei Reden	262c5–266c9	Kap. 43–50
Die Leistungen der konventionellen Rhetorik	266d1–269d1	Kap. 51–53
Aufgaben der neuen Rhetorik	269d2–274b8	Kap. 54–58
Die Differenz von Schriftlichkeit und Mündlichkeit	274b9–278b6	Kap. 59–63
Schluß	278b7–279c8	Kap. 64





7.3.3.1 Der Ort des Gesprächs



Die Karte zeigt den Weg, den Sokrates und Phaidros gehen, und die Stelle, wo sie sich niederlassen: Lysias, der eigentlich im Piräus wohnt, ist in Athen bei Epikrates untergebracht, in der Nähe des Olympeion (Rechteck links oben des roten Punkts). Von dort kommt Phaidros, als er Sokrates trifft. Die beiden gehen durch eines von drei nahegelegenen Stadttoren zum Ilissos (blau) und lassen sich schließlich an einer Platane nieder (grüner Punkt, das Stadion des Lykurg, rechts davon, war damals noch nicht gebaut), wo ein später gefundenes Relief auf das im Gespräch erwähnte Pan-Heiligtum hinweist (s. Abb. rechts, im oberen Teil Pan und drei Nymphen). Das Heiligtum von Agra und der Altar des Boreas, die ebenfalls erwähnt werden, befindet sich, wie es ausdrücklich heißt, "zwei oder drei Stadien weiter unterhalb" (innerhalb des roten Punkts bzw. gegenüber auf dem anderen Ufer).

Quelle: Travlos (1971), Tafeln 379 und 382.



7.3.3.2 Die Schrift des Lysias (230e–234c) – Aufbauschema

These ("Pointe"): Der Nichtverliebte ist ein besserer Liebhaber, deshalb soll man ihm seine Gunst schenken.

Argument Nr.	Konjunktion	Verliebte	Nichtverliebte
1 (231a2)	"Denn..."	sind wankelmütig	sind konstant
2 (231a7)	"Ferner..."	verleugnen sich und rechnen das später auf	wahren ihre Interessen, machen deshalb später keine Vorhaltungen
3 (231c1)	"Und ferner..."	sind immer nur gut zu dem aktuell Geliebten, lassen den früher Geliebten im Stich	
4		sind krank, können sich nicht beherrschen	
5 (231d6)	"Und dann..."	wenige von ihnen sind tüchtig, also eingeschränkte Partnerwahl	bieten große Auswahl an Tüchtigen, also bessere Chance, den passenden zu finden
6		wollen wegen ihrer Eroberung öffentlich bewundert werden	sind von öffentlicher Meinung unabhängig, achten deshalb mehr auf innere Werte
7 (232a6)	"Und ferner..."	fallen mit ihrem Geturtel in der Öffentlichkeit auf, was zu Phantasien über ihr Sexualleben Anlass gibt	unterhalten sich ganz normal, geben also keinen Anlass zu solchen Phantasien
8 (232b6)	"Und dann..."	sind zu fürchten, weil mißgünstig und neidisch	haben keine Verlustangst, sind also toleranter
9 (233a5)	"Und dann..."	schmeicheln, teils aus Furcht sich unbeliebt zu machen, teils weil ihr Urteil durch Leidenschaft getrübt ist	haben nüchternes Urteil, sind deshalb auch bei Fehlern großzügiger und somit die besseren Freunde
10 (233d5)	"Und ferner..."	sind bedürftig und betteln	sind unabhängig und können deshalb geben
11	"nicht...sondern"	<i>Wh. von 6</i>	<i>Wh. von 6</i>
12	"nicht...sondern"	<i>Wh. von 1</i>	<i>Wh. von 1</i>
13	"nicht...sondern"	<i>Wh. von 3</i>	<i>Wh. von 3</i>
14 (234b2)	"auch noch..."	werden von ihren Freunden ermahnt, weil ihr Tun schlecht sei	ernten solche Vorwürfe nicht
15 (234b7)	"Vielleicht aber..."	wollen nicht, dass andere auch den Geliebten begehren	sind hierin zumindest nicht schlechter



7.3.3.3 Sokrates' erste Rede (237b2-241d1) – Aufbauschema

These: Ein Verliebter ist schädlich für den Geliebten (deshalb sollte der sich besser einem Nichtverliebten anschließen).

1. Inklusion: Wird unter äußerem Zwang gehalten (schamverhüllten Hauptes)

2. Inklusion: Setzt Lysias' Hypothese ungeprüft voraus => spricht als ein anderer

3. Inklusion: Fingiert einen Sprecher, der zur *Täuschung* das Folgende sagt

a) Wesensbestimmung: Liebe ist ein <i>Begehren</i>		b) Bestimmung der Arten: nützlich oder schädlich?			
2 Arten des Begehrens:					
		Urteil (rational)	Lust (irrational)		
	Repräsentant	Nichtverliebter	Verliebter		
	Charakteristikum	Sittsamkeit	Maßlosigkeit		
	Folge des Essens	Sättigung	Völlerei		
	Folge des Trinkens	Durstlöschung	Trunksucht		
	Folge schönen Anblicks	Geistbefriedigung	<i>Eros (als Krankheit):</i>	Aspekt	Wirkung
				Geist	Besonnenheit wird verhindert
				Körper	Verweichlichung wird gefördert
				Besitz	Kontaktarmut und Widerwille durch Zwang
<p>Schlussfolgerung: => Verliebter für Geliebten schädlich. (Der Umkehrschluss, dass der Nichtverliebte nützlich ist, folgt schon aus der Begründung.)</p>					





7.3.3.4 Sokrates' zweite Rede (243e9–257b6) – Aufbauschema

These: Der Verliebte ist besser für den Geliebten, denn nur er kann den Trieb wecken, die Seele aufsteigen zu lassen

- 1. Inklusion:** Deklariert sich als Palinodie an Eros.

- 2. Inklusion:** Inspiriert sich durch konkreten Adressaten (Phaidros als Geliebter).

- 3. Inklusion:** Fingiert Sprecher (Stesichoros),

- 4. Inklusion:** der sich abgrenzt von einem anderen Sprecher (Phaidros als Rhetoriker).

Wesensbestimmung (wie zuvor) als Ausgangspunkt: Liebe ist ein <i>Begehren</i>				
2 Arten des <i>Begehrens</i> :				
		rational	irrational	
	Repräsentant	Nichtverliebter	Verliebter	
	Charakteristikum	bei Sinnen	wahnsinnig	
NEU	Bewertung	u.U. nicht gut	u.U. gut	Beleg: Prophetinnen
	Folge schönen Anblicks	Geistbefriedigung	Wahnsinn in zwei Formen...	
		Sichtweise:	profan (heutige Menschen)	ehrwürdig (gottesfürchtige)
	Zukunft		"Wahrsagerei (Mantikä)"	"apollinische Enthusiastik"
	Krankheit		"Unglück"	"dionysische Besessenheit"
	Poesie		"gutes Handwerk"	"musische Inspiration"
	Liebe		"sinnlos"	Eros als Göttlicher Wahnsinn

	bei den Göttern	bei den Menschen	
Seele	unsterblich, weil aus sich selbst heraus bewegt		
Vergleichsbild	geflügeltes Gespann		
Pferde	beide gut	eines gut, eines schwierig	
Seelenfahrt	Gefieder trägt, schwebt ganz oben, Ideenschau	verliert Gefieder u. stürzt, bis sie irdischen Halt findet	
		Gesetz der Adrasteia	
		Gutes Pferd stärker	Schlechtes Pferd st.
	Erinnerung	gut (a-letheias)	schwach (lethes)
	Anblick des Schönen	erinnert an wahre Schönheit	keine Evokation
	Reaktion auf Geliebten	Schauder u. Anbetung	schamlose Befriedigung
	Effekt auf Zusammenleben	philosophische Glückseligkeit	unphilosophisch, aber um Ansehen bemüht
256b	Form des Todes	beschwingt, befreit von Last	immerhin mit Trieb, beschwingt zu werden
			256d
		=> Verliebtheit in jedem Fall gut für beide	



7.3.3 Der Text von Platons 'Phaidros'

Übersetzung nach Hildebrandt (**Platon 1953**).

Durch Anklicken der verlinkten Textelemente erhalten Sie im Fußnotenbereich:

- Erläuterungen nach Hildebrandt [roter Hintergrund]
- Zitatnachweise von **Heitsch (1993)** [grüner Hintergrund].

Sie können den Text auch **downloaden als PDF**.

Vorspiel

1. SOKRATES. Ah! Mein lieber Phaidros! Wohin denn und woher?

Phaidros. Von **Lysias**, Sokrates, dem Kephalos-Sohne. Und ich bin unterwegs zu einem Gang draußen vor der Mauer. Denn lange Zeit, seit frühem Morgen, habe ich im Gespräch bei jenem gegessen. Nach dem Rat deines und meines Freundes **Akumenos** wandre ich nun auf freien Wegen, denn er sagt, so sei es weniger ermüdend als in den Bahnen.

SOKRATES. Ja, Freund, da hat er recht. Aber dann ist also Lysias in der Stadt.

Phaidros. Ja, bei **Epikrates**, hier im Hause des **Moryochos**, nahe beim **Olympeion**.

SOKRATES. Welches war denn nun eure Unterhaltung – oder versteht es sich, dass Lysias euch mit seinen Reden bewirtete?

Phaidros. Du sollst es erfahren, wenn du Muße hast, mitzugehen und zuzuhören.

SOKRATES. Wie denn: Zweifelst du, dass ich mit **Pindar** zu reden »höher als ein Geschäft« es achte, deine und Lysias' Unterhaltung anzuhören?

Phaidros. Dann also geh zu!

SOKRATES. Und du erzähle.

Phaidros. Gewiß, Sokrates, gerade dich geht es an, was du hören wirst. Denn das Thema, über das wir uns unterhielten, war – ich möchte sagen – eine Liebes-Rede. Lysias hat sie nämlich verfasst, worin einer der Schönen umworben wird, aber nicht von einem Verliebten, sondern darin besteht gerade die Feinheit: er behauptet nämlich, man müsse eher einem Nichtverliebten als einem Verliebten seine Gunst schenken.

SOKRATES. Oh, der Edle! wenn er doch schriebe, auch eher dem Armen als dem Reichen, und dem Älteren als dem Jüngeren und was alles mir und meinesgleichen zugute käme. Wahrlich, solche Reden wären gebildet und volksfreundlich zugleich. Mich wenigstens hat nun solche Begierde ergriffen, zu hören, dass ich gewiß nicht von deiner Seite weichen werde, und wenn du auch weiter wandelnd bis **Megara** schrittst, um nach der Art des **Herodikos** erst an der Mauer angelangt umzukehren.

Phaidros. Wo denkst du hin, bester Sokrates? Glaubst du, was Lysias, der größte unter den jetzigen Schriftstellern, in langer Zeit und mit Muße ausgearbeitet hat, das sollte ich, ein Laie, seiner würdig aus dem Gedächtnis wiederholen können? Daran fehlt mir viel. Und doch läge mir mehr daran als an vielem Golde.

2. SOKRATES. Phaidros – wenn ich den Phaidros nicht kenne, dann muss ich mich selbst vergessen haben. Aber keines von beiden. Ich weiß recht gut, hörte der eine Rede von Lysias, so hörte er sie nicht nur einmal, sondern immer wieder bat er ihn, sie ihm zu wiederholen, und jener tat es bereitwillig. Aber auch das war ihm nicht genug, sondern am Ende nahm er die Rolle zur Hand und schaute an, was ihm zumeist am Herzen lag. Über dieser Beschäftigung saß er vom frühen Morgen an, und als er müde wurde, machte er sich auf den Spaziergang, während er, wie ich wenigstens glaube, beim Hunde, die Rede schon auswendig wußte, wenn sie nicht gar zu lang war. Dann wandelte er draußen vor der Mauer, um sie einzuüben. Da begegnete er dem, der an der Sucht leidet, Reden anzuhören, und freute sich, als er ihn erblickte, weil er nun den Mit-Korybanten hätte, und er lud ihn ein, mitzukommen. Als aber jener in die Reden Verliebte ihn bat zu reden, da tat er spröde, als ob er nicht begierig darauf wäre; am Ende aber würde er, auch wenn niemand freiwillig zuhören wollte, mit Gewalt reden. Also, Phaidros, bitte du ihn, das sogleich zu tun, was er bald um jeden Preis tun wird.

Phaidros. Da ist es wahrhaftig für mich am allerbesten, die Rede vorzutragen, so gut ich es eben kann, denn ich glaube, du lässt mich niemals los, ehe ich die Rede so oder so wiedergegeben habe.

SOKRATES. Ja, durchaus richtig denkst du da von mir.

3. Phaidros. Dann will ich also so tun. Aber wirklich, Sokrates, auswendig gelernt habe ich den Wortlaut durchaus nicht. Aber den Gedankengang ziemlich von allem, worin er den Unterschied der Sache des Verliebten von der des Nicht-Verliebten angab, werde ich dir in seinen Hauptpunkten vom ersten an beginnend der Reihe nach wiedergeben.

SOKRATES. Aber erst, teurer Freund, wenn du gezeigt haben wirst, was du da in der linken Hand unter dem Mantel hältst. Ich glaube nämlich zu erraten, dass du die Rede selbst hast. Wenn es sich so verhält, so sei dir klar über mich, wie sehr ich dich auch liebe, wenn Lysias selbst zugegen ist, kann ich mich nicht gerade entschließen, mich selber zum Abhören deiner Einübung herzugeben. Zaudre nicht, zeig her!

Phaidros. Genug! Meine Hoffnung hast du vereitelt, Sokrates, da ich dachte, mich an dir zu üben. – Also, wo willst du nun, dass wir uns hinsetzen, um zu lesen?

Landkarte

SOKRATES. Laß uns hier nach draußen abbiegen und den **Ilissos** entlanggehen, dann wollen wir uns, wo es uns gefällt, in der Stille niederlassen.

Phaidros. Zu rechter Zeit bin ich offenbar gerade diesmal barfuß – du bist es ja immer. So ist es am

einfachsten für uns, das Wässerchen hinabzugehen und dabei unsere Füße zu netzen. Besonders in dieser Stunde und in dieser Jahreszeit ist das recht angenehm.

SOKRATES. So führe also und schau dich zugleich um, wo wir uns niedersetzen können.

Phaidros. Siehst du da jene hochaufsteigende Platane?

SOKRATES. Ja.

Phaidros. Dort ist Schatten und mäßiger Lufthauch und Rasen, uns zu setzen oder, wenn wir wollen, uns niederzulegen.

SOKRATES. So geh nur zu.

Phaidros. Sage mir, Sokrates, war es nicht hier am Ilissos, von wo **Boreas die Oreithyia geraubt haben soll?**

SOKRATES. So wird erzählt.

Phaidros. Vielleicht gerade von dieser Stelle? Erscheint doch lieblich und rein und durchsichtig das Gewässer und recht geeignet für Mädchen, an ihm zu spielen.

SOKRATES. Nein, aber so ungefähr drei- oder vierhundert Schritte weiter unten, wo der Weg zum Heiligtum der Agra durch den Bach führt. Und dort ist auch irgendwo ein Altar des Boreas.

Phaidros. Das wußte ich nicht recht. Aber sage, bei Zeus, glaubst du, dass diese Sage wahr sei?

4.SOKRATES. Ja, wenn ich ungläubig wäre wie die »Weisen«, wäre ich doch nicht verlegen: Dann würde ich klügelnd antworten, der Nordwind habe sie von einem der hohen Felsen herabgestoßen, als sie mit Pharmakeia spielte, und weil sie auf diese Weise umgekommen sei, habe man erzählt, sie sei vom Boreas geraubt worden. Ich aber, Phaidros, finde zwar dergleichen sonst ganz artig, nur gehört ein sehr befähigter und arbeitsamer und vom Glück nicht gerade begünstigter Mann dazu, wenigstens aus dem einen Grunde, dass er demgemäß auch die Gestalt der Hippokentauren berichten muss, und dann wieder die der Chimaira, und dann strömt herzu der Haufe solcher Gorgonen und Flügelpferde und das Gewimmel und die Unbegreiflichkeiten anderer **Ungetüme und Wunder-Naturen**. Und wer ungläubig von diesen jedes einzelne nach Wahrscheinlichkeit erklären will, der befaßt sich dazu mit einer ziemlich **rohen Art von Weisheit** und bedarf dazu vieler Müße. Der Grund davon, mein Freund, ist dieser: Ich vermag noch nicht gemäß dem delphischen Spruche mich selbst zu erkennen. Lächerlich aber scheint es mir, solange man dies nicht kennt, das Fremde zu erforschen. Darum laß ich jenen Dingen ihren Lauf und nehme den Glauben über sie an, wie er dem Brauche entspricht, und erforsche, wie ich eben sagte, nicht jene, sondern mich selbst, ob ich etwa ein Untier bin, verschlungener und aufgeblasener als **Typhoni**, oder ein milderer und einfacheres Geschöpf, das ein göttliches und gebändigtes Schicksal von Natur erlost hat. Aber, Freund, indem wir so reden – war das nicht der Baum, zu dem du uns führen wolltest?

Phaidros. Ja, er ist es.

5.SOKRATES. Bei der Hera, ein schöner Ruheplatz! Hier die Platane, mächtig ausladend und hoch, und wie schön der Gipfel des **KeuschBaumes** und sein dichter Schatten, und wie er gerade in vollster Blüte steht, so dass er den Ort ganz mit seinem Dufte erfüllt. Und die lieblichste Quelle, die unter der Platane fließt, mit ganz kühlem Wasser, wie man am Fuße spürt. Nach den Mädchenfiguren und Weihbildern ist es offenbar ein Heiligtum einiger Nymphen und des **Achelos**. Wie man nur wünschen mag: wie angenehm und sehr süß ist das Wehen der Luft an diesem Orte. Sommerlich und hell tönt sie im Chor der Zikaden. Der Rasen aber ist der allerzarteste, wie er allmählich ansteigt, um, wenn man sich ausstrecken will, dem Haupte die angenehmste Stütze zu geben. Aufs beste hast du dich als Führer bewährt, mein lieber Phaidros.

Phaidros. Du aber, du Bewundernswerter, erscheinst doch als Sonderling. Gleichst du doch geradezu einem Fremdling, der sich führen lässt, wie du selber sagst, und nicht einem Einheimischen. So wanderst du nie aus der Stadt über die Grenze hinaus, ja ich glaube, du gehst überhaupt nicht aus der Mauer hinaus.

SOKRATES. Verarge mir das nicht, mein Bester, bin ich doch einmal lernbegierig. Nun wollen die Fluren und die Bäume mich nichts lehren, wohl aber in der Stadt die Menschen. Du indessen scheinst das Zauberkraut gefunden zu haben, mich herauszulocken. Denn wie man hungriges Vieh weiterrückt, indem man es mit frischem Laub oder irgendeiner Frucht lockt, so kannst du mich offenbar in ganz Attika herumführen und wohin du sonst willst, wenn du mir so die Rollen mit Reden vorhältst. Nun aber, da ich einmal an diesem Ort angelangt bin, ziehe ich vor, mich niederzulegen, und du wähle die Haltung, in der du am bequemsten zu lesen glaubst, und dann lies vor.

Phaidros. So höre denn.[16]

Schema

Die Schrift des Lysias

6. »Wie es um mich steht, weißt du nun und hast gehört, dass ich glaube, es fördere uns beide, wenn solches geschieht. Ich glaube aber, ich sollte, um was ich bitte, nicht darum verfehlen, weil es sich fügt, dass ich nicht in dich verliebt bin. Denn die Verliebten gereut es ihrer Wohltaten, sobald ihre Leidenschaft erloschen ist. Für die anderen aber kommt die Zeit nicht, in der sie die Gesinnung ändern müßten. Denn nicht unter einem Zwange, sondern gern und nach bester Überlegung über ihr ganzes Besitztum erweisen sie ihnen Wohltaten je nach ihrem Vermögen. Ferner erwägen die Verliebten, was sie in ihren eigenen Angelegenheiten um dieser Verliebtheit willen schlecht verwaltet haben und was sie verschenkt haben, und wenn sie dann die Mühe, die sie auf sich genommen haben, hinzurechnen, so glauben sie längst ihren Geliebten den geschuldeten Dank erstattet zu haben. Dagegen können die Nicht-Verliebten weder die Vernachlässigung ihres Hauswesens um jener willen zum Vorwand nehmen, noch die vorausgegangenen Mühen berechnen, noch ihm die Schuld an dem Zerwürfnisse mit ihren Angehörigen beismessen. Und da sie aller dieser Übel enthoben sind, so bleibt ihnen also nichts übrig, als wohlgenut zu tun, wodurch sie glauben, ihnen einen Gefallen erweisen zu können. Und ferner, wenn deswegen die Verliebten besondere Hochschätzung verdienen sollen, weil sie sagen, dass ihre Zuneigung zu den Geliebten die größte ist, und weil sie bereit sind, durch Worte und Taten sich die andern zu Feinden zu machen, um den Geliebten einen Gefallen zu tun: so ist leicht einzusehen, ob sie die Wahrheit sagen, weil sie ebenso die, in welche sie sich später verlieben, höher schätzen werden als jene und offenbar auch, wenn es diesen so paßt, den früher Geliebten Böses zufügen werden. Wie aber sollte es billig sein, eine solche Sache dem anzuvertrauen, auf dem ein derartiges Unheil liegt, das nicht einmal der Erfahrene abzuwenden sich getrauen würde? Geben jene doch selbst zu, dass sie eher an einer Krankheit leiden als bei Vernunft sind und dass sie zwar wissen, es stehe schlecht mit ihrer Besinnung, sich aber nicht selbst beherrschen könnten. Wie sollten sie aber, nachdem sie wieder zu klarem Verstande gekommen sind, das gutheißen, was sie in einem solchen Zustande wollen? Und wenn du aus deinen Liebhabern den besten wählen wolltest, so hättest du die Wahl nur unter wenigen, wenn aber aus den andern den für dich selbst Geeignetesten, so hättest du die Wahl unter

vielen. Daher ist die Hoffnung viel größer; den, der deiner Freundschaft würdig ist, unter den vielen anzutreffen.

7. Wenn du jedoch die geltende Meinung fürchtest, dass dir Schande erwachse, wenn die Leute davon erfahren, so ist es natürlich, dass die Verliebten – da sie ja glauben, von den andern so beneidet zu werden, wie sie ich untereinander beneiden – sich brüsten werden mit Erzählen, und aus Eitelkeit werden sie vor jedermann zeigen, dass sie sich nicht vergeblich bemüht haben. Die Nicht-Verliebten aber, die sich selber beherrschen, werden das Beste wählen anstatt des Ruhmes bei den Menschen. Ferner werden notwendigerweise viele Leute von den Verliebten hören und sie sehen, wie sie ihre Geliebten begleiten und sich daraus ihre Beschäftigung machen, so dass sie, sooft sie diese im Gespräch miteinander sehen, jedesmal glauben, um ihrer Begierde willen seien sie zusammen gewesen oder wollten sie zusammenkommen. Den Nicht-Verliebten aber versucht niemand dieses Verkehres wegen einen Vorwurf zu machen, denn man kennt das Bedürfnis, aus Freundschaft oder um irgendeines anderen Vergnügens wegen miteinander zu reden. Und wenn dich Furcht anwandelt beim Gedanken, wie schwer eine Freundschaft beständig bleibt, dass aber im andern Falle bei einem Zerwürfnis das gleiche Unglück auf beide Teile fällt, dass du aber allein den großen Schaden erleidest, wenn du dein höchstes Gut geopfert hast: dann mußt du natürlich die Verliebten mehr fürchten. Denn es gibt vieles, was sie kränkt, und von allem glauben sie, dass es zu ihrem Schaden geschehe. Daher verhindern sie auch den Verkehr ihrer Geliebten mit andern, aus Furcht, dass die Wohlhabenden sie durch Reichtum überbieten, die Gebildeten es ihnen durch Einsicht zuvortun, und so hüten sie sich vor der Wirkung eines jeden, der irgendein Gut erworben hat. Gelingt es ihnen also, dich mit jenen zu verfeinden, so stehst du einsam und ohne Freunde da, siehst du aber auf deinen Vorteil und urteilst besser als jene, so wirst du dich mit ihnen überwerfen. Die aber nicht verliebt sind, sondern durch Tugend die Erfüllung ihrer Wünsche erlangten, werden nicht die beneiden, die mit dir umgehen, sondern die hassen, die das nicht wollen, denn sie glauben, dass sie von diesen geringgeschätzt, von jenen aber, die mit dir verkehren, gefördert werden. Daher ist die Hoffnung viel größer, es werde ihnen Freundschaft als Feindschaft aus der Sache erwachsen.

8. Und dann begehren manche unter den Verliebten den Leib schon, bevor sie das Wesen kennenlernten und den ihm Eigenen vertraut wurden, so dass es ungewiß ist, ob sie dann noch ferner Freund sein wollen, wenn die Leidenschaft erloschen ist. Bei den Nicht-Verliebten aber, die schon vor solchem Verkehre miteinander befreundet waren, wird die Freundschaft natürlich nicht geringer werden, wenn ihnen Gutes widerfahren ist, sondern es wird ihnen, als Andenken bleiben für ihr Verhalten in der Zukunft. Ja, du müßtest auch besser werden, wenn du lieber mir als einem Verliebten Gehör gibst, denn jene loben im Widerspruch zum Besten ihrer Geliebten, was diese sagen und tun, teils weil sie fürchten, deren Abneigung zu erwecken, teils weil durch die Leidenschaft ihre Erkenntnis getrübt ist. Darin offenbart sich doch die Liebe: sie macht, dass den Unglücklichen das, was den andern nicht schmerzt, als unleidlich erscheint, und die Glücklichen zwingt sie, auch auf das, was keiner Lust wert ist, ihr Lob zu verschwenden. Daher sollte man die, die geliebt werden, weit eher bemitleiden als beneiden. Aber wenn du mir folgst, dann werde ich in unserem Verkehr nicht zuerst für die Lust der Gegenwart sorgen, sondern für deinen Vorteil auch in der Zukunft, nicht von Eros überwunden, sondern mich selbst beherrschend, auch werde ich nicht um Kleinigkeiten großen Streit anheben, sondern auch um wichtige Dinge nur langsam einem gelinden Unwillen Raum geben, das Unvorsätzliche verzeihend, das Vorsätzliche versuchend abzuwenden: dies nämlich sind die Kennzeichen einer Freundschaft, die von langer Dauer sein wird. Wenn dir aber der Gedanke in den Sinn kommt, dass eine starke Freundschaft nicht entstehen kann, wenn nicht einer verliebt ist, so mußt du dies bedenken, dass wir dann weder unsre Söhne so hoch schätzen würden noch unsre Väter und Mütter, auch nicht treue Freunde gewonnen hätten, die es doch nicht aus einer solchen Leidenschaft geworden sind, sondern aus andern Bedürfnissen.

9. Und weiter, wenn man den Bedürftigsten am meisten gefällig sein soll, so müsste man auch sonst nicht den Besten, sondern den Ärmsten wohl tun, denn diese, vom größten Übel befreit, werden einem auch den meisten Dank wissen. Ja auch zu den eigenen Gastmählern wäre es dann nicht würdig, die Freunde einzuladen, sondern die Bettelnden und die der Sättigung Bedürftigen, denn diese werden uns freundlich grüßen und begleiten und an den Türen erwarten, ihre Freude wird die größte und ihre Dankbarkeit nicht die kleinste sein, und vieles Gute werden sie für uns erbitten. Aber es ist doch wohl richtig, nicht den besonders Bedürftigen gefällig zu sein, sondern denen, die am meisten Dank abzustatten vermögend sind; nicht denen, die nur betteln, sondern denen, die der Sache würdig sind; auch nicht denen, die sich nur an deiner Jugend erfreuen, sondern welche auch, wenn du älter geworden bist, dich an ihren Gütern teilnehmen lassen; nicht denen, die, wenn sie ihr Ziel erreicht haben, vor den übrigen damit prahlen, sondern welche rücksichtsvoll vor jedermann schweigen; nicht denen, die nur kurze Zeit voll Eifer sind, sondern welche gleichmäßig das ganze Leben hindurch Freunde sein werden; auch nicht denen, die bei erlöschender Leidenschaft einen Vorwand zum Bruch suchen, sondern welche an denen, deren Jugendblüte beendet ist, dann ihren guten Charakter beweisen werden. Bewahre also das Gesagte in deinem Gedächtnis, und bedenke auch dies, dass die Verliebten von ihren Freunden ermahnt werden, als ob sie etwas Übles unternehmen, während niemals einer der Angehörigen die Nicht-Verliebten tadelt, als ob sie deswegen in ihren eigenen Angelegenheiten schlecht beraten waren.

Vielleicht möchtest du mich noch fragen, ob ich dir rate, allen gefällig zu sein, die dich nicht lieben. Ich glaube allerdings, auch der Verliebte wird von dir nicht verlangen, dass du allen Verliebten gegenüber diese Gesinnung hättest. Denn weder ist alles, wenn man es wohl berechnet, gleicher Gunst wert, noch kannst du es, wenn du auch willst, vor andern in gleicher Weise geheimhalten. Doch Schaden soll daraus keiner, vielmehr Nutzen für beide erwachsen. Ich glaube nun, was ich gesagt habe, sei hinreichend. Meinst du aber, ich hätte etwas übergangen, was du zu hören wünschst, so frage.«

Zwischenspiel

10. Nun, Sokrates, was hältst du von dieser Rede? Ist sie nicht überhaupt fabelhaft, besonders aber in der Wahl der Worte?

SOKRATES. Ja, ganz wunderbar, mein Freund, so dass ich außer mir bin. Und dies ist nur durch dich geschehen, indem ich dich anblickte, weil du mir unter der Rede inmitten des Lesens vor Freude zu glänzen schienst. Denn da ich glaube, dass du von diesen Dingen mehr als ich verstehst, bin ich dir gefolgt, und so geriet ich gemeinsam mit dir, du göttliches Haupt, in bacchantisches Schwärmen.

Phaidros. Hör auf! Willst du wieder deinen Scherz treiben?

SOKRATES. So? Glaubst du, ich scherze und hätte nicht im Ernste gesprochen?

Phaidros. Nein, gar nicht, Sokrates. Aber nun, bei Zeus, dem Gotte der Freundschaft, sage mir in Wahrheit: Glaubst du, dass irgendein andrer unter den Hel-lenen eine bedeutendere und reichhaltigere Rede über denselben Gegenstand halten könnte?

SOKRATES. Wie meinst du das? Soll die Rede von mir und dir auch darin gelobt werden, dass der Verfasser das Gebührende gesagt hätte, oder nur dafür, dass alle Redewendungen klar und rund und aufs genaueste gedrechselt waren? Denn wenn es sein soll, muss es dir zuliebe zugegeben werden. Mir selbst ist es allerdings entgangen, weil ich davon nichts verstehe. Ich habe nämlich allein auf das Rednerische daran achtgegeben – und dies glaube ich, würde Lysias selber nicht einmal für zulänglich halten. Nun schien er mir, Phaidros – wenn du nicht etwa anderer Ansicht bist

–, zwei- oder dreimal dasselbe gesagt zu haben, als ob er nicht gerade erfindungsreich wäre, vieles über dieselbe Sache zu reden, oder als ob ihm vielleicht daran auch gar nichts gelegen sei. Ich hatte den Eindruck, als wolle er im jugendlichen Übermut beweisen, er sei fähig, dieselbe Sache bald so, bald so auszudrücken und in beiden Fällen sehr gut zu reden..

Phaidros. Aber nein, Sokrates! Dies ist ja gerade die besondere Eigenschaft der Rede: Was nämlich der Besprechung Würdiges sich in der Sache findet, davon hat sie nichts ausgelassen, so dass niemand zu dem, was er hier gesagt hat, noch sonst etwas Neues und Wertvolleres sagen kann.

SOKRATES. Darin werde ich aber dir nicht mehr folgen können. Denn weise Männer und Frauen des Altertums, die darüber gesprochen und geschrieben haben, werden mich widerlegen, wenn ich es dir zuliebe einräumen würde.

Phaidros. Wer sind diese? Und wo hast du Besseres als dies gehört?

11. SOKRATES. So im Augenblick kann ich es nicht sagen. Aber offenbar habe ich es von manchen gehört – etwa von **Sappho**, der Schönen, oder von **Anakreon**, dem Weisen, oder von irgendwelchen Schriftstellern. Aus welchen Zeichen ich das schließe? Ich fühle, meine Brust ist voll, du Wunderbarer, und dass ich etwas anderes, aber nichts Schlechteres zu sagen habe als jenes. Dass ich nun nichts davon aus mir selber erkannt habe, weiß ich wohl, denn ich bin mir meiner Unwissenheit bewusst. Also bleibt, glaube ich, nur übrig, dass ich **durch das Hören gleich wie ein Gefäß aus irgend fremden Quellen gefüllt worden bin**. Aus Trägheit habe ich auch das **schon wieder vergessen**, wie und von wem ich es vernommen habe.

Phaidros. Ja, du Edelster, das hast du sehr wohl gesprochen. Von wem und wie du das vernommen hast, das sollst du also nicht sagen, auch wenn ich darum bäte. Aber tue nur gerade das, was du sagtest. Versprich mir, anderes Besseres und nicht Wenigeres, als was in dieser Rolle steht, zu reden, ohne etwas daraus zu wiederholen – und ich verspreche dir wie die neun **Archonten**, eine goldene Bildsäule in Lebensgröße nach Delphi zu stiften, nicht allein meine, sondern auch deine.

SOKRATES. Du bist zu lieb, Phaidros, und wirklich aus Gold, wenn du glaubst, ich meine, dass Lysias es ganz und gar verfehlt habe und dass ich imstande sei, in jeder Einzelheit etwas anderes zu Sagen. Das aber kann, wie ich glaube, dem schlechtesten Schriftsteller nicht begegnen. Gleich dies, was das Thema ist: glaubst du, dass einer, der behauptet, man müsse mehr dem Nicht-Verliebten als dem Verliebten Freund sein, aber unterließe, das Verständige zu preisen, das Unverständige zu tadeln, wie es doch offenbar notwendig ist, die Rede irgendwie weiterführen könnte? Nein, ich meine, dergleichen muss man dem Redner einräumen und zugestehen. An solchen Gedanken ist nicht die Erfindung, sondern nur die Anordnung zu rühmen, bei den nichtnotwendigen aber und schwer zu findenden ist außer der Anordnung auch die Erfindung rühmenswert.

12. Phaidros. Das räume ich dir ein, denn deine Bedingungen scheinen mir billig. Also auch ich will danach verfahren: Dass der Verliebte verglichen mit den Nicht-Verliebten an Krankheit leide, werde ich dir als Voraussetzung zugeben. Wenn du aber im übrigen anderes vorträgst, reichhaltiger und wertvoller als Lysias, so sollst du aus **Silber** getrieben neben dem Weihgeschenk der **Kypseliden** in Olympia stehen.

SOKRATES. Nun machst du Ernst, Phaidros, weil ich deinen Liebling an griff, um dich zu necken, und glaubst gar, ich würde es in Wahrheit versuchen, neben seiner Weisheit eine andere und kunstvollere Rede zu halten?

Phaidros. Was das angeht, mein Lieber, bist du in eigener Schlinge gefangen! Reden muß du auf jeden Fall, so gut du eben kannst. Damit wir aber nicht den verbrauchten Vorgang der Komödie durchzuspielen genötigt werden, indem einer dem andern das Wort zurückgibt, so hüte dich und zwinge mich bitte nicht, dir jenes zu sagen: »Sokrates, wenn ich den Sokrates nicht kenne, dann muss ich mich selber vergessen haben«, und »er war begierig zu reden, aber er tat spröde«. Aber dessen sei dir bewusst, dass wir nicht von hinnen gehen, bevor du ausgesprochen hast, was du, wie du sagtest, in deiner Brust trägst. Wir sind allein in der Einsamkeit, ich bin der Stärkere und Jüngere: **aus alledem begreife wohl, was ich dir sage**, und wolle doch ja nicht lieber die Gewalt abwarten, als freiwillig reden.

SOKRATES. Aber Phaidros, du seliger, lächerlich werde ich sein, wenn ich, ein Laie, neben einem Schriftsteller vom Fach über die gleiche Sache aus dem Stegreif rede.

Phaidros. Du weißt, wie es steht. Höre auf, dich vor mir zu zieren, denn ich weiß wohl ein Wort, durch das ich dich zur Rede zwingen werde.

SOKRATES. Nein! Sprich es ja nicht aus!

Phaidros. Doch! Jetztz spreche ich es aus. **Und dies Wort soll ein Eid sein!** Ich schwöre dir also – bei wem doch, bei welchem Gott? Oder soll ich bei dieser Platane hier schwören? Wahrlich, wenn du mir nicht angesichts dieser Platane deine Rede hältst, so werde ich dir niemals irgendeine Rede irgendeines Menschen vorzeigen noch vermelden.

13. SOKRATES. Ha, du Verrucher! Wie gut hast du das Mittel gefunden, einen redeliebenden Mann zum Gehorsam zu zwingen!

PHAJDROS. Was hast du also noch, dich zu sperren?

SOKRATES. Nichts mehr, nachdem du solchen Schwur getan, denn wie könnte ich auf einen solchen Schmaus verzichten?

Phaidros. Dann rede!

SOKRATES. Weißt du also, wie ich es machen werde?

Phaidros. Was meinst du damit?

SOKRATES. Verhüllten Hauptes will ich sprechen, um möglichst schnell die Rede zu durcheilen, damit mich die Scham nicht verwirrt, wenn ich dich anblicke.

Phaidros. Nur reden muß du. Das übrige halte, wie du willst.

Schema

Rede des Sokrates gegen Eros

SOKRATES. Euch rufe ich, Musen! ihr helltönenden – mögt ihr wegen eurer Gesangesweise oder wegen des sangesfreudigen Geschlechtes der **Ligurer** diesen Beinamen empfangen haben –, **nehmt mit mir gemeinsam auf die Mäere**, die dieser Treffliche hier mich zu sagen nötigt, damit sein Freund, der ihm schon vorher weise zu sein schien, es nun noch mehr erscheine.

»Es war einmal ein Knabe, oder vielmehr schon ein Jüngling, von großer Schönheit. Der hatte sehr viele Liebhaber. Einer unter ihnen war listig und hatte den Knaben, obwohl er verliebt war wie irgendeiner, überredet, dass er nicht in ihn verliebt sei. Und eines Tages drang er in ihn und redete ihm ein, dass man den Nicht Verliebten vor dem Verliebten begünstigen müsse, und sprach also:

14. Für jede Frage, mein Kind, gibt es nur einen richtigen Anfang, wenn man gemeinsam etwas erwägen will. Man muss wissen, worauf sich die Erwägung bezieht, oder man wird notwendig das Ganze verfehlen. Die meisten aber bemerken nicht, dass sie das Wesen des einzelnen Dinges nicht kennen. Daher verständigen sie sich, als ob sie es schon wüßten, nicht am Beginn der Untersuchung darüber, und im weiteren Verlauf haben sie es dann natürlich zu büßen: sie sind nämlich weder mit sich selbst noch untereinander einstimmig. Ich und du wollen also nicht die Buße erleiden, die wir ande-ren zuerkennen, sondern da dir und mir die Frage obliegt, ob man eher mit dem Verliebten oder dem Nicht-Verliebten Freundschaft schließen soll, so wollen wir uns zuerst über eine Bestimmung des Begriffes Liebe einigen, was sie ist und welche Kraft sie hat. Diesen Begriff laß uns im Auge behalten und in Beziehung auf ihn die Untersuchung vornehmen, ob sie Nutzen oder Schäden bringt.

Dass nun die Liebe eine Begierde ist, ist jedermann klar. Dass aber auch die Nichtverliebten die Schönen begehren, wissen wir. Wonach unterscheiden wir dann den Verliebten vom Nichtverliebten? Wir müssen erkennen, dass es in jedem von uns zwei herrschende und führende **Ideen** gibt, denen wir folgen, wohin sie uns führen: die eine die eingeborene Begierde nach Lust, die andere die erworbene Vorstellung, die nach dem Besten strebt. Diese beiden sind in uns bald im Einklang, bald hadern sie untereinander. Und bald herrscht die eine, dann wieder die andre. Wenn nun die Vorstellung durch Vernunft zum Besten führt und mächtig ist, so trägt diese Macht den Namen Besonnenheit. Wenn aber die Begierde uns in die Lüste schleppt und in uns herrscht, so wird diese Herrschaft Zuchtlosigkeit benannt. Die Zuchtlosigkeit aber trägt viele Namen, denn sie ist vielgliedrig und vielgestaltig. Welche von diesen Formen nun gerade hervortritt, die verleiht ihrem Träger auch ihren Beinamen, der weder schön noch wünschenswert ist. So nennen wir die Begierde nach Speise, wenn sie den Gedanken des Besten und die übrigen Begierden beherrscht, Schlemmerei, welche den gleichen Namen auch ihrem Träger verleiht wird. Ebenso ist die Benennung dessen klar, den die Begierde nach Weinrausch auf ihrem Wege mit sich führt, wenn sie sich zur Tyrannin aufwirft. Und auch bei den übrigen dieser verschwisterten Namen, die zu den verschwisterten Begierden gehören, ist es klar, wie einer nach der jeweils regierenden Begierde zu benennen ist. Doch um welcher willen das Bisherige gesagt ist, ist nun wohl schon offenbar, ausgesprochen wird aber alles noch deutlicher als unausgesprochen. Denn die vernunftlose Begierde, überwältigend die Vorstellung, die nach dem Rechten strebt, von der Lust an der Schönheit und wiederum von den ihr verwandten Begierden zur Schönheit der Leiber mit **Lebenskraft** gefüllt – diese **Begierde**, wenn sie so ihre Herrschaft auf dem Siegeszuge gekräftigt hat, empfing ihren Beinamen von dieser Lebenskraft und wurde Liebe genannt. –

15. Aber, lieber Phaidros, scheint es dir nicht, wie mir selber, dass ich von einem göttlichen Geschehen besessen bin?

Phaidros. In Wirklichkeit, Sokrates, ein ganz ungewohnter Strom der Rede hat dich ergriffen.

SOKRATES. Stille also, höre mich weiter! Denn wirklich göttlich scheint dieser Ort zu sein. Darum wundre dich nicht, wenn ich im Fortgange der Rede vielleicht von Nymphen besessen erscheine, denn schon jetzt erklinge ich beinahe von Dithyramben.

Phaidros. Du sprichst sehr wahr!

SOKRATES. Wahrlich, du selber bist schuld daran. Doch höre das übrige. Sonst könnte vielleicht verschuecht werden, was mich überkommt. Das soll nun Gottes Sorge sein, uns aber liegt ob, uns in der Rede wieder an jenen Knaben zu wenden. Gut denn, mein Bestes. Was jenes ist, worüber wir beraten wollen, ist gesagt und bestimmt. Indem wir dies im Auge behalten, wollen wir weiter sagen, welcher Nutzen und welcher Schaden von dem Verliebten oder Nichtverliebten mit Wahrscheinlichkeit dem zuteil wird, der ihnen seine Gunst schenkt. Wer von der Begierde beherrscht wird und Knecht der Lust ist, der muss notwendig das Geliebte so angenehm wie möglich für sich zureichten. Dem Kranken aber ist alles süß, was nicht widerstrebt, das Stärkere und Gleiche verhaßt. Also weder stärker noch gleich stark lässt der Liebende den Geliebten gern werden, sondern schwächer und unselbständiger sucht er ihn dauernd zu machen. Schwächer aber ist der Unwissende als der Weise, der Feige als der Tapfere, der Unberedete als der Beredsame, der Langsame als der Geistesgegenwärtige. Über alle diese Übel und noch mehr muss der Liebhaber sich freuen, wenn sie in der Gesinnung des Geliebten entstehen oder von Natur ihm angeboren sind, und er muss sie auch selbst herbeiführen, sonst wird er des mühelosen Genusses beraubt. Neidisch muss er darum sein und dadurch, dass er ihn von vielen andern Verbindungen abhält, die ihm vor allem dazu nützen würden, ein Mann zu werden, ihm großen Schaden zufügen, den größten aber in derjenigen, die ihn wahrhaft einsichtig machen würde. Denn nach der Fügung ist das die göttliche Philosophie, von der der Liebhaber den Liebling notwendig in weiter Ferne halten wird, aus Furcht, sonst von ihm verachtet zu werden. Und auch alles übrige wird er darauf anlegen, dass er überall, unwissend bleibe und überall auf den Liebhaber schaue, so dass er diesem möglichst angenehm werde, sich selbst aber verderblich.

16. Für die Gesinnung also ist niemals als Beschützer und Genoß der Mann förderlich, der Liebe in sich trägt. Aber weiter ist zu betrachten, welche Haltung und Bildung des Leibes und in welcher Weise der sie pflegen wird, der sein Herr geworden ist, wenn er dem Zwang unterliegt, dem Angenehmen anstatt dem Guten nachzujagen. Man sieht ihn wie er dem weichlichen, nicht dem straffen Jüngling folgt, nicht einem, der in klarem Sonnenschein aufgewachsen ist, sondern im dämmrigen Schatten, unerfahren der männlichen Mühen und des Schweißes der Anstrengungen, wohlherfahren der zarten und unmännlichen Lebensweise, mit fremden Farben und Zieraten geputzt aus Mangel an eigenen. Und so betreibt er alles andre, was daraus folgt. Das ist bekannt und lohnt nicht weiter zu schildern, sondern wir wollen zu etwas anderem übergehen, indem wir die Hauptsache kurz bezeichnen: Wenn sie einen solchen Körper im Krieg und in andern großen Nöten sehen, so schwillt den Feinden der Mut, die Freunde und Liebhaber selbst aber geraten in Furcht.

Das also übergehen wir als bekannt und haben weiter auszuführen, welchen Nutzen oder Schaden an allem, was wir besitzen, der Umgang und die Fürsorge des Verliebten gewähren wird. Da ist es wohl jedem klar, vor allen dem Liebhaber selbst, dass dieser wünschen würde, der Geliebte sei der liebsten und herzlichsten und göttlichsten Güter verwaist. Denn Vater und Mutter, Verwandte und Freunde sähe er ihm gerne ent-rissen, da er sie für die Störer und Tadler des angenehmen Umganges mit ihm hält. Aber auch wenn er ein Vermögen an Gold oder anderem Besitz hat, wird er glauben, er sei nicht leicht zu gewinnen und, wenn gewonnen, nicht leicht zu behandeln. Notwendigerweise mißgönnt daher der Liebhaber dem Liebling, dass er Vermögen besitzt, während er über dessen Verlust sich freut. Und weiter wird er wünschen, dass der Liebling möglichst lange ehelos, kinderlos und ohne Haushalt sei, da er begehrt, möglichst lange sein süßes Glück zu genießen.

17. Zwar gibt es noch andere Übel, aber den meisten hat irgendein Dämon Augenblicke der Lust beigemischt, wie die Natur dem Schmeichler, einem furchtbaren Untier und großem Verderben, dennoch eine nicht geistlose Lust beimischte, und wie man eine Hetäre als verderblich schelten kann, und was es sonst noch vieles an derartigen Geschöpfen und Bedürfnissen geben mag: die alle gewähren doch für Stunden großen Genuß. Für den Geliebten aber wird der Liebhaber, abgesehen von der Schädlichkeit, im täglichen Umgange höchst unangenehm. **Jugend, so sagt schon ein altes Sprichwort, ergötzt sich an Jugend**, weil, wie ich glaube, die Gleichheit des Alters zu den gleichen Vergnügungen führt und so durch Ähnlichkeit Freundschaft bewirkt. Und dennoch bringt auch der Verkehr unter solchen den Überdruß mit sich. Und vollends der Zwang, heißt es, ist für alle und in allen Dingen lästig, und den bringt – abgesehen von der Unähnlichkeit – am meisten der Liebhaber für den Geliebten mit sich. Denn der Ältere will sich vom Jüngeren, wenn er bei ihm ist, weder bei Tage noch bei Nacht freiwillig entfernen, sondern vom Zwang und vom Stachel wird er getrieben, der ihm unaufhörlich Lust bereitet, indem er schaut, hört, fühlt und mit aller Empfindung den Geliebten wahrnimmt: so leistet er mit Lust ihm unzertrennlich Gefolgschaft. Welchen Trost aber oder welche Lust kann er dem Geliebten geben, und was soll diesen vor dem äußersten Widerwillen bewahren, wenn er die gleiche Zeit mit ihm zusammen ist? wenn er das

Antlitz altern und nicht mehr in Blüte sieht, und das übrige, was dazu gehört und schon in der Rede nicht angenehm zu hören ist, geschweige denn in der Wirklichkeit, wenn man sich dauernd damit befassen muss und wenn er gar argwöhnisch überall und gegen alles lauernd überwacht wird, unzeitiges und übertriebenes Lob anhören muss, wie auch ebenso Tadel, schon von einem Nüchternen unerträglich, ganz schändlich aber darüber hinaus von dem Trunkenen, der mit zügelloser und unverhüllter Offenheit redet?

18. Solange jener liebt, ist er also verderblich und unangenehm, hört aber die Liebe auf, so ist er treulos die folgende Zeit, für welche er vieles unter häufigen Eiden und Schwüren dem Geliebten versprach, um ihn durch die Aussicht auf Vorteile mühsam festzuhalten, den damals schon lästigen Verkehr zu ertragen. Nun aber, wo er sein Versprechen einlösen soll, hat er einen anderen Herrn und Führer seines Innern erwählt, Verstand und Besonnenheit anstatt Liebe und Wahnsinn, und ist so ein anderer geworden, ohne dass der Geliebte es merkte. Und der verlangt nun von ihm den Dank für das Vergangene und erinnert an das, was sie getan und gesprochen haben – als ob er noch mit demselben Menschen redete. Jener aber wagt aus Scham nicht zu gestehen, dass er ein anderer geworden, noch weiß er, wie er die Eide und Versprechungen aus der frühen unverständigen Verfassung treu erfüllen sollte, da er nun zu Verstand und Besonnenheit gekommen ist – ohne wieder dem ehemaligen Menschen ähnlich und gleich zu werden, wenn er wie dieser handelt. Ein Flüchtling wird er daher, und notgedrungen entsagend wendet sich der ehemalige Liebhaber, **nachdem die Scherbe auf die andre Seite fiel**, seinerseits zur Flucht. **Der vorher Geliebte aber muss nun ihn verfolgen**, zürnend und die Götter anrufend, darum, weil er von Anfang an das alles nicht begriff: dass man niemals seine Gunst dem Verliebten und darum Unvernünftigen schenken soll, vielmehr dem Nicht-Verliebten, der seinen Verstand behält, denn sonst gäbe man sich notwendig einem treulosen, mürrischen, neidischen, widerwärtigen Manne hin, der einem verderblich ist für sein Vermögen, verderblich für die Haltung seines Leibes, bei weitem am verderblichsten für die Bildung seiner Seele, die doch für Menschen und für Götter in Wahrheit das kostbarste Gut von je ist und für immer sein wird. Dies also mußst du bedenken, Kind, und die Freundschaft des Liebhabers durchschauen, dass sie nicht aus Wohlwollen entsteht, sondern gleich einer Speise um der Sättigung willen. **Denn wie Wölfe das Lamm, so lieben Verliebte den Knaben.**«

Zwischenspiel

19. Da hast du es, Phaidros! Nicht weiter wirst du mich reden hören, nein, endlich soll dir die Rede schließen.

Phaidros. Aber ich glaubte, du wärest erst in der Mitte und würdest das Entsprechende von dem Nichtverliebten sagen, dass man ihm lieber seine Gunst zuwenden müsse, und ausführen, welche Vorzüge er dagegen hat. Warum denn, Sokrates, hörst du schon auf?

SOKRATES. Merktest du nicht, Seliger, dass ich schon Verse tönte und nicht mehr bloße Dithyramben, und dies, während ich tadle? Wenn ich aber anfangen würde, den andern zu preisen, was glaubst du wohl, was ich dann erst tun würde? Weißt du wohl, dass ich von den Nymphen, denen du mich mit Absicht vorgeworfen hast, vollkommen besessen sein würde? So erkläre ich also mit einem Worte: von all den Lastern, deretwegen wir den Einen geschmäht haben, kommt dem andern das entgegengesetzte Gute zu. Und was bedarf's langer Rede? Über beideist hinlänglich gesprochen. **Und somit mag diese Märe das Geschick leiden, das ihr zukommt.** Ich aber kehre heim durch den Bach, bevor ich von dir zu etwas noch Ärgerem gezwungen werde.

Phaidros. Aber doch noch nicht, Sokrates, ehe die Hitze nachläßt! Siehst du denn nicht, dass die Sonne nahezu schon ihren Mittagsstand eingenommen hat? Nein, laß uns abwarten und zugleich das Vorgetragene besprechen. Sobald die Kühlung eintritt, brechen wir auf.

SOKRATES. Göttlich bist du, Phaidros, mit deinen Reden und schlechthin zu bewundern. Ich glaube nämlich, den während deiner Lebenszeit entstandenen Reden hat niemand mehr als du zur Geburt verholten, magst du sie nun selbst gesprochen oder andere auf irgendeine Art dazu genötigt haben – **Simmias**, den Thebaner, nehme ich aus, die übrigen übertriffst du bei weitem. Auch jetzt kommt es mir wieder so vor, als seist du Anlass geworden für eine Rede, die ich halten muss.

PHAJDROS. **Das ist nicht Krieg, was du ansagst!** Aber wieso und worüber wirst du reden?

20. SOKRATES. Als ich mich eben anschickte, mein Guter, durch den Bach zu gehen, geschah mir, wie ich es gewohnt, jenes **dämonische Zeichen** immer hemmt es mich nur, wenn ich etwas unternehmen will –, und es war mir, als vernähme ich aus diesem Orte eine Stimme, die mir verbot, davonzugehen, bevor ich mich entsühnt hätte, weil ich gegen die Gottheit gefrevelt hätte. Ich bin nun auch ein Seher, keiner von Gewerbe zwar, aber doch, wie die ungeübten Schreiber, soweit ich es für mich selbst brauche. Daher erkenne ich schon deutlich meinen Frevel. Ja, mein Freund, ein seherisches Wesen ist doch auch die Seele. Längst schon, während ich redete, beunruhigte mich etwas, und ich war voller Scham, um mit **Ibykos zu sprechen**, ob ich nicht »gegen Götter fehlend den Ruhm bei Menschen tauschte«. Nun aber habe ich den Frevel erkannt.

Phaidros. Was meinst du da?

SOKRATES. Arg, Phaidros, arg war die Rede, die du selbst mitbrachtest, und die, die du zu halten mich zwangst

Phaidros. Wieso das?

SOKRATES. Einfältig und bisweilen gotteslästerlich. Und welche ärgere könnte es denn geben?

Phaidros. Keine, wenn deine Behauptung wahr ist.

SOKRATES. Wie denn? Glaubst du denn nicht, dass Eros Aphrodites Sohn ist und ein Gott?

Phaidros. Als solcher gilt er.

SOKRATES. Nicht aber bei Lysias und nicht in deiner Rede, die durch meinen von dir verzauberten Mund gesprochen wurde. Wenn also doch Eros in Wirklichkeit ein Gott oder eine Gottheit ist, so kann er nichts Übles sein. Die beiden Reden aber sprechen eben von ihm, als ob er das wäre. Damit frevelten sie an Eros. Und außerdem ist ihre Einfalt sehr ergötzlich, da sie, nichts Gesundes, nichts Wahres sagend, sich brüsteten, als ob sie etwas wären, wenn sie ein paar Leutchen täuschten und ihren Beifall gewannen. Mir also, mein Freund, ist Sühnung notwendig. Es gibt eine alte Sühne für die gegen die Götter-Sage Verstoßenden, die zwar Homer nicht kannte, wohl aber **Stesichoros**. Denn als er wegen der Schmähung Helenas des Augenlichtes beraubt wurde, blieb ihm nicht, wie dem Homer, der Grund unbekannt, sondern als ein den Musen Vertrauter erkannte er ihn **und dichtete alsbald:**

Nein, unwahr ist diese Rede,

Nie stiegst du in wohlgefügte Schiffe,

Nie kamest du zur Feste Trojas.

Und kaum hatte er den ganzen sogenannten Widerruf gedichtet, so wurde er wieder sehend. Ich aber will in gleicher Sache weiser sein als jene beiden. Denn bevor mich wegen der Schmähung des Eros ein Leid trifft, will ich versuchen, ihm den Widerruf zu entrichten, mit entblößtem Haupte, und nicht wie vorhin aus Scham verhüllt.

Phaidros. Angenehmeres als dies könntest du, Sokrates, mir gar nicht sagen.

21. SOKRATES. Du siehst also ein, bester Phaidros, wie schamlos beide Reden waren, die letzte ebenso wie die aus der Rolle verlesene. Denn wenn zufällig ein Mann von edlem und zartem Wesen, der in einen andern von gleichem Wesen verliebt ist oder früher einmal verliebt war, uns hätte sagen hören, dass die Liebenden aus kleinen Anlässen großen Streit anheben und dass sie dem Geliebten neidisch und verderblich sind, wie, meinst du etwa denn nicht, er müsste glauben, Leute zu hören, die unter Ruderknechten aufgewachsen sind und niemals eine hochherzige Liebe gesehen haben, und dass er nimmermehr unsern Vorwürfen gegen Eros recht geben würde?

Phaidros. Wahrscheinlich, beim Zeus, Sokrates.

SOKRATES. Aus Scham vor diesem Manne und aus Furcht vor Eros selber treibt es mich, gleichsam mit dem Süßwasser einer Rede den Salzgeschmack des Gehörten hinwegzuspülen. Ich rate aber auch dem Lysias, so bald wie möglich eine Schrift zu verfassen, dass man dem Verliebten bei sonst gleichen Umständen eher als dem Nichtverliebten Freundschaft schenke.

Phaidros. Sei überzeugt, dass dies so geschehen wird. Denn wenn du das Lob des Verliebten verkündet hast, muss notwendig Lysias von mir gezwungen werden, wieder über ebendasselbe eine Rede zu schreiben.

SOKRATES. Ja! Dessen bin ich gewiß, **solange du der bleibst, der du bist.**

Phaidros. So sprich also getrost.

SOKRATES. Wo aber blieb mir der Knabe, zu dem ich **sprach**? Denn er soll auch dies hören, damit er nicht voreilig noch unwissend dem Nicht-Liebenden Freund werde.

Phaidros. Der ist immer, sooft du nur willst, ganz nahe bei dir.

Schema

Sokrates' zweite Rede

22. SOKRATES. »Du mußt wissen, schöner Knabe, dass die vorige Rede vom Myrrhinusier Phaidros ist, dem Sohn Pythokles', die ich aber jetzt sagen werde, vom Stesichoros aus **Himera**, dem Sohne des Euphemos. Und so muss sie lauten: **Nein, un wahr ist die Rede**, welche behauptet, man müsse, auch wenn ein Verliebter erscheint, die Freundschaft des Nicht-Verliebten vorziehen, weil jener im Rausche, dieser bei Besinnung ist. Ja, wenn der Rausch schlechthin ein Übel wäre, dann wäre es wohl gesprochen. Nun aber werden die größten aller Güter uns durch den Rausch zuteil, wenn er als göttliches Geschenk verliehen wird. Denn die Prophetin in Delphi und die Priesterinnen in **Dodona** haben in der Besessenheit vieles Schöne für Haus und Stadt in Hellas getan, bei klarer Besinnung aber Kümmerliches oder nichts. Und wenn wir noch die **Sibylle** nennen wollten und andere, die, durch die Seherkunst von Gott erfüllt, vielen wahrsagten und ihnen oft für die Zukunft die Richte gaben, so würden wir uns ins Allbekannte verlieren. Aber dies Zeugnis ist wert, nicht übergangen zu werden, dass auch jene Alten, welche den Namen gaben, den Rausch nicht für Schimpf und Schande hielten, ihn Mania benennend, denn nicht hätten sie der schönsten Kunst, welche über die Zukunft urteilt, eben diesen Namen angeheftet und sie die manische genannt. Nein, im Glauben, dass der Rausch etwas Schönes sei, wenn er durch göttliche Schickung entsteht, setzten sie die Namen Mania und manische Kunst, während man heute recht unschicklich das T einschaltete und sie die **mantische** nannte. Ebenso haben die Besonnenen mittels der Vogelflüge und anderer Zeichen, weil sie durch Nachdenken der menschlichen Denkungsart Geist und Kunde verschaffen, Oionistik, das heißt Denkkunst genannt, welche heute wir Neueren, uns mit einem langen O brüstend, Oionistik, das heißt Vogelschau, nennen. Soviel nun die Kunst des Sehers vollkommener und ehrwürdiger ist als die Vogelschau, Name mit Namen und Sache mit Sache verglichen, um soviel ist, wie die Alten bezeugen, der aus Gott stammende Rausch edler als die von Menschen stammende Besonnenheit.

Aber auch von schwersten Leiden und Nöten, wie sie aus altem Fluche über manchen Geschlechtern walten, brachte der Rausch die Befreiung, wenn er zur rechten Zeit entstand und weissagte, indem er mit Gebeten und heiligen Handlungen zu den Göttern Zuflucht nahm, wodurch er Sühnungen und Weihungen schuf und den, der an ihm teilhatte, für Gegenwart und Zukunft heilte, weil er die Lösung fand vom gegenwärtigen Übel für den im wahren Sinne Berauschten und Besessenen.

Die dritte Besessenheit, der Rausch von den Muse~, welcher die zarte und unentwehte Seele ergreift, erweckt und in Taumel versetzt, verherrlicht unter Gesängen und der andern Dichtung Tausende von Taten der Ahnen und bildet so die Nachkommen. **Wer aber ohne den Rausch der Musen** den Pforten der Dichtung naht, im Vertrauen, dass er durch sein Können ein zulänglicher Dichter werde, der bleibt selber ungeweiht, und von der Dichtung der Berauschten wird die des Verständigen verdunkelt.

23. So viele und noch mehr herrliche Wirkungen des von den Göttern kommenden Rausches kann ich dir aufzählen. Darum brauchen wir gerade ihn nicht zu fürchten, und nicht soll eine gewisse Rede uns verwirren durch die Sorge, dass man den besonnenen Freund dem schwärmenden vorziehen müsse. Vielmehr erst, wenn sie außerdem noch dies bewiesen hat, dass nicht zum Heile dem Liebenden und dem Geliebten die Liebe von den Göttern gesandt wird, soll ihr der Siegespreis verliehen werden. Wir dagegen haben das Gegenteil zu beweisen, dass zu unserm glücklichsten Geschick die Götter den Rausch von dieser Art gewähren. Diese Lehre wird unglaublich sein den mächtigen **Denkern**, glaublich aber den Weisen. Zuerst müssen wir nun die Wahrheit über die Natur der Seele, der göttlichen und der menschlichen, erkennen, indem wir ihr Tun und Leiden betrachten. Der Urgrund der Darstellung aber ist folgender:

24. **Alle Seele ist unsterblich.** Denn alles Sich-selberBewegende ist unsterblich. Aber Andres-Bewegendes und von Andern Bewegtes hat, wie Ende der Bewegung, so Ende des Lebens. Allein das Sich-selbst-Bewegende, da es ~a sich selbst nie verläßt, hört niemals auf sich zu bewegen, und dies ist auch für alles andre, was bewegt wird, Quell und Urgrund der Bewegung. Urgrund ist ungeworden.. Denn aus dem Urgrund muss notwendig alles Entstehende entstehen, dieser aber nicht aus irgend etwas. Denn wenn der Urgrund aus einem Etwas entstünde, entstünde er nicht aus dem Urgrund. Da er ungeworden ist, muss er notwendig auch unvergänglich sein. Denn wenn der Urgrund verlorenginge, würde weder der aus etwas, noch ein Anderes aus ihm entstehen, da doch aus dem Urgrunde alles entstehen muss. So ist denn Urgrund der Bewegung das selbst sich selbst Bewegende. Dies aber kann weder vergehen noch entstehen, oder der ganze Himmel und die ganze Schöpfung würden in eins zusammenfallen und zum Stillstand kommen, und niemals wieder hätten sie etwas, woraus Bewegtes entstünde. Da sich so das sich von selbst Bewegende als

unsterblich offenbart hat, so darf man sich nicht scheuen, dieses Selbe als Wesen und Sinn der Seele zu erklären, denn jeder Körper, dem die Bewegung von außen kommt, sei unbeseelt, dem aber die Bewegung von innen aus ihm selber komme, sei beseelt, weil darin die Natur der Seele bestehe. Verhält es sich aber so, dass das Sich-selber-Bewegende nichts anderes sei als die Seele, so wäre notwendig die Seele ungeworden und unsterblich.

25. Damit genug von ihrer Unsterblichkeit. Von ihrer Idee aber müssen wir dieses sagen: Wie sich dies wirklich verhält, bedürfte allüberall einer göttlichen und langdauernden Darstellung, aber ein Gleichnis für sie zu geben, genügt eine menschliche und beschränkte. Auf diese Weise laß uns also reden: **Verglichen** sei sie der zusammengewachsenen Kraft eines **geflügelten Gespannes** und seines Lenkers. Der Götter Rosse und Lenker sind selbst edel und stammen von Edlen, die der übrigen sind gemischt. Und erstlich lenkt bei uns der Führer ein Zweigespann, aber da ist von den Rossen eines schön und edel und von edler Abstammung, das andere das Gegenteil davon in Abstammung und Artung. Schwer und voller Verdruß muss daher die Lenkung bei uns sein.

Woher nun aber ein Lebendiges als sterblich und als unsterblich benannt wird, soll möglichst erklärt werden. Alle Seele trägt Sorge für alles Unbeseelte, durchwandelt den ganzen Weltraum, überall in wechselnden Gestalten entstehend. Wenn sie nun vollkommen und befiedert ist, so schwebt sie im Äther und durchwaltet die ganze Welt, sind aber ihre Schwingen versehrt, so treibt sie dahin, bis sie sich an irgend etwas Festes klammert, in dem sie Wohnung nimmt. So erwirbt sie einen irdischen Leib, der durch ihre Kraft sich selber zu bewegen scheint, und das Ganze, Seele und Leib zusammengefügt, wird nun ein Lebendiges genannt, das dazu den Beinamen »sterblich« trägt. Auf ein unsterbliches Wesen aber schließen wir nicht aus irgendeinem beweisbaren Grunde, sondern, ohne Gott gesehen oder hinreichend erkannt zu haben, bilden wir ein unsterbliches Wesen, das zugleich Leib und Seele enthält, beides für ewige Zeit zusammengewachsen. Doch soll sich dies verhalten und soll dargestellt wer den, wie es dem Gott gefällt. Aber die Ursache für den Verlust der Schwungfedern, weswegen sie der Seele ausfallen, wollen wir betrachten. Damit verhält es sich so:

26. Es ist die Natur der Schwingen, durch ihre Kraft das Schwere in den Äther zu erheben und bis zu dem Orte zu tragen, wo das Göttergeschlecht haust, denn sie haben am meisten von allen leiblichen Dingen Anteil am Göttlichen. Das Göttliche aber ist schön, weise, edel und alles, was dem verwandt ist. Von diesem also nährt sich und wächst am meisten das Gefieder der Seele, durch das Häßliche aber und das Üble und was sonst jenem entgegengesetzt ist, nimmt es ab und schwindet...Er aber, des Himmels großer Fürst Zeus, den geflügelten Wagen lenkend, fährt als erster dahin, der All-Ordrende und All-Waltende. **Ihm folgt sodann in elf Scharen geordnet das Heer der Götter und Dämonen. Hestia http://peter-matussek.de/Leh/V_13_Material/demos_lego/lektionen/07/7_3_3_1.html#Heitsch_25.** Die anderen führenden Götter, welche eingereiht sind in die Zwölf-Zahl, ziehen ihren Scharen voran nach der Ordnung, in die jeder gereiht ist. Zahlreich sind nun die seligen Sichten und Straßen im Himmelsraum, welche das Geschlecht der glückseligen Götter durchkreuzt, jeder von ihnen das Seinige verrichtend. Und es folgt ihnen, wer immer will und kann. Neid steht ja außerhalb des göttlichen Reigens. Wenn sie sich aber zu Speisung und Festmahl begeben, so fahren sie steil in die Höhe der innern Himmels-Wölbung. Da fahren denn die Gespanne der Götter, wohlgezügelt, leicht im Gleichgewicht dahin, die andern aber nur mit Not, denn das Roß der Schlechtigkeit drängt zur Erde und lastet mit seiner Schwere, wenn es von seinem Lenker nicht gut erzogen ist. Das legt der Seele härtestes Ringen und Mühsal auf. Wenn aber die, die unsterblich heißen, an den Gipfel gelangen, wenden sie nach außen und halten an auf dem Rücken der Himmelskugel, und während sie stehen, schwingt sie die Umdrehung im Kreise mit sich sie aber schauen, was jenseits des Himmels ist.

27. Den überhimmlischen Raum aber hat noch kein irdischer Dichter nach Gebühr besungen, und es wird keinem nachmals gelingen. Es hat damit diese Bewandnis ja doch, das Wahre muss man sich erkühnen zu sagen, zumal wenn man über die Wahrheit selbst spricht: das Sein, das bar der Farbe, bar der Gestalt und untastbar wirklich ist, ist allein für den Lenker der Seele, den Geist zu schauen. Den Raum um jenes herum nimmt das Geschlecht des wahren Wissens ein. Da eines Gottes Denken, genährt von ungemischtem Geist und Wissen, und das Denken jeder Seele, welche Sorge trägt, das ihr Gebührende zu empfangen, nach ihrer Frist das Seiende erblickt, so freut sich die Seele daran und nährt sich von der Schau des Wahren und lässt es sich wohl sein, bis die Drehung sie im Kreise wieder auf die gleiche Stelle zurückträgt. In diesem Umlauf erblickt sie die Gerechtigkeit selbst, erblickt die Besonnenheit, erblickt die Erkenntnis, nicht die, der ein Werden beschieden ist, noch die, welche immer eine andre ist in andern Dingen, die wir jetzt wirklich nennen, sondern die im wirklichen Wesen wesende Erkenntnis. Und wenn sie so die übrigen wirklichen Wesenheiten geschaut und sich daran geweidet hat, so taucht sie wieder in das Innere des Himmels und kehrt in ihr Haus zurück. Dort angekommen, **führt der Lenker die Rosse an die Krippe, wirft ihnen Ambrosia vor und tränkt sie mit Nektar.**

28. Und das ist der Götter Leben. Welche aber von den andern Seelen dem Gotte am besten gefolgt und ihm ähnlich wird, die erhebt das Haupt ihres Lenkers in den jenseitigen Raum, wird in der Umdrehung mit herumgeschwungen, jedoch wird sie durch die Rosse verwirrt und vermag das Seiende nur mit Mühe zu erblicken. Eine andere taucht bald auf, bald sinkt sie unter, aber mitgerissen von den Rossen, sieht sie manches, anderes nicht. Die übrigen insgesamt folgen zwar auch nach oben strebend, aber es gelingt ihnen nicht, und sie werden unter der Oberfläche herumgetrieben, treten und stoßen sich gegenseitig, da jede die andere überholen will. Da erhebt sich wildestes Getöse, Kampf und Entsetzen, wo durch die Schuld der Lenker viele gelähmt, vielen die Schwingen gebrochen werden. Alle diese aber kehren um nach langer Mühe, ohne die Weihe durch die Schau des Seienden, und heimgekehrt nähren sie sich von bloßer Erscheinung.

Der Grund aber für den großen Eifer, das **Gefilde der Wahrheit** zu finden, ist der, dass auf den Auen dort die dem edelsten Teile der Seele gebührende Weide sprießt, durch die der Wuchs der Flügel, mit denen die Seele sich erhebt, genährt wird. Und dies ist das Gesetz der **Adrasteia**: Welche Seele dem Gott folgen konnte und etwas vom Wahren erblickte, die soll bis zur nächsten Wiederkehr kein Leid erfahren, und wenn ihr dies immer wieder gelingt, soll sie immer unversehrt bleiben. Wenn sie aber zu schwach war, mitzukommen, und nichts erblickte und sie, von einem Unfall betroffen, schwer wird durch die Last von Vergeßlichkeit und Schlechtigkeit, durch ihre Schwere die Schwungfedern zerstößt und zur Erde stürzt, dann gilt das Gesetz, dass sie bei der ersten Geburt noch nicht eingepflanzt wird in ein tierisches Geschöpf, sondern die, welche von ihnen am meisten geschaut hat, in den Keim eines Freundes der Weisheit oder der Schönheit oder eines Dieners der Musen, oder des Eros, die zweite in den eines gesetzestreuern Königs oder einer Feldherrn- und Herrschernatur, die dritte in den eines Staatsmannes, eines Verwalters oder Geschäftsmannes, die vierte in den eines Mannes, der die Ausbildung oder der die Heilung des Körpers ausübt, die fünfte wird das Leben eines Wahrsagers oder eines Weihenpriesters führen, der sechsten wird ein Dichter oder sonst ein nachahmender Künstler gemäß sein, der siebenten das eines Handwerkers oder Landmannes, der achten das eines Sophisten oder Volksschmeichlers, der neunten das eines Tyrannen.

29. Wer unter allen diesen Sein Leben gerecht geführt hat, der erbt ein besseres Geschick, wer aber ungerecht, der ein schlimmeres. Nämlich zum Ort ihres Ursprungs gelangt die Seele nicht zurück unter zehntausend Jahren – denn es wachsen ihr keine Schwingen vor so langer Frist, außer wenn sie ohne Falsch nach Weisheit strebte oder in solchem Geist die Knaben liebte. Diese Seelen werden im dritten der tausendjährigen Umläufe, wenn sie dreimal hintereinander ein solches Leben gewählt haben, wieder beflügelt und kehren so im drei-tausendsten Jahre heim. Die übrigen aber, wenn sie das erste Leben geendet haben, trifft das Gericht. Gerichtet gelangen die einen von ihnen in die Verließe unter der Erde und leisten Buße, die andern werden auf Dikes Spruch in irgendeinen Ort des Weltraumes erhoben und führen dort ein Leben, wie es ihres Lebens in menschlicher Gestalt wert ist. Im tausendsten Jahre aber sammeln sich beide Gruppen zur Auslosung und zur Wahl des zweiten Lebens, und jede Seele wählt sich, welches sie will. Jetzt kann auch eine menschliche Seele in ein tierisches Leben übergehen, und aus einem Tiere, wer früher einst ein Mensch war, wieder in einen Menschen. Doch eine Seele, die niemals die Wahrheit erblickt hat, wird nicht in diese Gestalt eingehen, denn zum Menschen gehört es, das gemäß der Idee Gesagte zu verstehen, das aus vielen Wahrnehmungen durch den Verstand in eins zusammengefaßt wird. Dies aber ist Erinnerung an jenes, was einst unsere Seele erblickte, als sie dem Zuge des Gottes folgte und hinwegschaute über das, was wir jetzt Sein nennen, das Haupt auf reckend in das Wirklich-Seiende. Darum wird auch gerechtermaßen allein. der .Geist der Weisheit-Liebenden beflügelt,

denn er weilt, soweit er vermag, immerfort im Gedenken bei jenen Dingen, bei denen Gott verweilt, um göttlich zu sein. Der Mann allein, der solche Erinnerungen richtig anwendet, immerdar in vollkommene Weihen eingeweiht, wird endlich der wahrhaft Vollkommene. Tritt er aber aus der Bahn menschlicher Bestrebungen und wird dem Göttlichen hörig, so wird er von der Menge als wahnsinnig gescholten, denn dass er des Gottes voll ist, bleibt ihr verborgen.

30. Hier tritt nun ganz die Rede ein von der vierten Art des Rausches. Wenn nämlich ein Mensch beim Anblick der irdischen Schönheit sich der wahren erinnert, so dass ihm die Flügel wachsen und er die Flügel regt in der Sehnsucht, sich aufzuschwingen – er aber hat nicht die Kraft dazu und blickt gleich wie ein Vogel nach oben, ohne des Unteren zu achten, so gibt er Anlass, dass man ihn wahnsinnig nennt. Diese aber ist unier allen Gott-Begeisterungen die edelste und von edelstem Ursprung für ihren Träger und ihren Genossen, weil um der Teilnahme willen an diesem Rausch der die Schönen Liebende ein Verliebter genannt wird. Denn, wie schon gesagt worden, hat jede menschliche Seele zwar ihrer Natur nach das Seiende geschaut, weil sie sonst nicht in solches Geschöpf eingegangen wäre, doch fällt es nicht allen leicht, sich aus den irdischen Erscheinungen an das Seiende zu erinnern, sei es, dass sie es damals nur kurz gesehen haben, sei es, dass sie beim Sturz auf diesen Ort hier das Mißgeschick betraf, in eine schlechte Gesellschaft zu geraten, so dass sie das Heilige vergaßen, das sie einstmalig geschaut. Wahrlich, wenige sind übrig, denen ein zulängliches Gedächtnis innewohnt. Diese aber, wenn sie hier ein Abbild der Wesen droben erblicken, so werden sie erschüttert, und sie sind außer sich – was ihnen aber geschieht, wissen sie nicht, weil sie es nicht recht durchschauen. Denn die irdischen Nachbilder der Gerechtigkeit und Besonnenheit und was sonst der Seele kostbar ist, haben keine Leuchtkraft, und wenn wir mit unsern schwachen Sinnen an die Bilder herantreten, erblicken nur wenige mit Mühe das Geschlecht des Urbildes. Die Schönheit aber war damals leuchtend zu schauen, als wir mit dem glückhaften Chore das selige Gesicht und Schauspiel erblickten, da **wir** dem Zeus, andre einem andern Gotte folgten und eingeweiht wurden in die Weihe, die nach ewigem Recht die seligste genannt wird, in der wir schwärmten als die Makellosen, noch unversehrt damals von Übeln, die uns in der künftigen Zeit erwarteten, vorbereitet und geweiht für makellose, klare, beharrende und selige Gesichte in reinem Lichte, wir selber rein und nicht behaftet mit dem, was wir jetzt Körper nennen, den wir festgeheftet mit uns herumtragen wie die **Purpurschnecke** ihr Haus.

31. Das sei der Dank für die Erinnerung, um deretwillen, in Sehnsucht nach dem Vergangenen, die Rede ausgesponnen wurde. Die **wirkliche Schönheit** aber leuchtete unter jenen Wesen – auch hierhergelangt, erfaßten wir sie durch den hellsten unserer Sinne als das am hellsten Strahlende. Ist doch das Gesicht bei uns die schärfste der körperlichen Wahrnehmungen, durch die aber die Weisheit nicht geschaut wird – denn eine furchtbare Liebe würde entfacht, wenn ein solches helles Bild von ihr selbst in unser Gesicht träte –, so auch das übrige, das der Liebe würdig ist. Nun aber hat die Los, dass sie zugleich höchst klar

Erscheinendes und höchst Liebenswertes ist. Doch wer neu geweiht ist oder wer verdorben ist, der wird nicht heftig von hier zur Schönheit selbst dorthin gerissen, wenn er erblickt, was auf Erden ihren Namen trägt, und empfindet darum nicht Ehrfurcht bei ihrem Anblick, sondern der Lust ergeben strebt er in tierischer Art, sich ihr zu gatten und mit ihr zu zeugen, und scheut sich nicht, widernatürliche Lust zu suchen. Der Jüngst-Geweihte aber, der damals viel geschaut hat – wenn er ein gottähnliches Angesicht erblickt oder eine leibliche Gestalt, welche die Schönheit vollkommen abbildet, so befällt ihn zuerst ein Schauer, **und etwas von den damaligen Ängsten überkommt ihn**, dann aber, sie anschauend, verehrt er sie wie einen Gott, und fürchtete er nicht den Ruf eines übergroßen Rausches, so brächte er Opfer vor dem Geliebten, wie vor einem Götterbilde oder einem Gotte. Und da er ihn geschaut, befällt ihn im Wechsel wie nach Fieberfrost Schweiß und ungewohnte Hitze. Denn wie einen Regen empfängt er durch die Augen die Ausflüsse der Schönheit, die ihn erwärmen und die Keime des Fittichs tränken. Durchdrang ihn die Wärme, so schmilzt die alte Verhärtung um den Keim, die ihn einschloß und am Treiben hinderte, und während die Nahrung zuströmt, schwillt der Kiel des Gefieders' und treibt mächtig von der Wurzel aus ‚an der ganzen Gestalt der Seele, denn ehemals war sie ganz **befiedert**.

32. Da gärt es nun überall in ihr und bricht auf, und was die Zahnenden an den Zähnen leiden, wenn sie eben durchbrechen, ein Jucken und Unbehagen am Zahnfleisch, das leidet auch die Seele dessen, dem das Gefieder keimt: es gärt und juckt und macht ihr Unbehagen, wenn die Schwingen wachsen. Solange sie nun auf die Schönheit des Knaben blickt und die von dort sich losreißenden und ausströmenden Teilchen empfängt, welche daher Liebreiz benannt werden, und sie getränkt und durchwärmt wird, lässt ihre Pein nach, und sie ist froh. Ist sie aber wieder einsam und trock-net aus, so schrumpfen die Poren ein, durch die die Federn heraustreiben wollen, und ziehen sich zusam-men, so dass sie die treibende Kraft des Gefieders ab-schließen. Diese aber, zusammen mit dem Liebreiz eingeschlossen, springt wie die schlagenden Adern und stößt überall gegen ihre Poren, so dass die ganze Seele, ringsum gestachelt, in Rasen verfällt und gepeinigt ist. Da sie aber wieder Erinnerung an den Schönen in sich trägt, ist sie froh. Und indem beides sich mischt, wird sie unruhig durch den unbegreiflichen Zustand und wird irre in ihrer Hilflosigkeit. So von Raserei befallen, kann sie weder nachts schlafen,„ weder des Tags an ihrem Orte verharren, sondern eilt sehnsüch-tig dahin, wo sie glaubt, den Träger der Schönheit zu erblicken. Sobald sie ihn aber schaut und den Liebreiz auf sich einströmen lässt, so löst sich das vorher Ver-schlossene wieder auf, Atem schöpfend fühlt sie sich frei von Stacheln und Schmerzen und erntet wieder jene süßeste Lust der Gegenwart. Weswegen sie auch sich freiwillig niemals von ihm trennt und niemand ihr mehr gilt als der Schöne: Mütter, Brüder und Freunde hat sie insgesamt vergessen und achtet es nicht, dass ihre Habe vernachlässigt wird und zerrinnt, und selbst alle Sittsamkeit und alles. Wohlverhalten, mit denen sie vordem sich schmückte, verschmäh't sie und ist bereit, zu dienen und zu lagern, so nahe er es nur immer erlaubt, bei ihrer Sehnsucht. Denn wie sie den Träger der Schönheit verehrt, erfand sie auch ihn allein als Arzt der größten Leiden. Diesen Zustand, schöner Knabe, zu dem sich meine Rede wendet, nennen die Menschen Eros. Wenn du aber hörst, wie die Götter ihn nennen, wirst du vielleicht lächeln, so merkwürdig klingt es. Aus verschollenen Gesängen wiederholen Homeriden, wie ich glaube, zwei Verse auf den Eros, von denen der eine ziemlich übermütig und nicht besonders wohlklingend ist.

Sie singen so:

Ihn benennen die Sterblinge zwar geflügelten Eros,
Götter nennen ihn Flügler, weil er die Schwingen heraustreibt.

Mag man das nun glauben oder nicht, so hat es doch diese Bewandnis mit dem Zustande des Verliebten. und seiner Ursache.

33. Wenn nun aus dem Gefolge des Zeus einer ergriffen wird, so vermag er die Pein des Flügelnamigen standhafter zu tragen. Wenn aber die Diener des Ares, welche einst seinem Schwarme folgten, vom Eros ergriffen werden, so sind sie mordlustig und bereit, sich selber wie den Geliebten hinzuopfern, sobald sie glauben, von diesem **gekränkt zu sein**. So lebt jeder seinen Gott verehrend, zu dessen Chor er gehörte, und ihn nachahmend, wie er vermag, solange er unverdorben ist und das Dasein seiner ersten irdischen Geburt durchlebt, und in derselben Weise verhält er sich zu den Geliebten und den andern Menschen in Umgang und Begegnung. Nach seiner Artung also erliest sich jeder die Liebe zu einem der Schönen, und als ob es ein Gott wäre, stattet er ihn sich aus und belädt ihn mit Schmuck, um ihm mit begeisterter Feier zu huldigen. Es verlangt also die Folger des Zeus, dass **Zeus-ähnlich** in seiner Seele ihr Geliebter sei. Sie spähen darum aus, ob eine Philosophen- und Herrscher-Natur habe. Und wenn sie ihn fanden und sich in ihn verliebten, so tun sie alles, damit er~ ein. solcher werde. Wenn sie vor her auch in dieser Lebensführung noch unsicher waren, so bemühen sie sich alsbald, zu lernen, von wem sie immer können, ja auch selber zu forschen. In sich selber spürend erreichen sie es, des eignen Gottes Natur zu finden, weil sie gezwungen sind, unverwandt auf den Gott zu blicken, und indem sie durch die Erinnerung ihn selber fassen, empfangen sie in der Begeisterung aus ihm Sitte und Lebensführung, soweit es dem Menschen möglich ist, an einem **Gotte teilzuhaben**. Da sie aber als Ursache davon den Geliebten ansehen, so lieben sie ihn um so mehr. Und indem sie aus Zeus schöpfen wie die **Bacchantinnen**, so überströmen sie damit des Geliebten Seele und machen ihn, soweit es nur möglich ist, ihrem Gotte ähnlich. Die dagegen, welche der Hera folgten, suchen einen Königlichen, und wenn sie ihn fanden, tun sie an ihm in allen Stücken das gleiche. Die aber Apollon oder einem jeden der andern Götter gehören, die suchen, indem sie ihrem Gotte nachgehen, ihren Knaben von gleicher Natur, und wenn sie ihn gewonnen, so leiten sie ihn zur Lebensführung, Gestalt und Idee des Gottes, soweit es jeder vermag, indem sie selber ihm

nachahmen und den Geliebten dazu überreden und ihn mit diesem Maß in Einklang bringen. Neid oder kleinlicher Mißgunst gegen den Liebling geben sie nicht Raum, sondern im größten Eifer, ihn zur vollkommenen Ähnlichkeit mit sich selbst und dem Gotte, den sie ehren, zu führen, tun sie so. So schön also und so selig ist der Eifer der wahrhaft Liebenden und die Weihe, wie ich sage, wenn sie erreicht haben, wonach sie eiferten, die durch den liebeberauschten Freund dem Freunde zuteil werden, wenn er sich gewinnen lässt. Gewonnen aber wird der Erwählte in dieser Weise:

34. Wie ich am Anfang dieses Gleichnisses jede Seele dreifach geteilt habe, in zwei Gestalten von Rosseart und drittens die Gestalt des Wagenlenkers, so wollen wir es auch jetzt weiter gelten lassen. Von den beiden **Rossen**, so sagten wir, sei das eine edel, das andere nicht. Welches die Tüchtigkeit des edlen, die Bosheit des unedlen ist, haben wir übergangen und holen es jetzt nach. Das eine von ihnen in schönerer Haltung, ist aufrecht von Wuchs, feingegliedert, den Hals aufreckend, mit geschwungener Nase, von weißer Farbe, mit dunklem Auge, stolz, aber auch Besonnenheit und Scham hebend, und da es den wahren Gedanken vertraut ist, wird es ohne Schlag, allein durch Befehl und Ermunterung gelenkt. Das andere ist senkrückig, plump und rasselos, steifnackig, kurzhalbig, stumpfnasig, schwarz von Farbe, die Augen mattblau mit Blut unterlaufen, der Ausschweifung und Frechheit freund, zottig um die Ohren, taub, kaum der Peitsche und dem Sporn gehorchend. Wenn nun der Wagenlenker, das liebeizende Antlitz erblickend, die Seele ganz vom Anschauen durchglüht, geschwellt wird vom stachelnden und brennenden Verlangen, so hält das dem Lenker gehorsame Roß, jetzt wie auch sonst immer von Scham beherrscht, sich selbst zurück, dem Geliebten nicht entgegenzuspringen. **Das andere aber kehrt sich nicht länger an Stachel noch Peitsche des Lenkers, sondern springt und treibt mit Gewalt, macht dem Mitgespann und dem Lenker alle Not und zwingt sie, den Geliebten anzugehen und in ihm den Gedanken zu wecken an die Genüsse der Liebesgunst.** Beide widersetzen sich anfangs zürnend, zu Frevel und Gesetzesbruch genötigt zu werden. Schließlich aber, wenn der Plage kein Ende ist, lassen sie sich mitreißen, geben nach und willigen ein, das Verlangte zu tun. Und so nahen sie sich ihm und schauen sie das Angesicht des Geliebten, das strahlende.

35. Indem aber der Lenker es erblickt, wird seine Erinnerung zur Natur der Schönheit getragen, und wieder sieht er diese neben der Besonnenheit auf heiliger Stufe stehen. Bei diesem Anblick erschrickt er, und voller Ehrfurcht weicht er nach hinten zurück und muss zugleich unwillkürlich die Zügel so hastig zurückreißen, dass beide Rosse sich auf die Schenkel setzen, willig das eine, weil es nicht widerstrebt, höchst widerwillig das zuchtlose. Indem sie nun weiter zurückweichen, benetzt das eine vor Scham und Staunen die ganze Seele mit Schweiß, das andre aber – kaum dass der Schmerz nachließ, den der Zaum und der Sturz verursachte, und es wieder Atem geschöpft – bricht in zornige Schmähungen gegen den Lenker und den Spanngenossen aus, dass sie feige und unmännlich vom Platze gewichen und das Versprechen verletzt hätten.

Und sogleich will es die Widerstrebenden nötigen, wieder sich zu nähern, kaum dass es ihren Bitten nachgibt, es noch einmal aufzuschieben. Kam aber die verabredete Stunde, so erinnert es die beiden, welche tun, als hätten sie es vergessen, versucht sie wiehernd mit Gewalt zu zwingen, sie mituzerren, dass sie wieder dem Geliebten nahen, um ihm jene Worte zu sagen, den Kopf senkend und den Schweif reckend, auf den Zaum beißend, reißt es ohne Scham. Den Lenker aber überfällt noch stärker das gleiche Gefühl, wie vor dem Sperrseil wirft er sie zurück, reißt noch stärker den Zaum zwischen den Zähnen des zuchtlosen Rosses mit Gewalt nach hinten, so dass ihm die schmähsüchtige Zunge und die Lippen bluten, und stößt ihm Schenkel und Flanken zu Boden, dass **sie ihm schmerzen**. Und wenn das schlechte Roß dies oftmals erdulden musste, lässt es ab vom Frevelmut, und gedemütigt folgt es nun dem Plane des Lenkers und vergeht in Furcht, wenn es den Schönen erblickt. So kommt es endlich dahin, dass die Seele des Liebenden dem Geliebten bescheiden und zaghaft nachgeht.

36. Da diesem also, als wäre er gottgleich, mit jedem Dienste gehuldigt wird von einem, der sich nicht verliebt gebärdet, sondern von wahrer Leidenschaft ergriffen ist, und da er selbst von Natur dem ihm Dienenden freund ist, so führt ihn im Laufe der Zeit seine Jugend und die natürliche Bestimmung dazu, sich den Verkehr mit ihm gefallen zu lassen – wenn er auch vordem den Liebhaber abgewiesen hätte, weil ihn oder andere Leute irreführt hatten durch die Verleumdung, es sei Schande, sich einem Liebenden zu nahen. **Denn niemals will es das Schicksal, dass der Schlechte dem Schlechten freund, noch dass der dem Edlen nicht freund sei.** Läßt er sich so herbei und nimmt Gespräch und Umgang auf, dann erschüttert die durch die Nähe wachsende Neigung des Liebenden den Geliebten, denn er empfindet, dass die andern Freunde und Verwandten in ihrer Gesamtheit ihm nichts an Freundschaft gewähren, was heranreichte an den gotterfüllten Freund. Wenn er dabei verharrt und sie sich nahe kommen und in den Gymnasien und im übrigen Verkehr sich berühren, dann ergießt sich der Quell jenes Stromes, den Zeus, als er in **Ganymed** verliebt war, Liebreiz nannte, in seiner Fülle auf den Liebenden und dringt teils in ihn ein, teils strömt er wieder nach außen ab, wenn jener erfüllt ist. Und wie der Wind oder der Schall von glatten festen Flächen abprallt und dahin zurückgetrieben wird, von wo er entsprang, so fließt der Strom der Schönheit durch die Augen, den natürlichen Eingang zur Seele, wieder in den Schönen **zurück** mit befiedernder Kraft, netzt die Poren der Federn und treibt die Flügel zum Wachsen und füllt auch die Seele des Geliebten mit Liebe. Nun liebt er und weiß nicht was. Weder weiß er, was ihm geschah, noch findet er ein Wort dafür, sondern er gleicht einem, dem ein anderer eine Augenentzündung übertrug und der die Ursache nicht zu nennen weiß, denn dass er wie in einem Spiegel im Liebenden sich selber erblickt, bleibt ihm verborgen. Und wenn der andere zugegen ist, so ist er ganz wie jener von seinem Schmerz befreit, ist er aber abwesend, dann sehnt er sich wieder ebenso und wird ersehnt: trägt er doch in sich das Abbild des Eros, den Anteros. Er nennt es aber nicht so und glaubt, dass es nicht Liebe, sondern Freundschaft sei. Zwar ähnlich wie jener, aber doch weniger heftig, begehrt er, sehen, zu berühren, zu küssen, nebeneinander zu liegen, und wahrscheinlich wird er es bald danach tun. Dann hat auf dem gemeinsamen Lager das zügellose Roß des Liebhabers manches dem Lenker zu sagen und heischt für die vielen Mühen einen kleinen Genuß. Das Roß des Geliebten aber findet keine Worte, brünstig und ohne sich selbst zu verstehen, umarmt es den Liebhaber und küßt ihn, denn es liebt ihn wegen seiner innigen Zuneigung, und wenn sie zusammenliegen, wäre es an seinem Teil imstande, dem Liebenden die Gunst nicht abzuschlagen, um die er bäte. Aber gemeinsam mit dem Lenker widerstrebt dem der Spanngenos aus Scham und Vernunft.

37. Wenn jetzt die edleren Kräfte des Geistes den Sieg erringen und zu einer geordneten Lebensführung und zur Philosophie leiten, so führen sie hier schon ein seliges und einträchtiges Leben, denn sie leben ihrer selbst mächtig und edelmütig, knechteten sie doch die Seelenkraft, in der die Schlechtigkeit, befreien sie die, in der die Tüchtigkeit wurzelt. Sterben sie aber, so haben sie, beflügelt und unbeschwert, von den drei olympischen Wettkämpfen schon in Einem den Sieg errungen, der das größte Gut ist, das menschliche Besonnenheit oder göttlicher Rausch dem Menschen zu verleihen imstande ist. Wenn sie aber einer derberen und unphilosophischen, aber doch ehrliebenden Lebensweise folgen, dann überraschen wohl einmal im Trunke oder im Augenblick der Sorglosigkeit die beiden zuchtlosen Rosse die unbewachten Seelen, führen sie zusammen, so dass sie wählen und vollziehen, was der Menge die seligste Wahl scheint. Und haben sie es einmal getan, so wiederholen sie es auch in der Folge, aber nur selten, weil sie es nicht mit Zustimmung ihrer ganzen Seele tun. Einander freund geworden sind also auch diese, wenn auch weniger stark als jene, und sie verbringen so während dieser Liebe und darüber hinaus ihr Dasein erzeugt, dass sie untereinander die höchsten Pfänder gegeben und empfangen haben, so dass es frevelhaft wäre, sie wieder zu lösen und jemals in Feindschaft zu geraten. Beim Tode verlassen sie zwar ungeflügelt, doch mit schon keimenden Flügeln den Leib, so dass auch sie einen nicht kleinen Siegespreis ihres Liebesrausches mit sich nehmen. Denn in Finsternis und den unterirdischen Pfad zu wandeln ist denen nicht verhängt, welche den himmlischen Weg schon beschritten hatten, sondern ein liches Leben im gemeinsamen Wandel glücklich zu sein und, nach der beschiedenen Frist, um der Liebe willen zu gleicher Zeit geflügelt zu werden.

38. So große, Kind, und so göttliche Geschenke wird dir die Freundschaft eines Verliebten spenden. Jene Vertraulichkeit aber des Nichtliebenden, die mit sterblicher Besonnenheit verdünnt ist, Sterbliches und Dürftiges haushälterisch zuteilend, gebiert die von der Menge als Tugend gepriesene Gemeinheit in der lieben Seele und bewirkt, dass sie sich neuntausend Jahre um die Erde und vernunftlos unter der Erde herumwälzt.

Dieser Widerruf, geliebter Eros, sei dir so schön und gut, wie wir nur irgend vermochten, gewidmet und entrichtet, und wenn er hier und da, zumal in der Wahl der Worte, dichterisch klingen musste,

so war's um Phaidros' willen. Möchtest du dem vorhin Gesagten Verzeihung, diesem hier deine Gunst gewähren und wohlgesonnen und gnädig die Liebeskunst, die du mir schenktest, nicht entziehen noch verkümmern im Zorne. Gib mir, dass ich nur noch mehr als jetzt bei den Schönen in Ehren stehe. Haben wir aber, Phaidros und ich in der vorhergehenden Rede etwas gesagt, was dir verhaßt ist, so rechne es Lysias, dem Vater jener Rede zu und gebiete ihm Einhalt in solchen Reden und wende ihn zur Philosophie, wie sein Bruder Polemarchos sich zu ihr gewandt hat, damit auch dieser hier, sein Liebhaber, nicht weiter nach beiden Seiten schwanke wie jetzt, sondern ungeteilt unter philosophischer Gesprächen dem Eros sein Leben widme.«

Zwiegespräch über die Redekunst

39. Phaidros. Ich bete mit dir, Sokrates, dass es so geschehen möge, wenn es ,besser für uns ist. Schon lange bewunderte ich deine Rede, um wieviel schöner sie dir geriet als die erste. Daher bin ich bedenklich, ob Lysias mir nicht armselig erscheinen würde, wenn er es unternehmen wollte, ihr eine andere gegenüberzutellen. Hat ihn doch neulich, du Bewundernswerter, einer von den Staatsmännern in einer Schmähere gerade deswegen gescholten und ihn die ganze Rede hindurch einen **Redenschreiber** genannt. Vielleicht, dass

er sich nun aus Ehrgeiz enthält, für uns eine Rede zu verfassen.

SOKRATES. Was du da berichtest, du Jüngling, ist eine lächerliche Ansicht, und du beurteilst deinen Freund von Grund aus falsch, wenn du glaubst, er sei so scheu vor bloßen Worten. Solltest du ernstlich glauben, dass jener Schmähdner das wirklich für einen Vorwurf hielt, was er ihm vorwarf?

Phaidros. So schien es allerdings, Sokrates. Du weißt ja auch selbst, dass die in den Städten einflußreichsten und geehrtesten Männer sich schämen, ihre Reden zu schreiben und Schriften von sich zu hinterlassen, denn sie fürchten, sie könnten danach in den Ruf kommen, Sophisten zu sein.

SOKRATES. **Da hast du nicht bemerkt, Phaidros, dass dem Fuchs die Trauben zu sauer waren.** Und außerdem bemerkst du nicht, dass die unter den Staatsmännern, die das Höchste erstreben, am meisten das Schreiben ihrer Reden und das Hinterlassen ihrer Schriften lieben, denn wenn sie eine Rede geschrieben haben, so schätzen sie deren Lober so hoch, dass sie jedesmal derer an den Anfang schreiben, welche sie loben.

Phaidros. Wie meinst du das? Ich verstehe es nicht.

SOKRATES. Begreifst du nicht, dass am Anfang der Schrift eines Staatsmannes zuerst der Lober steht?

Phaidros. Wie das?

SOKRATES. »Es hat gefallen« – so sagt er – »dem Rate« oder »dem Volke« oder beiden, und dann, wer gesprochen hat – womit also der Verfasser sich selber sehr würdevoll und preisend nennt. Nach dieser Einleitung redet er sodann und stellt vor den Lobern seine eigene Weisheit zur Schau, indem er bisweilen eine sehr lange Schrift verfasst. Oder hältst du dies für etwas anderes als eine geschriebene Rede?

Phaidros. Nein, ich nicht.

SOKRATES. Nicht Wahr, wenn solche Schrift stehenbleibt, so tritt der Dichter froh von der Bühne ab, wird sie aber ausgestrichen und wird ihm nicht das Los des Redeschreibens und die Würde des Verfassers zuteil, so trauert er selbst und mit ihm seine Genossen.

Phaidros. Wirklich, so geschieht es.

SOKRATES. Offenbar doch nicht, weil sie ein solches Gewerbe verachten, sondern weil sie es bewundern.

Phaidros. Zweifellos.

SOKRATES. Und weiter! Wenn ein Redner oder ein König es dahin bringt, die Macht eines **Lykurg oder Solon** oder Dareios zu erringen und ein unsterblicher Redeschreiber im Staat zu werden, hält er sich selbst nicht schon, während er noch lebt, für gottgleich, und glauben nicht die folgenden Geschlechter ganz das gleiche von ihm, wenn sie seine Schrift betrachten? Phaidros. Ja, du hast recht.

SOKRATES. Glaubst du also, dass irgendeiner von diesen, so mißgünstig er auch dem Lysias sei, wirklich eine Schande darin sehe, dass er Reden verfasst?

Phaidros. Nein, das ist nicht wahrscheinlich nach deiner Erklärung, denn er müsste ja dann sein eigenes Begehren schmähen.

40. SOKRATES. Das ist also jedem klar, dass das Redeschreiben an sich nichts Häßliches ist.

Phaidros. Ja.

SOKRATES. Sondern erst das, glaube ich, ist häßlich. nicht schön, sondern häßlich und schlecht zu reden und schreiben.

Phaidros. Offenbar.

SOKRATES. Welches ist nun die Weise des Schön- und Ünschön-Schreibens? Sollen wir, Phaidros, darüber Lysias und jeden andern prüfen, der geschrieben hat oder noch schreibt, sei es nun eine öffentliche oder eine private Schrift, sei es in Versen als Dichter oder ohne Versmaß als Laie?

Phaidros. Du fragst noch, ob wir sollen? Zu welchem Zwecke lebte man denn, sozusagen, wenn nicht um solcher Freuden willen? Doch wohl nicht um jener willen, die mit Schmerzen erkaufen muss, wer nicht verzichten will, wie sich nahezu alle körperlichen Genüsse verhaken, weswegen sie mit Recht als sklavisch bezeichnet werden?

SOKRATES. Muße haben wir ja offenbar dazu. Und zugleich kommt es mir vor, als ob in dieser Glut die **Zikaden**, die über unsern Häuptern singen und miteinander Zwiesprache halten, auch auf uns herabsehen. Wenn sie nun sähen, dass wir beide nicht anders als die meisten andern verstummen und einnicken und uns aus Trägheit des Geistes von ihnen in Schlaf singen lassen, so würden sie mit Recht lachen und glauben, ein paar Sklaven seien in ihre Herberge gedrungen, um wie die Schäfchen ihren Mittagschlaf an der Quelle zu halten. Wenn sie aber sähen, dass wir im Zwiegespräch begriffen sind und unbezaubert an ihnen wie an den Sirenen vorbeisteuerten, dann würden sie wohl entzückt sein und uns die Auszeichnung verleihen, welche von den Göttern ihnen

als Gabe für die Menschen verliehen wurde.

41. Phaidros. Welche ist denn das? Ich erinnere mich nicht, von gehört zu haben.

SOKRATES. Einem Musenfreunde allerdings steht es nicht an, solcher Dinge unkundig zu sein. Man erzählt aber, das diese Zikaden einstmal Menschen waren, ehe es noch Musen

gab. Als aber die Musen entstanden und der Gesang an den Tag trat, da wurden einige von jenen so hingerissen vor Lust, dass sie singend Speise und Trank vergaßen und, ohne es innezuwerden, dahinstarben. Von diesen stammt seitdem das Geschlecht der Zikaden, das von den Musen dies Geschenk empfang, von ihrer Entstehung an keinerlei Nahrung zu bedürfen, sondern ohne Speise und Trank ,sogleich zu singen, bis sie sterben, dann aber zu den Musen kommen, um ihnen zu melden, wer von den Menschen hier eine von ihnen verehere. Der Terpsichore also melden sie die, welche sie in den Reigentänzen ehrten, und steigern so noch ihre Gunst, der Erato, welche sie durch Liebesgesänge feierten, und so bei den übrigen, jeder nach ihrer Weise der Verehrung. **Kailllope** aber, der Altesten, und Urania, der ihr Nächsten, melden sie die, welche in Philosophie leben und ihre Musenkunst ehren, denn diese, unter den Musen besonders dem Himmel und den göttlichen Reden obwaltend, lassen die schönste Stimme tönen. Aus vielerlei Gründen also müssen wir reden und nicht schlafen am Mittag.

Phaidros. Dann also müssen wir reden.

42. SOKRATES. Nicht wahr, was wir uns eben vorgenommen hatten zu betrachten, nämlich worauf es beruht, dass eine Rede, eine gesprochene oder geschriebene, schön sei oder nicht, das soll betrachtet werden?

Phaidros. Offenbar.

SOKRATES. Ist nun nicht notwendig die Bedingung, wenn gut und schön gesprochen werden soll, dass der Geist des Redenden die Wahrheit dessen weiß, worüber er reden will?

Phaidros. Hierüber, lieber Sokrates, habe ich soviel gehört: es sei für den, der Redner werden will, nicht nötig, das in Wirklichkeit Gerechte zu lernen, sondern das, was der Menge so scheint, die das Richteramt hat, auch nicht das wirklich Gute und Schöne, sondern was so scheinen wird, denn darauf gründe sich das Überreden den, nicht auf die Wahrheit.

SOKRATES. **»Nicht sei verworfen das Wort«,** Phaidros, **wenn Weise es gesagt haben, sondern man muss prüfen, ob sie damit nicht wirklich etwas sagen.** So wollen wir auch das jetzt Gesagte nicht auslassen.

Phaidros. Du hast recht.

SOKRATES. Laß es uns folgendermaßen betrachten.

Phaidros. Nun?

SOKRATES. Wenn ich dich überreden würde, du solltest dir für den Krieg ein Pferd kaufen, wir beide aber wüßten nicht, was ein Pferd ist, nur so viel wüßte ich zufällig von dir, dass Phaidros das von unseren Haustieren, welches die längsten Ohren hat, für ein Pferd hält.

Phaidros. Das wäre lächerlich, Sokrates.

SOKRATES. Noch nicht! Aber wenn ich dich nun im Ernst überreden wollte, indem ich eine Lobrede auf den Esel verfaßte, ihn ein Pferd nannte und behauptete, dies Vieh sei unbezahlbar in der Heimat und auf dem Feldzuge, brauchbar im Gefecht selbst, aber auch fähig, das Kriegsgesetz zu tragen und zu vielem anderem nützlich.

Phaidros. Das wäre doch gar zu lächerlich!

SOKRATES. **Ist es denn nicht immer noch besser, ein lächerlicher als ein gefährlicher und feindlicher Freund zu sein?**

Phaidros. Offenbar.

SOKRATES. Wenn nun der Rede-Geübte, nicht wissend, was gut und schlecht, auf eine Stadt von gleicher Beschaffenheit einredet, nicht so, dass er über den **Schatten eines Esels** eine Lobrede hält, als wäre er der eines Pferdes, sondern über Schlechtes, als wäre es Gutes, und wenn er nun wirklich die Menge, da er sich immer um ihre Meinungen gekümmert hat, dazu überredet, Schlechtes statt Gutes zu tun: was für eine Frucht, glaubst du, wird nach dieser Aussaat die Redekunst ernten?

Phaidros. Keine sehr anständige.

43. SOKRATES. Vielleicht aber haben wir, mein Guter, die Kunst der Reden gröber gescholten, als sie verdient? Vielleicht möchte sie antworten: »Was faselt ihr da, ihr Wunderlichen! Denn ich zwingen ja kein ei der Wahrheit Unkundigen das Reden zu lernen, sondern wenn mein Rat gilt, so erwirbt er zuerst jene, dann nimmt er auch mich dazu. Das aber nehme ich in Anspruch: ohne mich wird auch der Wirklichen Kundige um nichts besser imstande sein, kunstmäßig zu überreden.«

Phaidros. Hat sie nicht recht, wenn sie dies behauptet?

SOKRATES. Das gebe ich zu, falls nämlich die jetzt herantretenden Reden für sie Zeugnis leisten, dass sie überhaupt eine Kunst sei. Ist mir doch so, als hörte ich gewisse Reden vortreten und Zeugnis wider sie ablegen, dass sie lüge und keine Kunst sei, sondern eine kunstlose Betriebsamkeit. **Und ohne Erfassen der Wahrheit – sagt der Lakonier – gibt es keine echte Kunst des Redens und wird es niemals eine geben.**

Phaidros. Diese Reden brauchen wir, Sokrates! Lade sie also vor und frage sie aus, was und wie sie es meinen.

SOKRATES. Tretet heran also, ihr **schöne Brut**, und überzeugt Phaidros, den Vater schöner Sprößlinge, dass er, so er nicht zulänglich philosophieren wird, niemals und über nichts zulänglich reden werde. Rede stehen soll euch der Phaidros.

Phaidros. So fragt!

SOKRATES. Wäre also im ganzen die Redekunst nicht eine Art Führung der Seelen durch Reden, nicht allein vor Gerichten und andern öffentlichen Versammlungen, sondern auch in privaten Vereinigungen immer dieselbe, mag es sich um kleine oder um große Dinge handeln, und ist das Richtige, wenn es sich am Ge-ringen zeigt, nicht ebenso wertvoll wie am Gewichtigen? Oder was hast du hierüber gehört?

Phaidros. Nein, beim Zeus, durchaus nicht so! Sondern nach der Kunst wird vor allem in Rechtssachen gesprochen und geschrieben, gesprochen aber auch bei den Volksreden. Weiteres aber habe ich nicht gehört.

SOKRATES. Aber hast du denn nur von Nestors und Odysseus' Kunstlehren über die Reden etwas erfahren, die sie bei ihrer Muße vor Ilion verfasst haben, und bist du der des Palamedes unkundig

geblieben?

Phaidros. Ja, beim Zeus, ich sogar der eines Nestor, es sei denn, dass du einen **Gorgias** zum Nestor machst, oder einen **Thrasymachos** und Theodoros zum Odysseus.

44. SOKRATES. Vielleicht. Aber lassen wir diese aus dem Spiel. Sage mir aber: Was tun die Gegner vor Gericht? Reden sie nicht gegeneinander? Oder wie sollen wir das nennen?

Phaidros. Eben so.

SOKRATES. Über das, was recht und unrecht ist?

Phaidros. Ja.

SOKRATES. Wird nun nicht der, welcher dies kunstmäßig betreibt, bewirken, dass dieselbe Sache denselben Leuten bald als recht, wenn er es aber will, als unrecht erscheint?

Phaidros. Nicht anders.

SOKRATES. Und bei einer Volksrede, dass der Stadt dasselbe bald gut, bald das Gegenteil zu sein scheint?

Phaidros. So ist es.

SOKRATES. Wissen wir nun nicht vom eleatischen **Palamedes**, dass er mit Kunst spricht, so dass dem Hörenden dasselbe als gleich und ungleich, als eins und vieles, als ruhend und bewegt erscheint?

Phaidros. Ganz recht.

SOKRATES. Also nicht nur für die Gerichte und Volksreden den ist die Kunst des Widerspruchs, sondern für alles, was geredet wird, gäbe es anscheinend nur diese einzige Kunst- wenn es denn eine solche ist -, durch welche man imstande wäre, alles Mögliche allem Möglichen gleichzumachen oder, wenn es ein anderer gleichgemacht und dadurch versteckt hat, wieder ans Licht zu ziehen.

Phaidros. Wie meinst du das?

SOKRATES. Also, dünkt mich, wird es den Suchenden deutlich: Entsteht Täuschung eher bei den Dingen, die weit oder die wenig verschieden sind?

Phaidros. Bei den wenig verschiedenen.

SOKRATES. Nun gelingt dir doch aber der Übergang zum Gegenteil leichter unbemerkt mit kleinen als mit großen Schritten.

Phaidros. Sicherlich.

SOKRATES. Wer also den andern täuschen, sich selbst aber nicht täuschen lassen will, der muss die Gleichheit und Ungleichheit der Dinge gründlich kennen.

Phaidros. Notwendig.

SOKRATES. Wird er denn nun imstande sein, wenn er nicht die Wahrheit eines Dinges kennt, die geringe oder große Ähnlichkeit mit diesem Unbekannten in anderen Dingen zu beurteilen?

Phaidros. Unmöglich.

SOKRATES. Und, nicht wahr, bei denen, die sich falsche Vorstellungen von den Dingen machen und sich täuschen lassen, hat sich dieser Zustand offenbar durch irgendwelche Ähnlichkeiten eingeschlichen?

Phaidros. So geschieht es allerdings.

SOKRATES. Kann nun jemand die Kunst besitzen, mit kleinen Übergängen durch Ähnlichkeiten vom Wirklichen jedesmal zum Gegenteil zu führen oder sich selber gegen diese Täuschung zu sichern, wenn er nicht Kunde hat, was der Gegenstand in Wirklichkeit ist?

Phaidros. Niemals.

SOKRATES. Eine lächerliche und kunstlose Redekunst wird offenbar der zustande bringen, mein Freund, der die Wahrheit nicht kennt, aber Meinungen nachgejagt hat.

Phaidros. So mag es wohl sein.

45. SOKRATES. Willst du nun, dass wir in der Rede des Lysias, die du bei dir trägst, und in denen, die wir gehalten haben, etwas betrachten von dem, was wir kunstlos und was wir kunstmäßig nannten?

Phaidros. Nichts lieber als das! Denn wir sprechen jetzt in kahlen Worten, ohne anschauliche Beispiele zu haben.

SOKRATES. Da ist es doch offenbar ein Glück, dass die beiden Reden gehalten wurden, die ein Beispiel enthalten, wie einer, der die Wahrheit weiß, spielend mit Reden die Hörer in die Irre führen kann. Ich wenigstens, Phaidros, glaube, dass die Götter dieses Ortes daran schuld sind. Vielleicht auch, dass die Prophetinnen der Musen, die Sängerinnen über unsern Häupten uns ihre Gabe eingehaucht haben, habe ich doch keinerlei Anteil an der Kunst des Redens.

Phaidros. Mag es so sein. Aber erkläre nur deutlich, was du meinst.

SOKRATES. Wohlان, so lies mir den Anfang der Lysias-Rede.

Phaidros. »Wie es um mich steht, weißt du nun und hast gehört, dass ich glaube, es fördere uns beide, wenn solches geschieht. Ich glaube aber, ich sollte, um was ich bitte, nicht darum verfehlen, weil es sich fügt, dass ich nicht in dich verliebt bin. Denn die Verliebten gereut es ...«

SOKRATES. Halt ein! Was also dieser verfehlt und wie fern kunstlos verfährt, soll besprochen werden. Nicht wahr?

46. SOKRATES. Ist nun nicht jedermann so viel klar, dass wir über manche solcher Gegenstände uns sind, über manche uneinig?

Phaidros. Ich glaube zwar zu verstehen, was du meinst aber sage es noch deutlicher.

SOKRATES. Wenn jemand das Wort Eisen oder Silber ausspricht, denken wir uns nicht alle dabei dasselbe?

Phaidros. Durchaus.

SOKRATES. Wie aber bei den Worten gerecht und gut? Wird da nicht jeder nach anderer Richtung gelenkt – und geraten wir dann nicht untereinander auch mit uns selber in Widerspruch?

Phaidros. Allerdings.

SOKRATES. In manchem stimmen wir also zusammen in andern nicht.

Phaidros. So ist es.

SOKRATES. Auf welcher Seite sind wir nun leichter täuschen, und wo vermag die Redekunst mehr?

Phaidros. Offenbar dort, wo wir im unklaren sind.

SOKRATES. Muß nun nicht, wer sich mit der Redekunst befassen will, zuerst dies planmäßig gesondert und sich eines Kennzeichens für jede der beiden Formen bemächtigt haben, für die, bei welcher die Menge nicht wenig schwankt, und für die, bei welcher dies nicht geschieht?

Phaidros. Wer dies erfaßte, Sokrates, dem wäre schöner Begriff einsichtig geworden.

SOKRATES. Alsdann darf er, so glaube ich, in jeder Fall, der ihm vorkommt, nicht unbeachtet lassen, sondern muss aufs schärfste beobachten, zu welchem beiden Geschlechtern das gehört, worüber er zu reden hat.

Phaidros. Nicht anders.

SOKRATES. Wie ist es also mit der Liebe? Wollen wir sagen, dass sie zu den widerspruchsvollen Dingen oder zu den andern gehöre?

Phaidros. Doch zu den widerspruchsvollen, oder glaubst du, du hättest sonst über sie sagen können, was du vorhin sagtest, dass sie ein Schaden für den Geliebten und den Liebenden wäre, und dann wieder, sie sei das größte der Güter?

SOKRATES. Sehr gut bemerkt! Aber sage auch dies – denn ich selbst kann mich wegen jener Besessenheit nicht genau erinnern -, ob ich am Anfang der Rede den Begriff der Liebe bestimmt habe.

Phaidros. Ja, beim Zeus, wunderbar gründlich.

SOKRATES. Ha! Um wieviel besser beherrschen nach diesem Zeugnis die Nymphen, die Acheloostöchter und Pan, der Hermessohn, die Regeln der Redekunst als Lysias, der Kephalosohn. Oder irre ich mich? Hat Lysias am Beginn seiner Liebesrede uns gezwungen, die **Liebe als ein bestimmtes Wesen** aufzufassen, so wie er es selbst wollte, und erst darauf alles aufbauend die folgende Rede vollendet? Wollen wir ihren Anfang noch einmal lesen?

Phaidros. Wenn du meinst. Doch was du suchst, steht nicht darin.

SOKRATES. So lies, damit ich ihn selbst höre.

47. Phaidros. »Wie es um mich steht, weißt du nun und hast gehört, dass ich glaube, es fördere uns beide, wenn solches geschieht. Ich glaube aber, ich sollte, um was ich bitte, nicht darum verfehlen, weil es sich fügt, dass ich nicht in dich verliebt bin. Denn die Verliebten gereut es ihrer Wohltaten, sobald ihre Leidenschaft erloschen ist.«

SOKRATES. Da scheint freilich viel zu fehlen, dass er das leistet, was wir suchen, da er die Rede nicht einmal vom Anfang, sondern vom Ende her rücklings in umgekehrter Richtung zu durchschwimmen versucht und von da anfängt, was der Liebhaber erst am Schluß seiner Rede zum Geliebten sagen würde. **Oder irre ich wirklich, Phaidros, mein liebes Haupt?**

Phaidros. Es ist wohl eigentlich der Schluß, Sokrates worüber er seine Rede hält.

SOKRATES. Und dann das übrige? Scheinen die Teile der Rede nicht nur so hin geschüttet? Oder ist die Notwendigkeit ersichtlich, warum das als Zweites sagte als Zweites gesetzt werden musste, oder so irgendein anderes des Geredeten? Mir wenigstens, der ich ja nichts davon verstehe, schien der Verfasser nicht eben kleinlich zu sagen, was ihm gerade einfiel. Du aber kennst wohl die schriftstellerische Notwendigkeit, nach der er dies alles in solche Reihenfolge nebeneinander gesetzt hat?

Phaidros. Du bist zu gütig, wenn du annimmst, ich sei fähig, seine Rede so gründlich zu durchschauen.

SOKRATES. Aber dies, glaube ich, wirst du doch zugeben, dass jede Rede in sich bestehen muss wie ein lebendiges Geschöpf, das seinen eigentümlichen Leib hat, dass ihm weder Fuß noch Kopf mangle, sondern sie muss ihren Rumpf und ihre Gliedmaßen haben, alle so verfasst sind, dass sie sich gegenseitig und der Ganzen entsprechen.

Phaidros. Wie sollte ich nicht?

SOKRATES. Betrachte also, ob die Rede deines Freundes sich so oder anders verhält, und du wirst finden, dass sie sich durch nichts unterscheidet von jener Inschrift, die auf den Phrygischen Midas gedichtet sein soll.

Phaidros. Wie heißt sie und welche Bewandnis hat es mit ihr?

SOKRATES. Sie heißt so:

»Ehrene Jungfrau bin ich und lieg auf dem Grabe des Midas,
Während die Wässer noch strömen und mächtige Bäume noch grünen
Hier am Orte verharrend am tränenbefeuchteten Hügel,
Wandern gebe ich kund, **hier lieget Midas begraben.**«

Dass es nichts ausmacht, was du davon zuerst, was zuletzt liest, bemerkst du wohl, wie ich denke.

Phaidros. Du verspottest unsere Rede, Sokrates.

48. SOKRATES. Lassen wir sie also beiseite, um dich nicht zu erzürnen, wiewohl sie mir viele Beispiele zu enthalten scheint, bei deren Betrachtung man Gewinn haben kann, wenn man sie nur ja nicht nachahmt. Wir wollen also zu den andern Reden übergehen. Es war nämlich, wie mir scheint, etwas in ihnen, was denen, welche über die Reden nachdenken wollen, wohl zu betrachten ziemt.

Phaidros. Was meinst du damit?

SOKRATES. Beide waren doch einander entgegengesetzt. Denn die eine sagte, dass man die Gunst des Verliebten, andre, dass man die des Nichtverliebten erwidern solle.

Phaidros. Und zwar auf recht mannhafte Weise.

SOKRATES. Ich glaubte, du würdest der Wahrheit gemäß sagen: in wahrhafter Weise. Eben dies ist doch, was ich suchte. Wir behaupteten nämlich, die Liebe sei eine Art Wahnsinn. Nicht wahr?

Phaidros. Ja.

SOKRATES. Es gibt aber zwei Arten, **Wahnsinn**. Einer entstammt den menschlichen Krankheiten, der andre dem göttlichen Heraustreten aus herkömmlicher Gewohnheit.

Phaidros. So war es.

SOKRATES. Dann unterschieden wir im göttlichen Rausch nach vier Göttern vier Teile, indem wir die Begeisterung des Sehertums dem Apoll, die der Weihen dem Dionysos, die dichterische den ,Musen, die vierte der Aphrodite und dem Eros zuschrieben. Und wir sagten, der erotische Rausch sei der beste. Da wir dann den erotischen Zustand, ich weiß nicht mehr wie, abbildeten, wahrscheinlich damit an etwas Wahres rührend, vielleicht auch wohl anderwärts abschweifend, mischten wir eine nicht ganz ungläubwürdige Rede und spielten maßvoll und gottesfürchtig, Phaidros, einen mythischen Hymnos vor meinem und deinem Herrscher Eros, dem Anführer schöner Knaben.

Phaidros. Mir aber war er überaus angenehm zu ren.

49. SOKRATES. Daraus wollen wir nun entnehmen, wie die Rede vom Tadel den Übergang finden konnte zum Lob.

Phaidros. Wie meinst du das also?

SOKRATES. Mir scheint zwar das übrige wirklich ein Spiel, das wir spielten, die beiden Prinzipien aber, die durch glückliche Fügung in diesen Reden enthalten waren, wenn deren Kraft sich jemand kunstmäßig aneignen könnte, so wäre das nicht unwillkommen. Phaidros. Welche Prinzipien denn?

SOKRATES. Das vielfach Zerstreute durch Zusammenschau auf Eine Idee zu führen, um jedesmal den Gegenstand bestimmend deutlich zu machen, worüber man immer lehren will, so wie eben über die Liebe, erst nachdem sie bestimmt war, gesprochen wurde, sei es nun gut oder schlecht – wenigstens hat daher die Rede die Klarheit im Ausdruck und die Übereinstimmung mit sich selbst.

Phaidros. Und welches zweite Prinzip meinst du, Sokrates?

SOKRATES. Die Kunst, wieder nach Begriffen zu zerlegen, nach Gliedern, wie sie gewachsen sind, ohne dass man versucht, nach Art eines schlechten Koches irgendeinen Teil zu zerbrechen, sondern wie eben unsere beiden Reden das Unbesonnene der Seele in Einen Begriff zusammenfaßten und dann – wie unser Leib als Eine in doppelte und gleichbenannte Teile wächst, die man] als linke und rechte bezeichnet – so auch einen gemeinschaftlichen Begriff der Verrückung in uns gebildet hatten, so schnitt die eine Rede den linken Teil ab, ließ nicht ab, ihn weiter zu zerlegen, bis sie darin eine Liebe fand, die man die linkische benennen kann und die sie mit Recht schmähete, während die andere Rede uns auf die rechte Seite des Rausches führte und jene mit ihr gleichbenannte, aber göttliche Liebe fand und sie darstellte, die sie als Ursache der größten Güter für uns pries.

Phaidros. Du sprichst die volle Wahrheit.

50. SOKRATES. Daren bin ich nun selber verliebt, Phaidros, in diese Teilungen und Zusammenfassungen, damit ich imstande sei, zu reden und zu denken, und wenn ich einen andern für fähig halte, **das Wirkliche als Eins und Vieles zu sehen, so folge ich »ihm nach wie auf göttlicher Fußspur«**. Ob ich aber solche, die dies zu tun vermögen, richtig bezeichne oder nicht, weiß Gott allein: ich nenne sie nämlich bisher Dialektiker. Nun aber sage auch, wie man die nennen muss, die von dir und Lysias gelernt haben. Oder ist dies eben die Redekunst, durch deren Anwendung Thrasymachos und die übrigen selbst Meister im Reden geworden sind und andere dazu machen, wenn diese gewillt sind, ihnen Geschenke wie Königen darzubringen?

Phaidros. Königlich sind diese Männer zwar, aber kundig dessen, wonach du fragst. Doch scheinst du mir jene Art richtig zu benennen, wenn du sie die dialektische nennst. Die rhetorische aber ist uns, wie mir scheint, bis jetzt entgangen.

SOKRATES. Wie meinst du? Etwas Schönes muss es wohl sein, das, wenn man jenes abgezogen hat, gleichwohl durch Kunst erworben werden kann? Keinesfalls dürfen wir es vernachlässigen, weder du noch ich, sondern es muss ausgesprochen werden, was denn dieser Rest ist, der von der Redekunst übrigbleibt.

Phaidros. Ja, es ist doch wohl sehr viel, Sokrates, den Büchern, die über die Kunst der Reden geschrieben sind.

51. SOKRATES. Gut, dass du mich erinnerst! Also die Einleitung, denke ich, zuerst – dass sie am Anfang der Rede gesprochen werden muss. Dies meinst du, nicht wahr? Die Feinheiten der Kunst?

Phaidros. Ja.

SOKRATES. Zweitens dann eine Darstellung, inbegriffen die Zeugnisse, drittens die Beweise, viertens die Wahrscheinlichkeiten. Und von einer Beglaubigung und einer Nachbeglaubigung spricht, wie ich glaube der beste Reden-Daidalos aus Byzanz.

Phaidros. Du meinst den wackern Tileodoros?

SOKRATES. Wen sonst? Und auch Widerlegung und Nachwiderlegung, wie man sie bei Anklage und Verteidigung behandeln muss. Und führen wir den schönsten **Euenos**, den Parier, nicht ins Feld, der als erster die Unteranzeige und die Nebenlobe erfand – manche behaupten, er habe auch die Nebentadel in Gedächtnis – Verse gebracht – denn er ist ein weiser Mann! Oder sollten wir **Teisias** und Gorgias schlafen lassen, welche sahen, dass man das Wahrscheinliche höher schätzen müsse als das Wahre, und welche das Kleine groß, das Große klein erscheinen lassen durch die Kraft der Rede, ebenso das Neue in alter Art, das Gegenteilige in neuer, und auch die Kürze und die unbegrenzte Länge der Reden über alle Dinge erfanden? Als einst **Prodikos** dies von mir hörte, lachte er und sagte, er allein habe gefunden, welche Reden die Kunst brauche: sie brauche weder lange noch kurze, sonder angemessene.

Phaidros. Höchst weise, Prodikos!

SÖKRATES. Und sollten wir **Hippias** nicht nennen ? Denn ich glaube, dieser Gast aus Elis stimmte mit jedem überein.

Phaidros. Warum auch nicht?

SOKRATES. Wie aber sollten wir wieder sprechen von **Polos** und seinen »Musenstätten der Reden« – vom Doppelgliederstil und Sprichwörterstil und Bilderstil – und »den **Likymnischen** Ausdrücken«, mit denen ihn jener zur Bewirkung der Wohlredendheit beschenkt hatte?

Phaidros. Waren nicht die Werke des **Protagoras** von dieser Art, Sokrates?

SOKRATES. Ja, eine gewisse Sprachrichtigkeit, Kind, und vielerlei Schönes sonst. In der Kunst der Klageseufzereden, die sich über Greisenalter und Armut hinschleppen, scheint mir die Gewalt des **Chalkedoniers den Sieg errungen zu haben**. Mächtig aber ist er auch darin, die Menge in Zorn zu versetzen, und wiederum, wenn die erzürnt ist, sie zu beschwören und zu besänftigen, wie er sagte. Im Verleumdern und im Entkräften von Verleumdungen, woher sie auch kommen, ist er besonders stark. Über den Schluß der Reden scheinen sie aber alle in einer Meinung zusammenzustimmen, wobei manche den Namen »Rückblicke«, andre einen andern anwenden.

Phaidros. Du meinst, dass man am Schluß die Hörer in einer Zusammenfassung an alles Gesagte erinnere?

SOKRATES. Dies meine ich, und ob du sonst noch etwas über die Kunst der Rede zu sagen hast?

Phaidros. Nur Kleinigkeiten, nicht der Rede wert.

SOKRATES. Übergehen wir diese Kleinigkeiten. Vielmehr laß uns bei Lichte betrachten, welche Gewalt der Kunst in diesen Dingen beruhe und in welchem Falle?

PHÄIDROS. Doch eine sehr starke, Sokrates, wenigstens bei den Versammlungen der Menge.

SOKRATES. Das allerdings. Aber, du Wunderbarer, siehe auch du zu, ob dir ihr Gewebe ebenso fadenscheinig vorkommt wie mir.

Phaidros. Erkläre es nur.

52. SOKRATES. Sage mir also: Wenn jemand zu deinem Freunde Eryximachos oder zu dessen Vater Akumenos käme und sagte: »Ich verstehe allerhand solche Mittel auf den Körper anzuwenden, dass ich ihn erwärme, wenn ich es will, und abkühle und, wenn es mir gutdünkt, Erbrechen erzeuge, andererseits auch wieder abführe und noch vielerlei dergleichen. Und da ich dies verstehe, behaupte ich, Arzt zu sein und jeden zum Arzt zu machen, dem ich das Wissen hiervon weitergebe«, was, glaubst du, würden jene darauf antworten?

Phaidros. Natürlich würden sie fragen, ob er dazu auch wüßte, bei wem und in welchen Fällen diese Mittel anzuwenden seien und in welchem Maße.

SOKRATES. Wenn der nun sagte: »Keineswegs. Aber behaupte, wer jenes alles von mir gelernt hat, der wird von selbst instande sein, das zu leisten, wonach du fragst«?

Phaidros. Dann würden sie, glaube ich, sagen: Dieser Mensch ist toll, und weil er aus irgendeinem Buche etwas erfuhr oder zufällig Heilmittel fand, glaubt er ein Arzt geworden zu sein, obwohl er doch nichts von der Kunst versteht.

SOKRATES. Und ferner, wenn jemand zu Sophokles und Euripides käme und sagte, er verstünde über einen kleinen Vorgang ganz lange Reden zu verfassen und über einen großen ganz kurze und, wenn er wolle, jammern und im Gegenteil auch wieder furchterregende und drohende, auch sonst allerhand dergleichen, und als Lehrer hiervon glaubte er die tragische Dichtkunst zu übermitteln?

Phaidros. Auch diese, glaube ich, würden lachen, Sokrates, wenn jemand glaubte, die Tragödie sei etwa anders als die Fuge solcher Stücke, wie sie untereinander und auch mit dem Ganzen zusammenpassen.

SOKRATES. Aber ich denke, sie würden nicht grob schelten, sondern wie ein Musiker, der einem Manne begegnete, der sich für einen Harmonie-Künstler hält, weil er eine Saite ganz hoch und ganz tief zu stimmen versteht, ihn nicht grob anfahren würde: »Du erbärmlicher Wicht, irrsinnig bist du«, sondern, weil er ja Musiker ist, würde er sanfter sagen: »Bester, notwendig zwar muss auch dieses verstehen, wer ein Harmoniker werden will, trotzdem braucht der, welcher deine Fertigkeit besitzt, noch nicht das Geringste von Harmonie zu verstehen, denn du besitzt die Vorkenntnisse, die zur Harmonie notwendig sind, aber nicht die Kunst der Harmonie.

Phaidros. Sehr richtig.

SOKRATES. So möchte wohl auch Sophokles dem sagen, wenn vor ihm einer erschiene, dass er die Vorkenntnisse der Tragödie, nicht die tragische Kunst, und Akumenos, dass er die Vorkenntnisse der Heilkunst, nicht die Heilkunst selber besäße.

Phaidros. Ja, durchaus.

53. SOKRATES. Was aber sollen wir glauben, würden jener **Adrastos mit der Honigstimme** oder auch Perikles, wenn sie von den wunderschönen Kunstmitteln hörten, die wir jetzt eben durchsprachen – vom Kurzredestil und Bilderstil und den übrigen, die wir erwähnten und von denen wir meinten, sie müßten bei hellem Lichte betrachtet werden –, würden jene wohl so ungehalten wie ich und du, sich mit Grobheit in einer so unhöflichen Rede gegen die auslassen, die solches geschrieben haben und es lehren, als ob es die Redekunst wäre, oder würden sie, da sie ja weiser sind als wir, nicht auch uns tadeln mit den Worten: »Aber, Phaidros und Sokrates, man muss nicht ungehalten sein, sondern nachsichtig, wenn einige, die nicht dialektisch untersuchen können und daher unfähig sind, zu bestimmen, was die Redekunst überhaupt ist, infolge dieses Zustandes, wenn sie nur die notwendigen Vorkenntnisse der Kunst haben, die Redekunst selber erfunden zu haben glauben, und indem sie andere dar unterrichten, sich einbilden, sie hätten vollständig in der Redekunst unterrichtet – dass sie dagegen glaubten, alles Einzelne überzeugend darzustellen und ein Ganzes zu schaffen, das sei keine Sache, und ihre Schüler müßten das ganz von selbst in den Reden anbringen können.«

Phaidros. Ja, Sokrates, so muss es wohl um die Kunst stehen, die jene Männer als Redekunst lehren und verfassen, und du scheinst mir die Wahrheit gesagt zu haben. Aber nun die Kunst des wirklichen und zeugenden Redners, wie und woher kann man sich wohl die erwerben?

SOKRATES. Was das Können anbelangt, Phaidros, so dass man es im Wettbewerb mit jedem aufnehmen kann, so wird es sich wohl wahrscheinlich oder auch notwendig so verhalten wie auch in den übrigen Künsten: wenn du die **natürliche Anlage** zum Redner hast, so wirst du ein berühmter Redner werden, falls du Erkenntnis und Übung damit verbindest, soweit es dir aber an diesen fehlt, soweit wirst du unvollkommen sein. Was aber die Kunst angeht, so scheint mir der Weg, den Lysias und Thrasymachos einschlagen, nicht der richtige.

Phaidros. Aber welcher dann?

SOKRATES. Perikles, mein Bester, ist doch wohl unter allen der Vollkommenste in der Redekunst Wesen?

Phaidros. Warum?

54. SOKRATES. Alle Künste, welche Größe haben, bedürfen jenes »müßigen und **überirdischen Geschwätzes** von der Natur«, denn es scheint, dass nur daher jenes Hochsinnige und überallhin Schaffende sich ihnen mittelte, was auch Perikles zu seiner natürlichen Anlage sich erworben hatte. Ich glaube nämlich, weil er mit Anaxagoras, einem Manne von solcher Art, in Berührung kam, so wurde er angefüllt von dieser Kunde des überirdischen und drang vor bis zur Natur des Geistes und des Geistlosen, worüber sich Anaxagoras in so weiter Lehre ausgelassen hatte, so dass er von dort in die Redekunst herüberführte, was für sie nützlich ist.

Phaidros. Wie meinst du das?

SOKRATES. Die Weise der ärztlichen Kunst ist wohl dieselbe wie die der rednerischen.

Phaidros. Wieso?

SOKRATES. In beiden mußst du die Natur unterscheiden, die des Leibes in der einen, die der Seele in der andern, wenn du nicht bloß nach Gewohnheit und Übung, sondern mit Kunst jenem durch Anwendung von Heilmitteln und Pflege Gesundheit und Kraft verschaffen, dieser aber durch Reden und gesetzliche Lebensführung die Überzeugung, welche du willst, und die Tugend mitteilen willst.

Phaidros. Sehr wahrscheinlich ist es so, Sokrates.

SOKRATES. Hältst du es nun für möglich, die Natur der Seele sinngemäß zu erkennen, ohne die Natur des Ganzen zu kennen?

Phaidros. Wenn man dem Asklepiaden **Hippokrates** trauen muss, nicht einmal die Natur des Leibes ohne dies Verfahren.

SOKRATES. Sehr schön, mein Freund, ist sein Ausspruch. Doch außer dem Hippokrates müssen wir den Sinn selber befragen und sehen, ob er einstimmt.

Phaidros. Das gebe ich zu.

SOKRATES. So betrachte denn, was Hippokrates und der wahre Sinn über die Natur sagen. Muß man nun nicht solchermaßen über eines jeden Dinges Natur nachdenken: erstens, ob das einfach ist oder vielgestaltig, worin wir selber Meister der Kunst sein oder andere dazu erziehen wollen? Dann aber, wenn es einfach ist, sein Wesen betrachten, welche Fähigkeit es hat, auf etwas zu wirken, und welche, von einem anderen etwas zu erleiden? Wenn es aber mehrere Arten hat, so muss man diese aufzählen und dann, wie vorher bei der einen Art, so jetzt an jeder einzelnen betrachten, was es nach seiner Natur bewirke und was und von wem es etwas erleide.

Phaidros. So scheint es wohl, Sokrates.

SOKRATES. Wenigstens gliche ein Verfahren ohne solche Betrachtung etwa der Wanderung eines Blinden. Ge-wiß aber darf der, der etwas kunstmäßig behandelt, weder einem Blinden oder einem Tauben gleichen, sondern wer einem andern kunstmäßig das Reden beibringt, wird offenbar die Natur des Dinges, an das sich seine Reden richten, in ihrem Wesen genau aufzeigen. Dies aber wird wohl die Seele sein.

Phaidros. Nichts anderes.

SOKRATES. Hierauf also muss sein ganzer Eifer gespannt sein, denn darin versucht er, Überzeugung zu bewirken. Nicht wahr?

Phaidros. Ja.

SOKRATES. Offenbar ist also, dass Thrasymachos und wer sonst etwa ernstlich eine Kunst des Redens mitteilen will, zuerst mit aller Genauigkeit die Seele beschreiben und anschaulich machen muss, ob sie ihrer Natur nach eins und dasselbe ist oder ob sie entsprechend der Gestalt des Leibes gegliedert ist. Das nämlich meinen wird, wenn wir sagen: ihre Natur erklären.

Phaidros. Allerdings.

SOKRATES. Zweitens aber, worauf sie ihrer Natur nach wirkt und von was sie leidet.

Phaidros. Auch das.

SOKRATES. Drittens wird er, nachdem er die Gattungen der Reden und der Seele und die Zustände dieser beiden geordnet hat, auch sämtliche Ursachen durchgehen, indem er jedes mit dem Zugehörigen zusammenpaßt und lehrt, aus welcher Ursache und was für Seelen von welcherlei Reden notwendig die eine überredet wird, die andere nicht.

Phaidros. So wäre zweifellos das schönste Verfahren.

SOKRATES. Niemals also, mein Freund, wird kunstmäßig gesprochen oder geschrieben werden, was auf andere Art dargelegt oder gesprochen wird, sei es über diesen, sei es über einen andern Gegenstand. Aber die jetzigen Verfasser von Kunstlehren der Rede, die du gehört hast, sind Schlauköpfe und halten geheim, dass sie über die Seele bestens Bescheid wissen. Bevor sie also in dieser Weise reden und schreiben, wollen wir ihnen nicht glauben, dass sie kunstmäßig schreiben.

56. Phaidros. Welches ist jene Weise?

SOKRATES. Zwar ist es nicht leicht, das in Regeln zu fassen, doch soweit es tunlich ist, will ich sagen, wie man schreiben müsste, wenn es kunstgemäß sein soll.

Phaidros. Ja, sage es.

SOKRATES. Da die Kraft der Rede nun einmal Seelenführung ist, so muss, wer Redner werden will, notwendig wissen, wieviel Arten die Seele hat. Deren gibt es nun soundso viele, soundso beschaffene, woher denn die Menschen sich einige so, andere so entwickeln. Sind diese nun so unterschieden, so gibt es auch wieder soundso viele Arten von Reden, jede in ihrer Eigenheit. Nun sind die Menschen solcher Art durch so beschaffene Reden aus solcher Ursache zu solchen Zwecken leicht zu überreden, die andern aber aus andern Gründen schwer. Wer dies gehörig begriffen hat, muss es dann im wirklichen Leben anschauen, wie es ist und sich auswirkt, und er muss es mit scharfer Wahrnehmung verfolgen können – sonst wird er nicht mehr haben als die Lehren, die er einst mit angehört hat. Wenn dann aber gehörig zu sagen weiß, was für ein Mensch durch welcherart Reden überzeugt wird, und er fähig wenn ihm einer begegnet, ihn zu durchschauen und sich selber klarzumachen: Ein solcher ist er, und eben diese Natur, von der damals die Rede war, ist nun in Wirklichkeit zugegen, bei der man also diese bestimmte Art Reden anwenden muss, um sie zu etwas Bestimmtem zu überreden – wenn einer dies alles schon innehat und dazu auch den Augenblick erkennt, wann man reden, wann man sich zurückhalten muss, und wohl unterscheidet die rechte Zeit und die Unzeit für die Kurzrede und Rührungsrede und Steigerung alle Redeformen, die er erlernt hat: erst dann ist Kunst schön und vollkommen ausgebildet, vorher aber nicht. Wenn aber jemand als Redner oder Lehrer oder Schriftsteller es an einer dieser Forderungen ermangeln lässt und doch behauptet, er rede nach der Kunst so ist der überlegen, der ihm nicht glaubt. »Wie also nun, Phaidros und Sokrates – würde vielleicht der Schriftsteller fragen –, dünkt es euch so? Oder man eine andre Art der sogenannten Redekunst kennen? «

Phaidros. Unmöglich, Sokrates, eine andere, obwohl dann die Arbeit nicht gering erscheint.

SOKRATES. Du hast recht. Deswegen muss man sämtliche Reden von allen Seiten betrachten, ob irgendwo ein leichterer und kürzerer Weg zur Kunst sich zeigt, um nicht umsonst einen weiten und steinigen Umweg zu nehmen, wenn ein kurzer und ebener möglich ist. Hast du aber irgendeine Hilfe von Lysias oder einem anderen gehört, so versuche sie aus der Erinnerung anzugeben.

Phaidros. Gern möchte ich des Versuches halber etwa haben, aber ich habe so im Augenblicke nichts.

SOKRATES. Soll ich dir also eine Lehre vortragen, die ich von irgendwelchen Redelehrern gehört habe?

Phaidros. Aber natürlich.

SOKRATES. Heißt es doch, Phaidros: »**Gerechtigkeit üben und selbst des Wolfes Rechte vertreten.**«

Phaidros. So tue auch du so.

57. SOKRATES. Sie behaupten also, man brauche jenes mit solcher Ehrfurcht zu behandeln noch es so umständlich herzuleiten, denn, was wir schon am Anfange dieses Gespräches berichteten, wer ein tüchtiger Redner werden wolle, brauche keineswegs an der Wahrheit über die gerechten und guten Handlungen teilzuhaben oder über die Menschen, die von Natur oder durch Erziehung diese Eigenschaften besitzen, denn bei den Gerichten kümmere sich niemand bei diesen Dingen im geringsten um die Wahrheit, sondern um das Glaubhafte. Dies sei die Wahrscheinlichkeit, und an sie müsse der sich halten, der kunstgemäß reden will. Ja bisweilen dürfe man nicht einmal die Tatsachen selbst berichten, wenn sie nämlich nicht wahrscheinlich verlaufen wären, sondern man müsse bei Anklage und Verteidigung das Wahrscheinliche sagen. So müsse der Redende unbedingt der Wahrscheinlichkeit folgen und oftmals der Wahrheit Lebewohl sagen. Denn dass die ganze Rede hindurch die Wahrscheinlichkeit sich entwickelt, mache das Wesen der Kunst aus.

Phaidros. Sokrates, gerade das, was du eben ausführtest, ist es ja, was jene sagen, die sich als Meister der Redkunst ausgeben. Es fiel mir nämlich ein, dass wir früher schon so etwas kurz berührt haben. Es dünkt aber die, die sich mit diesen Sachen abgeben, etwas ganz Großes zu sein.

SOKRATES. Aber du hast ja doch den Teisias selbst so gründlich durchhackert. Teisias also soll uns auch dies sagen, ob er unter dem Wahrscheinlichen etwas andres versteht als das, was der Menge scheint.

Phaidros. Nichts anderes.

SOKRATES. Er hat dies, wie es scheint, ebenso wie kunstmäßige Beispiel erfunden und geschrieben, dass nämlich, wenn ein schwacher, doch mutiger Mann einen starken und feigen niedergeschlagen hat und ihm den Mantel oder sonst etwas entrissen hat und nun darum vor Gericht gezogen wird, so darf keiner von beiden die Wahrheit sagen, sondern der Feige darf geben, dass er vom Mutigen allein niedergeschlagen wurde, dieser aber muss zwar beweisen, dass sie allein waren, dann aber sich dieser Wendung bedienen: »Wie hätte ich, der ich so schwächlich bin, an einen solche Mann Hand anlegen können.« Dieser aber wird seine Feigheit nicht eingestehen, sondern indem er irgend etwas anderes zu erlügen versucht, würde er bald auch seinem Gegner eine neue Widerlegung an die Hand geben. So etwa steht es auch mit dem übrigen, was kunstgemäß geredet wird. Oder nicht, Phaidros?

Phaidros. Nicht anders.

SOKRATES. Ha! Eine unheimlich versteckte Kunst hat Teisias entdeckt oder sonst einer, wer es gerade sein mag und welches Namens er sich erfreut. Aber, mein Freund, wollen wir diesem wohl antworten oder nicht.

Phaidros. Was denn?

58. SOKRATES. Dieses: »Schon längst ehe du kamst, Teisias, sagten wir gerade, dass diese Wahrscheinlichkeit bei der Menge durch die Ähnlichkeit mit dem Wahren entsteht. Die Ähnlichkeiten aber, so stellten wir sogleich fest, wisse in jedem Falle der am besten zu finden, der die Wahrheit kenne. Wenn du also etwas anderes über die Kunst der Reden zu sagen hast, wollen wir zuhören – wo nicht, so werden wir von dem überzeugt sein, was wir eben sagten: dass einer, wenn er nicht die Naturen seiner Hörer aufzählen kann und auch nach Arten die Dinge zu unterscheiden und alles Einzelne wieder in Einer Idee zusammenzufassen imstande ist, niemals in dem Maße, wie es den Menschen möglich ist, Meister der Rede sein wird. Dies aber wir er niemals erwerben ohne große Übung, welche Mühsal der Besonnene nicht um des Redens und Tuns unter den Menschen willen auf sich nehmen soll, sondern im das den Göttern Wohlgefällige reden zu können und nach Vermögen das Ganze ihnen wohlgefällig zu tun. Denn, Teisias, es sagen, die da weiser sind als wir, es dürfe, wer Vernunft hat, nicht darum sorgen, seinen Mitknechten zu gefallen, es sei denn nebenbei, sondern den guten Gebietern und ihren Sendlingen. Daher wundre dich nicht, wenn der Umweg groß ist. Denn um großer Dinge sollen wir den weiten Weg gehen, nicht um deswillen, was dir scheint. Allerdings wird, wie der Sinn ergibt, auch dieses Ziel, wenn jemand es will, am schönsten sich aus jenem Tun entwickeln.«

Phaidros. Vollendet schön wird dann, glaube ich, Sokrates, geredet werden, wenn nur jemand dazu imstande wäre!

SOKRATES. Aber wer nach **dem Schönen** strebt, dem ist es auch schön, zu leiden, was ihm bestimmt ist.

Phaidros. Ja.

SOKRATES. Damit soll es genug sein über die Kunst und die Kunstlosigkeit der Reden.

Phaidros. Gewiß.

SOKRATES. Die Frage aber nach der Angemessenheit und der Unangemessenheit der Schrift, wo ihr Gebrauch schön und wo er unschicklich ist, ist noch übrig. Nicht wahr?

Phaidros. Ja.

59. SOKRATES. Weißt du nun, wie du ganz dem Gotte wohlgefällig wirst, wenn du das Reden ausübst oder darüber sprichst?

Phaidros. Ich nicht. Und du wohl?

SOKRATES. Eine Sage hierüber kann ich von den Alten berichten, die Wahrheit aber wissen nur jene selbst. Wenn wir selber aber diese fänden, würden wir uns dann noch irgend um menschliche Meinungen kümmern?

Phaidros. Du fragst zum Scherz. Aber erzähle, was du gehört zu haben behauptest.

SOKRATES. Ich habe also gehört, zu Naukratis in Ägypten habe es einen der alten Götter des Landes gegeben, dem auch der heilige Vogel, den sie Ibis nennen, geweiht war. Diese Gottheit trage den Namen **Theuth**. Dieser habe zuerst Zahl und Rechnung erfunden, und Meßkunst und Sternkunde, dann Brettspiel und Würfelspiel und schließlich auch die Buchstaben. König über das gesamte Ägypten war damals Thamus in der großen Stadt des oberen Landes, welche die Hellenen das ägyptische Theben, wie sie Königs-Gott **Ammon** nennen. Zu diesem kam Theuth und zeigte ihm seine Künste und sagte, man müsse sie auch den anderen Ägyptern mitteilen. Thamus aber fragte von jeder, welchen Nutzen sie brächte, und wie jener es erklärt, so lobte er und tadelte was ihm gut oder nicht gut erklärt schien. Thamus soll nun dem Theuth vieles für und gegen jede dieser Künste erklärt haben, was zu weitläufig zu erzählen wäre. Als aber zu den Buchstaben kam, sagte Theuth: »Diese Kunde, o König, wird die Ägypter weiser machen und ihr Gedächtnis erhöhen, denn zur Arznei für Gedächtnis. und Weisheit wurde sie erfunden.« Der aber erwiderte: »O kunstreicher

Theuth, ein anderer ist fähig, Werkzeuge der Kunst zu erzeugen, ein anderer wieder zu beurteilen, welches Los von Schaden und Nutz sie denen erteilen, die sie gebrauchen werden. Auch du sagtest jetzt als Vater der Buchstaben aus Zuneigung das Gegenteil dessen, was sie bewirken. Denn wer dies lernt, dem pflanzt es durch Vernachlässigung des Gedächtnisses Vergeßlichkeit in die Seele, weil er im Vertrauen auf die Schrift von außen her durch fremde Zeichen, nicht von innen her aus sich selbst die Erinnerung schöpft. Nicht also für das Gedächtnis, sondern für das Erinnern erfandest du ein Mittel. Von der Weisheit aber verleihst du deinen Schülern den Schein, nicht die Wahrheit. Denn wenn sie vieles von dir ohne Unterricht gehört haben, so dünken sie sich auch Vielwiser zu sein, da sie doch größtenteils Nichtwiser sind, und sie sind lästig im Umgang, da sie statt Weise Dünkelweise geworden sind.

Phaidros. Ach, Sokrates, leicht erdichtest du ägyptische oder andre fremdländische Erzählungen, wie es dir beliebt.

SOKRATES. Mein Freund, im Heiligtum des Zeus zu Dodona sagten die Menschen, die ersten Weissagungen seien von einer Eiche ausgegangen. Ihnen, weil sie keine Weisen waren, wie ihr Jünglinge heute, **genügte es in ihrer Einfalt, der Eiche und dem Stein zuzuhören, wenn sie nur die Wahrheit sagten**. Dir aber macht es vielleicht einen Unterschied, wer es sagt und aus welchem Land er kommt, denn du siehst nicht allein darauf, ob es sich so oder anders verhält.

Phaidros. Dein Tadel ist gerecht, und auch ich glaube, dass es so um die Buchstaben steht, wie der Thebaier sagt.

60. SOKRATES. Wer also glaubt, seine Kunst in Buchstaben zu hinterlassen, und wer sie wieder aufnimmt, ob etwas Klares und Festes aus Buchstaben zu gewinnen sei, der strotzte von Einfalt und kannte in Wirklichkeit nicht den Wahrspruch Ammons, da er sich einbildete, die geschriebenen Reden bedeuteten irgend etwas mehr, als den schon Wissenden an das zu erinnern, wovon das Geschriebene handelt.

Phaidros. Ganz richtig.

SOKRATES. Denn dies Bedenkliche, Phaidros, haftet doch an der Schrift, und darin gleicht sie in Wahrheit der Malerei. Auch deren Werke stehen doch da wie lebendige, wenn du sie aber etwas fragst, so schweigen sie stolz. Ebenso auch die geschriebenen Reden. Du könntest glauben, sie sprächen, als ob sie etwas verstünden, wenn du sie aber fragst, um das Gesagte zu begreifen, so zeigen sie immer nur ein und dasselbe an. Jede Rede aber, wenn sie nur einmal geschrieben, treibt sich allerorts umher, gleicherweise bei denen, sie verstehen, wie auch bei denen, für die sie nicht paßt, und sie selber weiß nicht, zu wem sie reden soll, wem nicht. Gekränkt aber und unrecht getadelt, bedarf sie immer der Hilfe des Vaters, denn selbst vermag sie sich weder zu wehren noch zu helfen.

Phaidros. Auch das ist von dir ganz richtig gesagt.

SOKRATES. Und weiter! Wollen wir nicht eine andere Rede betrachten, den echtgeborenen Bruder von dieser, in welcher Art sie entsteht und um wieviel sie durch Wesen besser und mächtiger ist als diese?

Phaidros. Welche meinst du, und wie soll sie entstehen?

SOKRATES. Jene, die mit Erkenntnis geschrieben wird in die Seele des Lernenden, die fähig ist, sich selbst zu verteidigen, die zu reden und zu schweigen weiß, gegen wen sie beides soll.

Phaidros. Du meinst die lebende und beseelte Rede des Wissenden, deren Abbild man mit Recht die geschriebene nennen kann.

61. SOKRATES. Die meine ich. Sage mir also dies: Ein Landmann, der Verstand hat, wird der den Samen, um den er Sorge trägt und von dem er Früchte ernten möchte, ernstlich in der Sommerhitze in ein **Adonisgärtchen** säen und sich freuen, wenn er sieht, in acht Tagen schön aufgegangen ist? Oder wird dies nur als Spiel und um der Festtage willen tun, wenn er es einmal tut? Den Samen aber, mit dem es ihm ernst ist, wird er nach den Regeln der Kunst des Landbaues aussäen, wohin es sich gehört, und froh sein, wenn das, was er säte, im achten Monat seine Bestimmung erfüllt.

Phaidros. Ja, Sokrates, so wird er dies im Ernste, jenes, wie du sagst, in ganz anderm Sinne tun.

SOKRATES. Wer aber Erkenntnis des Gerechten und Schönen und Guten hat – werden wir zugeben, dieser habe weniger Verstand für seinen Samen als der Landmann?

Phaidros. Ganz unmöglich.

SOKRATES. **Also nicht ernsthaft wird er ihn in schwarzem Wasser schreiben**, ihn durch das Schreibrohr aussäend mit Reden, die unfähig sind, sich selbst durch das Wort zu helfen, unfähig, das Wahre zulänglich zu lehren.

Phaidros. Nein, das ist unwahrscheinlich.

SOKRATES. Das also nicht. Sondern um des Spieles willen wird er die Gärten der Schrift, denke ich, besäen und beschreiben, wenn er schreibt, und sich damit selbst einen Schatz von Erinnerungen sammeln für die Zeit, **da er ins Alter des Vergessens gelangt**

, und auch für jeden, der mit ihm derselben Spur folgt, und er wird seine Freude daran haben, wenn er ihr zartes Wachstum betrachtet. Wenn andre aber mit andern Spielen sich unterhalten, indem sie auf Gastmahlen zechen und mit anderen Dingen verwandter Art, dann wird jener, wie ich denke, statt dessen mit diesen Spielen, von denen ich spreche, sein Leben führen.

Phaidros. Ein gar schönes Spiel, Sokrates, nennst du neben einem geringen: das Spiel dessen, der in Reden zu spielen vermag, indem er den Mythos erzählt von der Gerechtigkeit und worüber du sonst sprichst.

SOKRATES. Ja, lieber Phaidros, so ist es. Aber viel schöner, glaube ich, ist der Eifer um die gleichen Dinge, wenn jemand, dialektische Kunst anwendend, die geeignete Seele wählt und sie bepflanzt und besät mit Reden der Erkenntnis, die sich selber und dem Sämann zu helfen geschickt und nicht fruchtlos sind, sondern Samen tragen, aus dem sie immer von neuem in andern Seelen keimend ihn für ewig unsterblich zu machen geeignet sind und seinen Träger so glücklich machen, als es einem Menschen nur möglich ist.

Phaidros. Ja, ein noch weit Schöneres nennst du.

62. SOKRATES. Jetzt endlich, nachdem wir hierin übereinkamen, können wir auch jenes entscheiden.

Phaidros. Was meinst du?

SOKRATES. Das, bei dessen Betrachtung wir hierher gelangten: wie wir nämlich den Vorwurf prüften, gegen Lysias wegen der schriftlichen Abfassung Reden erhoben wurde, und über die Reden selber, ob sie mit Kunst oder kunstlos abgefaßt sind. Was kunstmäßig ist und was nicht, scheint mir jetzt schon angemessen erklärt zu sein.

Phaidros. So schien es. Aber erinnere mich doch noch einmal, wie?

SOKRATES. Bevor einer das Wahre der einzelnen Gegenstände, über die er spricht und schreibt, erkannt hat und fähig geworden ist, es als Ganzes zu bestimmen und, nachdem er es bestimmt hat, wieder in Arten bis zum Unteilbaren zu teilen versteht, und bevor er weiter in die Natur der Seele eben solche Sicht hat und für jede Natur die angemessene Art entdeckt, um danach die Rede einzusetzen und zu ordnen, indem er der bunten Seele bunte und klangreiche Reden, der einfachen aber einfache Reden bietet: eher wird er nicht imstande sein, mit Kunst, soweit es seiner Natur entspricht, das Geschlecht der Reden zu handhaben, weder um zu lehren noch um zu überreden, wie unsere ganze bisherige Rede kundgetan hat.

63. Phaidros. Ja, so etwa erschien es wohl überall.

SOKRATES. Aber über diese Frage, ob es schön oder schimpflich sei, Reden zu sprechen oder zu schreiben und in welchem Falle man mit Recht Vorwurf macht, in welchem nicht – hat nicht das eben Gesagte auch darüber etwas kundgetan?

Phaidros. Welches denn?

SOKRATES. Dies: wenn Lysias oder irgendein anderer persönlich und öffentlich geschrieben hat oder schreiben wird, um Gesetze vorzuschlagen, indem er eine staatliche Schrift verfaßte und sich einbildete, sie enthalte große Festigkeit und Klarheit, so ist das eine Schande für den Verfasser, mag es jemand aussprechen oder nicht. **Denn wer träumend und wachend unkundig ist des Gerechten und Ungerechten**, des Bösen und Gu-ten, der entrinnt wahrlich nicht der größten Schande, auch wenn der ganze Haufe es loben sollte.

Phaidros. Ja, so ist es.

SOKRATES. Wer aber glaubt, dass in jeder geschriebenen Rede notwendig vieles Spiel sein muss und dass niemals eine Rede in gebundener oder ungebundener Sprache, geschrieben oder gesprochen, wenn sie nach Rhapsodenart ohne Untersuchung oder Belehrung nur der Überredung halber vorgetragen wird, eines großen Eifers wert sei, sondern dass in Wirklichkeit die besten unter ihnen nur zur Erinnerung der schon Wissenden entstanden sind – wer vielmehr glaubt, dass in den belehrenden und um der Erkenntnis willen gesprochenen und in Wirklichkeit in die Seele geschriebenen Reden über das Gerechte und Schöne und Gute allein das Einleuchtende und Vollkommene und des Eifers Werte enthalten sei und dass solche Reden gleichsam seine echtgeborenen Söhne genannt werden müßten, zuerst das Wort in ihm selbst, wenn er es in sich entdeckt hat, und dann dessen **Sprößlinge und Brüder**, wenn einige von ihnen zugleich durch ihren Wert in andern Seelen keimen, während er um die übrigen sich nicht kümmert: dieser, Phaidros, wird vielleicht ein solcher Mann sein, wie ich und du beten würden, dass du und ich würdest.

Phaidros. Ja, auch ich wünsche es von Herzen und bete darum.

Schluß

64. SOKRATES. Damit sei es genug **unsers Spieles über die Reden!** Du aber **gehe und melde Lysias**, dass wir beide zum Quell der Nymphen und zum Musenheiligtum hinabgingen und Reden vernahmen, die uns Auftrag gaben, dem Lysias und jedem andern, der sonst Reden verfasst, dann dem Homer und wer sonst eine Dichtung ungebunden oder als Gesang dichtete, drittens auch dem Solon und wer sonst in Staats-Reden Schriften verfasst hat, die er Gesetze nennt, zu sagen: Wer dies verfaßte mit dem Wissen, wie sich das Wahre verhält, und ihm beizustehen imstande ist, indem er den Beweis des Geschriebenen unternimmt und dann so zu reden vermag, dass dagegen das Geschriebene als gering erscheint, der soll nicht nach einem von diesen Dingen seinen Namen tragen, sondern von jenen, denen sein Eifer galt.

Phaidros. Welchen Namen teilst du ihm also zu?

SOKRATES. Jemanden einen Weisen zu nennen, Phaidros, scheint mir etwas Großes zu sein und einem Gott allein zu gehören. Ihn aber einen Philosophen oder einem Freund der Weisheit zu nennen, das ,möchte wohl ihm selber besser passen und würde schicklicher sein.

Phaidros. Auch würde es dem Brauche nicht widersprechen.

SOKRATES. Wer dagegen nichts Wertvolleres hat, als was er nach dauerndem Hin- und Herwenden, bald zusammenleimend, bald wieder auflösend verfasst und geschrieben hat, nennst du den wohl nicht mit Recht einen Dichter oder Redenverfasser oder Gesetzesschreiber?

Phaidros. Nicht anders.

SOKRATES'. Das also berichte deinem Freunde! –

Phaidros. Wie aber du? Was wirst du denn tun? Wir dürfen doch auch deinen Freund nicht übergehen.

SOKRATES. Wen meinst du damit?

Phaidros. **Isokrates**, den Schönen. Was wirst du diesem melden, Sokrates? Was werden wir sagen, dass er sei?

SOKRATES. Isokrates ist noch jung, Phaidros. Was ich aber voraussehe, will ich von ihm sagen.

Phaidros. Was ist es ?

SOKRATES. Er scheint mir zu gut in seiner Natur, als dass man ihn an den Reden des Lysias bemessen könnte, auch von einer edleren Mischung des Gemütes, so dass es kein Wunder wäre, wenn er bei vorrückendem Alter den gleichen Reden, mit denen er sich jetzt befaßt, alle die sich je mit Reden abgegeben haben, wie die Kinder und noch weiter hinter sich ließe, ja noch mehr, dass, wenn ihm auch dies nicht genügte, ein göttlicher Drang zu etwas größerem führte. Denn ein Streben nach Weisheit, mein Freund, ist von Natur im Geiste dieses Mannes. Dies also will ich von den Göttern dieses Ortes, dem Isokrates als ,meinem Lieblinge melden, du aber melde jenes dem deinigen, dem Lysias.

Phaidros. Das soll geschehen. Aber laß uns gehen, da auch die Hitze gelinder geworden ist.

SOKRATES. Aber ziemt es nicht, zu diesen hier zu beten, ehe wir aufbrechen?

Phaidros. Du hast recht.

SOKRATES. O lieber **Pan** und alle ihr andern Götter an diesem Orte! Gebt mir schön zu werden im Innern und laßt, was ich außen besitze, dem Innern befreundet sein. Für reich möge ich den Weisen halten, und **die Art des Goldes** sei mir in Fülle, die weder bringen noch nehmen kann ein anderer als der Besonnene. Bedürfen wir noch etwas anderes, Phaidros? Denn für mich ist um das Angemessene gebetet.

Phaidros. Bete hierum für mich mit. **Denn Freunden ist das Gut gemeinsam.**

SOKRATES. So laß uns gehen.





7.4 Der Mythos von der Erfindung der Schrift (Phaidros 274e1-275b2)

7.4.1 Die Textstelle

7.4.2 Übersetzungen

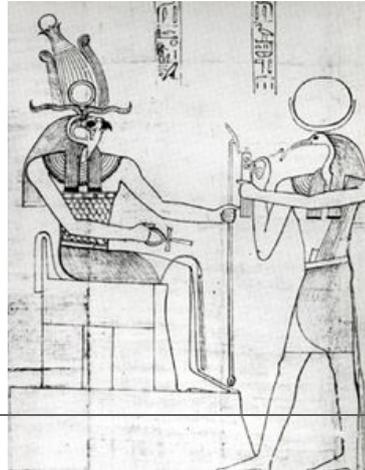
7.4.3 Thoth als Hermes / Thamus als Zeus

7.4.4 Schrift und Tod

7.4.5 Die hypoleptische Struktur

7.4.6 Deutungen

7.4.7 Literarisierte Oralität



Thoth mit seinem Schreibzeug (vgl. 5.1) vor dem Sonnengott Re-Harachte, der als Götterkönig thront. Aus dem Totenbuch der Prinzessin Nestanebteschra (11. Jh. v. Chr.). Pap. Brit. Mus. 10554 Col. 52, 21. Dyn, Theben.

7.4 Der Mythos von der Erfindung der Schrift

Der von Sokrates erzählte Mythos über die Erfindung der Schrift wirkt auf den ersten Blick leicht nachvollziehbar: Wer etwas aufschreibt, um es sich zu merken, übt sein Gedächtnis nicht und wird dadurch vergesslicher. Er verlässt sich auf "äußere Zeichen" anstatt sich "innerlich" zu erinnern (7.4.1).

Doch schon die unterschiedlichen Übersetzungen des Schlüsselsatzes zeigen, wie vieldeutig die Passage ist (7.4.2).

Eine nähere philologische Betrachtung zeigt, dass der angebliche ägyptische Mythos seine eigene Erfindung ist, die griechische Anschauungen auf die altehrwürdige ägyptische Tradition rückprojiziert: Sie sieht Thoth als Hermes (7.4.3).

Hermes aber ist nicht nur der Götterbote, sondern auch der Begleiter in die Unterwelt. Das heißt: Die Domäne von Thoth ist der Tod; die Schrift beginnt da, wo das Leben aufhört (7.4.4).

Im Unterschied zu Sokrates verwendet Platon das "tote" Medium – allerdings so, dass es seine eigene Mortifikationstendenz reflektiert und somit überwindet: durch den Intertextualitätstyp der "Hypolepse" (7.4.5).

Bis heute arbeiten sich die Medientheoretiker an den Paradoxien der Mythenstelle ab. Denn es sind Paradoxien, die mit jedem Medienwechsel erneut auftauchen und ihrer Lösung harren (7.4.6).

Das Frontispiz von Derridas *Postkarte* zeigt eine Abbildung aus dem 13. Jh., auf der Sokrates *schreibt* und Platon *spricht*. Es illustriert damit die kontrafaktische Wahrheit über das Verhältnis von neuen zu alten Medien (7.4.7).



7.4.2 Übersetzungen



Die unterschiedlichen Übersetzungen zeigen, wie uneindeutig die Stelle ist.

Wenn Sie auf "gruppiert" klicken, dann sehen Sie, dass die beiden Hauptgruppen der Übersetzungen sich diametral widersprechen:

- eine Gruppe übersetzt: "nicht für die Erinnerung, sondern für das Gedächtnis"
- die andere: "nicht für das Gedächtnis, sondern für die Erinnerung".

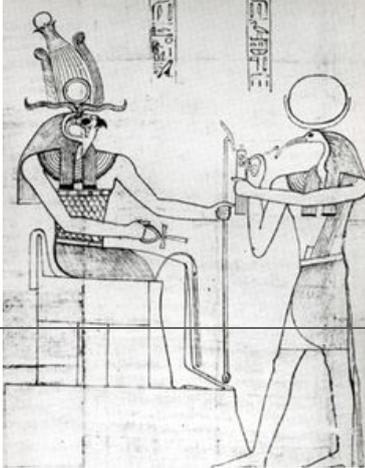
Das liegt daran, dass die Etymologie von "Erinnerung" und "Gedächtnis" offenbar im heutigen Sprachgebrauch verloren gegangen ist. Dabei wusste noch Hegel, dass "Erinnerung" von "Sich-Innerlich-Machen" bzw. "Sich-Inne-Werden" abgeleitet ist, "Gedächtnis" hingegen von "Denken", also einer den Dingen äußerlichen Operation.

Genau dies aber ist bei Platon mit der Unterscheidung von "endothen" (von innen) und "exothern" (von außen) gemeint.



7.4.3 Thoth als Hermes / Thamus als Zeus

Thoth-Hermes



Quellen: **Néret (1798)**, **Casson (1965)**

Thamus / Ammon-Zeus:



Thoth mit seinem Schreibzeug vor dem Sonnengott Re-Harachte, der als Gotterkönig thront. Aus dem Totenbuch der Prinzessin Nestanebteschra aus dem 11. Jh. v. Chr. (Pap. Brit. Mus. 10554 Col. 52, 21. **7.4.3** Dyn, Theben).
Quelle: **Assmann/Hardmeier (1983)**

Philologische Hinweise I

Die beiden in der Mythenstelle genannten Gesprächspartner, Thoth und Thamus, haben ihre **Entsprechungen in der griechischen Mythologie**. Thoth (bei Platon "Theuth") wurde von den Griechen **Hermes** genannt. In Thamus, dem ägyptischen Amus bzw. Ammon, erkannten die Griechen **Zeus** (vgl. **Herodot II 42,5**). Bereits seit 1000 v. Chr. galt der **Gott zugleich als irdischer König** von ganz Ägypten. Es gibt aber auch Querverbindungen zwischen Ammon und Hermes (vgl. **7.4.4**).



7.4.4 Schrift und Tod



Hermes als Begleiter ins Totenreich. Ölgefäß des Saboureff-Malers aus Athen (ca. 440 - 450 v. Chr.)



Ammon in der Gestalt eines Skarabäus.
Wandmalerei aus dem Grab des Tutanchamum
(1337 v. Ch.)

Quelle: Schuchardt u.a. (1990)

7.4.4 Schrift und Tod

Nach der griechischen Mythologie sind Ammon (Zeus) und Hermes nicht so leicht auseinanderzuhalten: *Beide* werden als Begleiter von Toten bei der Überfahrt auf der Totenbarke dargestellt.

Übertragen auf die Mythenstelle im *Phaidros* bedeutet dies: Sowohl der Schrifterfinder als auch der Schriftkritiker stehen mit dem Tod im Bund. Das ist plausibel, wenn man bedenkt, dass sowohl der Verzicht auf die Schrift den Tod durchs Vergessen bringt, wie auch die Verwendung der Schrift, da sie die lebendige Erinnerung mortifiziert.





7.4.5 Die mehrfach hypoleptische Struktur

"Der ausgebettete, 'situationsabstrakt' gewordene und sozusagen schutzlos jedem Missverständnis und jeder Ablehnung ausgelieferte Text bedarf eines neuen Rahmens, der diesen Verlust an situativer Determination kompensiert. [...] Im Falle der Literatur ist es der Text selbst, der dadurch an Selbständigkeit gewinnt, dass er seine eigenen situativen Rahmenbedingungen in sich aufnimmt und explizit macht." (Assmann 1992, S. 284 f.)

7.4.5 Die mehrfach hypoleptische Struktur

Das griechische Wort "**hypólepsis**" bedeutet "**Antwort**". Es fand ursprünglich Verwendung in **Rhapsodenwettkämpfen**, bei denen die Regel galt, dass ein Rhapsode in seiner Homer-Rezitation genau da weitermachen musste, wo ein anderer aufgehört hatte. In diesem Sinne wurde das Wort auch in der Rhetorik gebraucht.

Jan Assmann (1992) erweitert dieses Wort zum Terminus für einen bestimmten **Typ von Intertextualität**, der dadurch charakterisiert ist, dass ein Text sich auf seinen Vorläufertext bezieht und dabei die eigene Textualität als solche thematisiert. Eben dies ist nach Assmann typisch für die **frühen Texte der griechischen Antike**. Der Anlass hierfür ist darin zu sehen, dass die Ersetzung der oralen Überlieferung durch die literale die Erfahrung eines Mangels mit sich brachte. An die Stelle der **Unmittelbarkeit mündlicher Rede** tritt die **Anonymität schriftlicher Kommunikation**.

Ohne dass Assmann näher auf Platons Phaidros eingeht, können wir doch feststellen, dass sein Begriff der Hypolepse hier geradezu paradigmatisch zur Anwendung kommt: Schon die ausführliche Schilderung zu Beginn des Dialogs, wie Sokrates auf Phaidros trifft, die Schrift des Lysias bei ihm entdeckt und beide dann umständlich einen geeigneten Ort für die Lektüre suchen, rückt die situativen Rahmenbedingungen des Dialoginhalts ins Bewusstsein. **Insbesondere aber die verschachtelte Struktur der Mythenstelle, die die Erfindung der Schrift als Dialog im Dialog thematisiert**, und damit den Leser dafür sensibilisiert, dass er den Untersuchungsgegenstand nicht unmittelbar, sondern als verschriftlichten vor sich hat, **ist hypoleptischer Natur**.

Das für die antiken griechischen Schriftsteller charakteristische Verfahren der **Hypolepse wird in der Mythenstelle von Platon auf die Spitze getrieben**: Das Für und Wider der Schrift (literal) wird durch ein Gespräch (oral) relativiert, über das wiederum nur vom Hörensagen berichtet wird (oral!), was wiederum von Platon aufgeschrieben wurde (literal) und dadurch zu uns gelangt (literal!).



7.4.6 Rezeptionsgeschichte der Mythenstelle

Interaktive Timeline

FORSCHUNGEN ZUM ÜBERGANG VON DER ORALITÄT ZUR LITERALITÄT

Parry (1928)

Lord (1960)

Mc Luhan (1962)

Lévi-Strauss (1962)

Havelock (1963)

Goody/Watt (1963)

Ong (1967)

Derrida (1972)

Luhmann (1980)

Assmann (1992)

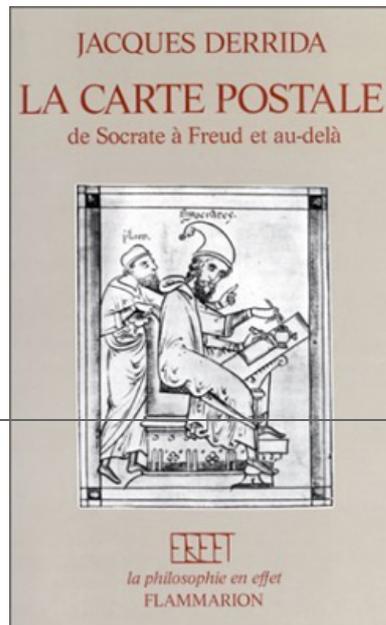
7.4.6 Rezeptionsgeschichte der Mythenstelle

Kaum eine Publikation, die auf den heutigen Übergang von der Buch- zur Computerkultur rekurriert, versäumt es, auf die Mythenstelle in Platons *Phaidros* zu sprechen zu kommen. Offensichtlich wird Platons Reflexion auf den **Wechsel von der Oralität zur Literalität für vergleichbar mit dem heutigen Medienwechsel** gehalten.

Die Positionen, die dabei eingenommen werden, sind äußerst verschieden. Allerdings ist kaum einer in der Lage zu erklären, warum Platon offenbar keinen Widerspruch darin sah, seine Schriftkritik schriftlich zu fixieren.



7.4.7 Literarisierte Oralität



7.4.7

Frontispiz der Prognostica Socratis basilei von Matthew Paris (13. Jh.).

Quelle: Bodleian Library Oxford, MS. Ashmole 304, fol. 31 v.

Illustratur die Namen vertauscht?

Just diese Frage stellt sich der französische Philosoph **Jacques Derrida** in seinem Buch *Die Postkarte* (1980). Auf komplizierten, aber einleuchtenden Denkwegen kommt er zu dem Ergebnis, dass die Abbildung durchaus stimmig ist. Ausführlich ist Derridas Argumentation nachzulesen in seiner Schrift ***Platons Pharmazie (1972)***.

Literarisierte Oralität

Die Abbildung aus einem Wahrsagebuch des Mittelalters ist merkwürdig: **Sokrates**, der bekanntlich nie geschrieben hat, sitzt hier am Schreibpult, während Platon, der ja eigentlich die Lehren seines Meisters aufschrieb, **diktierend hinter ihm steht**. Hat der



8.0 Übersicht

8.1 Römische Antike: Kodifizierungen

8.2 Frühes Mittelalter: Monastische Verschriftung

8.3 Hochmittelalter: Scholastische Verschriftlichung

8.0 Übersicht

Mit der Christianisierung in der **Römischen Spätantike** geht eine Zensur des antiken, nun als "heidnisch" diskreditierten Schriftguts einher. Es entsteht ein Kanon von Schriften, der im doppelten Wortsinn "**kodifiziert**" ist: vereinheitlicht und in Buchform gebracht (**8.1**).

Im **frühen Mittelalter** ist die Schriftproduktion fast ausschließlich eine Angelegenheit der Klöster. Denn das Augenmerk richtet sich auf die "Heilige Schrift". Diese wird immer wieder abgeschrieben, um zum Zweck der frommen Erbauung gepredigt, vorgelesen oder murmelnd nachgesprochen – also mündlich übermittelt – zu werden. Es handelt sich also noch nicht um eine "Verschriftlichung" im Sinne einer Ausbildung genuin schrifttypischer Merkmale, sondern lediglich um eine "**Verschriftung**" des Gottesworts. Zu diesem verhält sich die Lektüre wie eine Aufführung zu einer Partitur. **Ivan Illich (1990)** bezeichnet sie als "**monastisches Lesen**" (**8.2**).

Erst im **Hochmittelalter** findet der **Übergang** von der Verschriftung **zur Verschriftlichung** statt (vgl. **Stein 2006**, S. 159 ff.). Die sich nun ausbildende Scholastik sieht die "Heilige Schrift" nicht mehr vorrangig als Partitur zum frommen Nachsprechen des Gottesworts, sondern als schriftbildliches Layout zum Studium seiner Gehalte. Dem entspricht ein anderer, nämlich still kontemplierender, Lektüretyp: das "**scholastische Lesen**" (**Illich 1990**, ebd.). Unterstützt wird es durch visuelle Textmerkmale wie Gliederungen, Rubrizierungen und Register (**8.3**).



8.1 Römische Antike: Kodifizierungen

8.1.1 Römische Schriftvarianten

8.1.2 Der Codex Iustinianus

8.1.3 Vom Papyrus zum Pergament

8.1.4 Von der Rolle zum Buch

8.1 Römische Antike: Kodifizierungen

In der Römischen Antike und Spätantike vollziehen sich "**Kodifizierungen**" in einem dreifachen Wortsinn:

1. Während die Schrifteinführung in Griechenland vor allem die Philosophie beflügelte, nutzten die **Römer** das mit geringen Abwandlungen von den Griechen übernommene **Alphabet** ([8.1.1](#)) insbesondere für **politische** Zwecke: Gesetzestexte, Kriegsberichte, Manuskripte für Gerichtsreden und Lehrbücher für die anwaltliche Rhetorik. Kodifizierung in diesem Sinne bedeutet "**Normierung**" – was sich auch an den statuarischen Römischen Schriftvarianten ablesen lässt (8.1.2).
2. Die **Christianisierung** des Römischen Reichs ab dem 4. Jh. ging einher mit einer Unterdrückung nicht-christlicher ("paganer") oder von der Orthodoxie abweichender ("häretischer") Lehren. **Kaiser Justinian I.** (um 482–565) sorgte im Jahre 529 für die Schließung der platonischen Akademie, ließ heidnische Bücher verbrennen und stellte Rechtsvorschriften zusammen, die der neuen christlichen Ordnung Stabilität geben sollten: den **Corpus Iuris Civilis**. Kodifizierung in diesem Sinne heißt "**systematische Zusammenfassung geltenden Rechts**". ([8.1.3](#))
3. In derselben Zeit vollzog sich auch ein **Wandel der Schrifträger**: Statt auf Papyrus wurde zunehmend auf Pergament geschrieben ([8.1.4](#)), und in der Handhabung löste das **Buch** – dem statuarischen Charakter der neuen Ordnung gemäß – die Schriftrolle ab ([8.1.5](#)). Kodifizierung in diesem Sinne heißt "Buchwerdung"; denn "Codex" (vom lat. Wort für "Baumstamm") nannten die Römer buchartig zusammengeheftete Holzplatten.



8.1.1 Römische Schriftvarianten

Archaisches Latein: Lapis Niger (um 600 v. Chr.) – Quelle: www.codex99.com/typography/15.html

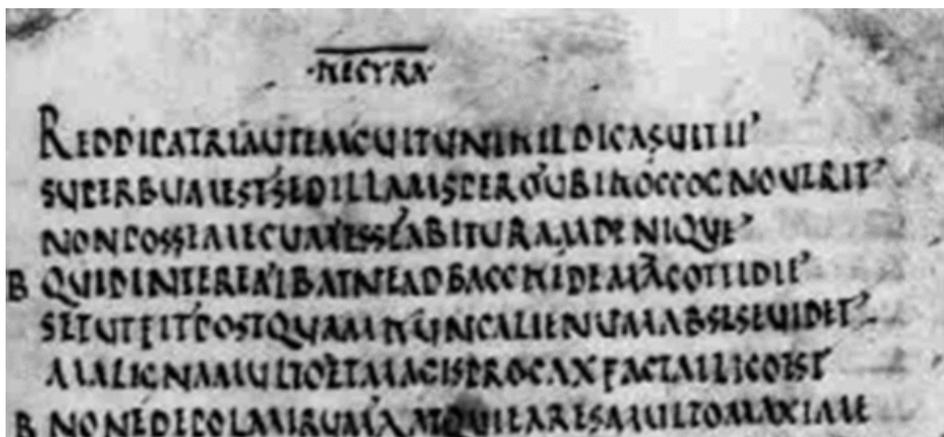
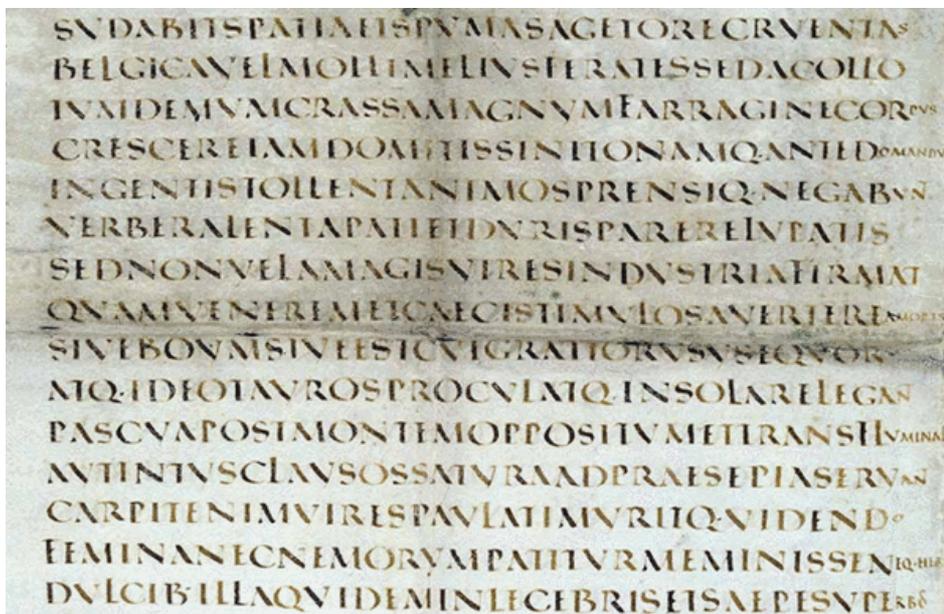
Archaisches lateinisches Alphabet	
Alt-italische Form	
Klassische Form	

Quelle: Wikipedia



Klassisches Latein: Inschrift der Traianssäule (2. Jh. n. Chr.) – 'Capitalis monumentalis' – Quelle: Wikipedia

Capitalis quadrata: Vergilius Augusteus (4. Jh.) – Quelle: www.typolexikon.de



Capitalis rustica: Komödien des Terenz (4./5. Jh.) – Quelle: www.hist-hh.uni-bamberg.de

8.1.1 Römische Schriftvarianten

Das lateinische Alphabet entwickelte sich aus dem **etruskischen**, das seinerseits dem **westgriechischen** Alphabet (auf einer Stufe, die der phönikischen Schrift noch nahe stand) entlehnt ist.

Zu den frühesten erhaltenen Zeugnissen lateinischer Schrift gehören der **Lapis Niger** (um 600 v. Chr., Abb. 1a) und die Duenos-Inschrift (erste Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr.). Diese archaischen lateinischen Alphabete bestanden aus **21 Buchstaben** (s. Abb. 1b). Die Schriftzeichen entsprechen hier noch (mit Ausnahme des Buchstabens B) den **altsemitischen Urformen**.

Später wurde das lateinische Alphabet unter Hinzunahme der griechischen Zeichen für Y(psilon) und Z(eta) auf **23 Buchstaben erweitert**. Da diese Schrift insbesondere auf Monumenten auftauchte (Beispiel: Abb. 2) und nur in Großbuchstaben (**Majuskeln**) verwendet wurde, nennt man sie auch "**Capitalis monumentalis**".

Die **Buchschriften** der römischen Antike verwenden ebenfalls nur Großbuchstaben (sog. **Majuskeln**): Die **Capitalis quadrata**, die sehr eng an die Capitalis monumentalis angelehnt ist, sowie die **Capitalis rustica**, die schmäler ist und mehr Ligaturen aufweist.



8.1.2 Der Codex Iustinianus



8.1.2 Der Codex Iustinianus

Iustinian I.
 (um 482–565) war römischer Kaiser in

Iustinian I. (um 482–565). Mosaik in der Basilika San Vitale, Ravenna (6. Jh.).
 Quelle: [Wikipedia](#)

Übergabe des Codex an den Kaiser. Miniatur aus dem 15. Jh.
 Quelle: www.ubs.sbg.ac.at

Konstantinopel. Er führte nicht nur Krieg gegen die Germanisierung des weströmischen Reiches, sondern auch gegen die letzten Nichtchristen. Im Zuge einer aggressiven **Christianisierung** ließ er **529 die Platonische Akademie schließen**, verfolgte pagane (heidnische) Wissenschaftler und ließ ihre Bücher öffentlich verbrennen.

Sein Kaisertum sah er als unmittelbar von Gott gegebenes Amt und nutzte entsprechend die christliche Religion für seine Machtstellung aus. Mit diesen Bestrebungen ging eine dramatische Veränderung der Schriftgeschichte einher. Die **Verdrängung des antiken Bilderreichtums und der Übergang von der Schriftrolle zum Buch („Kodex“)** werden durch ihn maßgeblich vorgebracht. Der wichtigste Kodex seiner Regierungszeit ist der **Corpus Iuris Civilis**, eine Zusammenfassung von Rechtsvorschriften.



8.1.3 Vom Papyrus zum Pergament



Unten links: Herakles-Papyrus (3. Jh.) – Quelle: [wikipedia](#)

Unten rechts: Ausschnitt aus den Quedlinburger Itala-Fragmenten (4./5. Jh.) – Quelle: [wikipedia](#)

Eckart Sackmann (2006) hierzu: "Das separierende Prinzip mit der Unterteilung in voneinander abgegrenzte Panels ist das des modernen Comic."

8.1.3 Vom Papyrus zum Pergament

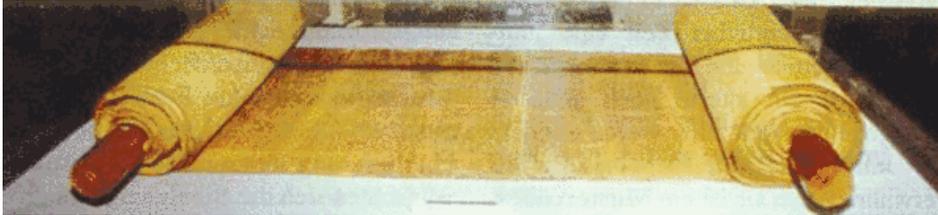
Seit dem 3./4. Jh. wurde **Papyrus** – klimabedingt – durch **Pergament** ("Papier aus Pergamon") ersetzt. Pergament besteht aus ungegerbter Tierhaut. Der Materialwechsel ist für die Textgestaltung von Bedeutung, weil das Einzelblatt die fortlaufende Rolle ablöste, was eine andere Art der Flächennutzung nach sich zog.

Wie das Beispiel – ein Ausschnitt aus den Quedlinburger Itala-Fragmenten, eines der frühesten Beispiele christlicher Buchmalerei – zeigt, werden nun im Unterschied zu den früheren Schriftrollen **Bild und Schrift deutlicher getrennt**. Die Abbildungen (**Miniaturen** – von) wurden nun in einen Rahmen gefaßt, womit sie die Überlieferung der antiken Wandmalerei fortsetzten.

Bei der Schrift handelt es sich um eine sogenannte Unziale (von uncial: zollang), eine **Majuskelschrift**.



8.1.4 Von der Rolle zum Buch



Oben: Qumran-Rolle (Pergament, 2. Jh. v. Chr.).
Unten links: Römischer Kodex (Wachs auf Holz).
Mitte: Rupertsberger Riesenkodex (12. Jh. v. Chr.).
Video: [youtube](#)

8.1.4 Von der Rolle zum Buch

Der **Kodex** ist die übliche Buchform im Mittelalter. Der praktische Pergamentcodex wurde zunächst im 1. Jh. n. Chr. für Bücher kleinen Formats verwendet (Geschenke, Reisebücher, Rechnungs- u. Schulbücher). Schon der Dichter Martial (43-104 n. Chr.) staunte, dass sich selbst die längsten Werke in ein derart kleines Format bringen ließen. Die Kodices, schrieb er, verstopften nicht die Bibliotheken, seien für Reisen geeignet und könnten in einer Hand gehalten werden.

Der mittelalterliche Kodex besaß – ebenso wie die Schriftrollen – kein Titelblatt; der Text begann mit einer Einleitungsformel, in der aber niemals der Verfasser genannt wurde. Dieser Anfang wurde durch rote Farbe oder Großbuchstaben kenntlich gemacht. Die Angaben über Titel und Autor wurden an den Schluss des Werkes gesetzt und mit dem Wort *explicit* (von lat. "explicare" = abwickeln, aufrollen – bezogen auf das Ende der Schriftrolle) eingeleitet. Umgekehrt bezeichnet die Formel *incipit* den Anfang einer Manuskriptrolle.

Im Mittelalter enden die Texte oft abrupt, nur mit den Worten *finis operis* oder *explicit liber*. Ausführlichere Unterschriften finden sich im 14. und 15. Jh., wo die Kopisten ihre Fähigkeiten rühmten, um eine Belohnung für die aufgewendete Mühe bitten und den Segen Gottes für sich selbst und ihre Leser erflehten.

Sowohl auf Papyrus als auch auf Pergament bestimmte der Kopist das Verhältnis zwischen Schrift und Rändern, das von der Breite und Höhe des Kodex abhängig war (meist im Verhältnis 4:5). Er führte diese Arbeit mit Messer und Winkelmaß aus (s. Abb. links). Um die Regelmäßigkeit der Schrift und die Harmonie der Seitenaufteilung zu gewährleisten, ritzte man horizontale Linien in das Pergament und markierte die Ränder mit zwei senkrechten Strichen (und zwar mit einem Metallstift, der ab der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts aus Blei war). Ende des 12. Jahrhunderts begann man schwarze, später farbige Tinte für die Zeilen zu benutzen.

"Mit der Ersetzung des Papyrus durch das Pergament und der Schriftrolle durch den Kodex sind Veränderungen in der Schriftgestaltung, der Buchillustration und -einbände sowie letztlich im praktischen Umgang mit Büchern (Leseweise, Aufbewahrung, wissenschaftliche Arbeit usw.) verbunden, die den Übergang von der antiken zur mittelalterlichen Schriftkultur bezeichnen. Es gibt Forscher, die den Schrifträgerwechsel und seine Folgen eine 'Buchrevolution' nennen und ihn in seinen Auswirkungen sogar mit der Einführung der Drucktechnik verglichen haben. Diese Einschätzung ist überspitzt, auch wenn unverkennbar ist, dass mit dem Wechsel markante Änderungen begannen. Das Entscheidende liegt nicht im technischen Wandel, sondern in der Einstellung zum Geschriebenen."
([Stein 2006](#), S. 94)

Die Umstellung, die das für die Leser bedeutete, ist nicht gering gewesen, wie das Video ironisch verdeutlicht.



8.2 Frühes Mittelalter: Monastische Verschriftung

8.2.1 Klösterliche Skriptorien

8.2.2 Monastisches Schreiben und Lesen

8.2.3 Wandel der Bildfunktion

8.2.4 Wandel der Initiale

8.2.5 Die karolingische Reform

8.2 Frühes Mittelalter: Monastische Verschriftung

Mit der **Christianisierung** des weströmischen Reichs um 500, die den Beginn des Mittelalters markiert, verlagert sich der Fokus des Schriftgebrauchs auf religiöse Themen. Die fast ausschließlichen Produktionsstätten von Manuskripten (von lat. manus = die Hand und skriptum = die Schrift) waren nun die **Klöster**.

Das **monastische Lesen**, das bis etwa zum 11. Jahrhundert vorherrschte, war ein Lesen in Gemeinschaft, bei dem der Text leise murmelnd mitgesprochen wurde. Stilles Lesen, so wie wir es kennen, gab es zwar schon seit der Antike, galt aber als ungewöhnlich.

Wie untypisch das leise Lesen war: vgl. **Augustinus über Ambrosius** (Buch 6, Kap. 3). vgl. **Illich**: Erstaunen darüber, dass jemand lesen kann, ohne die Lippen zu bewegen...

Die Klosterhandschriften sind also noch keine "**Verschriftlichungen**" in dem Sinne, dass sich spezifische Schriftmerkmale herausbilden, sondern lediglich "**Verschriftungen**" im Sinne von Partituren, die sich an den Merkmalen der Mündlichkeit orientieren.

Durch das Mitsprechen des Textes im Kreis der Klosterbrüder entstand das Erlebnis gemeinschaftlicher Andacht.

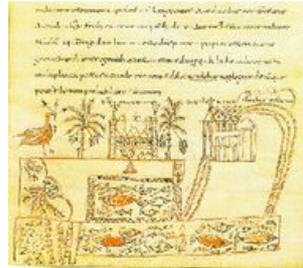
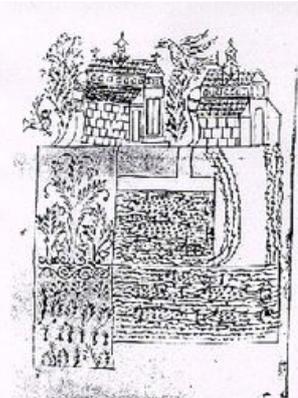
Die Abb. zeigt den bedeutendsten Lese-Lehrer des Mittelalters, Hugo von St. Viktor, der diese Praxis in seinem ***Didascalicon de studio legendi*** reflektierte und den Übergang zu einer anderen Art des Lesens empfahl: dem Studium der Heiligen Schrift in der Einsamkeit der Klosterzelle.



8.2.1 Klösterliche Skriptorien



Das von Benedikt von Nursia im Jahre 529 auf dem Monte Cassino gegründete erste Benediktiner-Kloster.



Regula Benedicti, die im Gründungsjahr 529 durch Benedikt von Nursia niedergelegten Ordensregeln.

8.2.1 Skriptorium und Klosterbibliothek

Im Jahre 529 gründete Benedikt von Nursia auf dem Monte Cassino das erste Benediktiner-Kloster. Im gleichen Jahr schloss die Platonische Akademie für immer ihre Pforten. Beides war für den Wandel, die Abkehr vom antiken Geist, bezeichnend. "Zum klassischen Bildungsideal gehörte die Muße, Wissenschaft als Lust des Denkens. Für Benedikt hingegen war die **lectio**, die Lesung im Kreis der Klosterbrüder, gleichbedeutend mit weltflüchtiger Meditation, eine Übung in Frömmigkeit. ... Vom Bücherkopieren und von der Bewahrung der Literatur ist in seinen *Regula Benedicti*, den im Gründungsjahr 529 niedergelegten Ordensregeln, nicht die Rede, ... Schreibstube und Bibliothek erhielt das Kloster Monte Cassino, ohne dass dies zunächst von Benedikt vorgesehen war.



8.2.2 Monastisches Schreiben und Lesen

Mittelalterliches Skriptorium (Abb. aus dem 14. Jh.) – Quelle: <https://medievalfragments.wordpress.com>

Arbeitsteilung

- *Scriptores*: Schreiber
- *Rubricatores* (von lat. rubricare = rotfärben):
Rotschreiber der Kapitelanfänge ("Rubriken")
- *Miniatores* (von lat. minium = "Mennige", rotes Blei)
bzw. *Illuminatores* (von lat. illuminare = zum Leuchten bringen):
Buchmaler, Vergolder

#vgl. www.zaehringerloewe.de/der-scriptor/der-scriptor-die-tinte.html

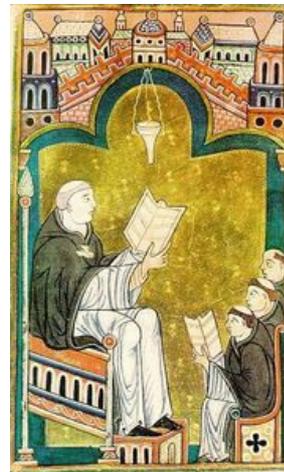


Abb. rechts: Hugo von St. Victor (1097–1141)

Quelle: www.sankt-georgen.de/hugo/grafiken/Hugobild.JPG

8.2.2 Monastisches Schreiben und Lesen

Kopieren und Illustrieren gehört zu den bedeutendsten Kulturleistungen der Klöster. **Bibliotheken** und **Schreibstuben** wurden von den meisten Benediktinerklöstern nach dem Vorbild Cassiodors eingerichtet. Dabei wurde bei den Benediktinern gemeinsam in großen Arbeitsräumen geschrieben, bei den Zisterziensern und Kartäusern dagegen in kleineren Zellen.

Man unterschied **Buchmaler** (miniatores), **Schreiber** (scriptores) und **Rubrikatoren**, welche Kapitel und Abschnitte durch Überschriften in roter Farbe (rubrum = rot) markierten.

Der Begriff "**Miniatur**" kommt nicht von diminuere = verkleinern, sondern von minium = Mennige (Bleiroth); aus diesem Pigment wurde im frühen Mittelalter die Farbe für Kapitelüberschriften, Randleisten und Initialen hergestellt. Erst im 17. Jh. erhielt die Miniatur den uns geläufigen Sinn.

Geschrieben wurde mit Rohrfedern (Calamus), danach mit Vogelfedern, besonders Gänsekielen.

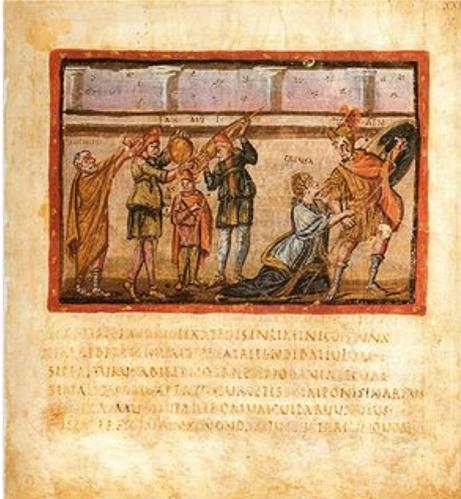
Randlinien wurden mit **Lineal** (regula) und **Falzbein** bzw. **Falzblei** (plumbum) gezogen, wobei eine geritzte Vertiefung auch auf der Rückseite zu sehen war, so dass Schriftzeilen sich decken konnten.

Charakteristisch für den frühmittelalterlichen Schriftgebrauch war das **Lesen in Gemeinschaft**, wobei der Text vernehmlich gesprochen oder leise gemurmelt wurde.

Dies änderte sich ab dem 12. Jh., vor allem unter dem Einfluß der **Leseanweisungen Hugos von St. Victor** (vgl. **8.3.4**).



8.2.3 Wandel der Bildfunktion



Vergilius Vaticanus (um 400)



Ornithiaka des Dionysios (vor 512)



Wiener Genesis (6. Jh.): Geschichte Jakobs (1. Mose 32)



Codex purpureus Rossanensis (6. Jh.)

8.2.4 Wandel der Bildfunktion

Mit der Christianisierung geht ein allmählicher **Wandel der Bildfunktion** einher: **von der antiken Naturnachahmung zur frühmittelalterlichen Entsinnlichung.**

In der **römischen Spätantike** überwiegen zunächst noch **realistische Bilder**, die das irdische Leben in detailreicher Ausschmückung darstellen: Der um 400 entstandene **Vergilius Vaticanus** (Abb. oben links), eine illustrierte Sammlung der Texte Vergils, zeigt lebensnahe Figuren mit individuellen Zügen und verstärkt die Bildwirkung durch Umrahmung der Szenen. Und die **Ornithiaka des Dionysios** (oben rechts), ein Lehrgedicht über die Vögel, das vor 512 im sog. *Wiener Dioscurides* erschien, lässt große Liebe zum Detail und naturalistische Ambitionen erkennen.

Auch die Bücher christlichen Inhalts übernehmen zunächst diesen lebensnahen Bildcharakter: So zeichnet sich der *Codex purpureus Rossanensis* aus dem 6. Jh. (unten links) ebenfalls noch durch aufwendige Detailzeichnung und Farbgebung aus.

Gegen diesen Darstellungstyp wendet sich jedoch bald die **christliche Bildkritik**.

Schon der Kirchenvater *Hieronymus* (347–420), der Verfasser der ersten lateinischen Bibelübersetzung ("Vulgata"), polemisierte: "Man färbt das Pergament mit Purpur, schreibt Lettern mit Gold und schmückt die Bücher mit Edelsteinen, während Christus nackt vor euren Türen steht und stirbt." (nach [Janzin/Güntner 1995](#), S. 52)

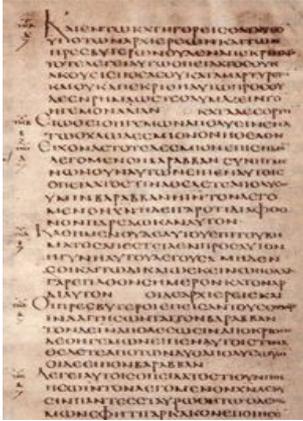
Eine **Abkehr von der antiken Darstellungsform** im Sinne des Hieronymus vollzieht die *Wiener Genesis* aus dem 6. Jh., eine Bildfolge im "kontinuierenden Stil" (d.h. ein Bild enthält mehrere Szenen): Die Personendarstellung erscheint nun eher stilisiert, statisch und flächig; der Realismus wird zurückgenommen zugunsten einer Schematisierung, die die **Aufmerksamkeit vom äußeren Erscheinungsbild weg- und zum geistigen Sinn hinwendet.**

Kaiser Leo III. (717–741) schloss die Hochschule von Konstantinopel und **verbot 726 die Bilderverehrung**. Diese Phase des **Ikongoklasmus** dauerte bis 842.



8.2.4 Wandel der Initiale

Zum Vergrößern auf die Bilder klicken.



Codex Alexandrinus, BvB S. 45 (6. Jh.)



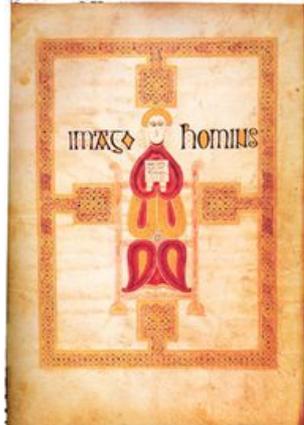
Book of Durrow aus dem späten 7. Jh., HuM54 EvangelienHS (spätes 7. Jh.)



Book of Kells, HuM62/BvB55 (spätes 8. Jh.)



Evangeliar von Lindisfarne HuM55 (Ende 7. Jh.)



Echternacher Evangeliar HuM57 (Ende 7. Jh.)

8.2.4 Wandel der Initiale

In der **Antike** hatte die Initiale ausschließlich praktische Gründe; sie war Merkzeichen, um den **Anfang oder den Abschnitt eines Textes zu markieren** und wurde aus der Schriftkolumne **herausgerückt** – wie in diesem Beispiel aus dem **Codex Alexandrinus** (Abb. oben links).

Ab dem **6. Jh.** gewinnt die **Initiale** in dem Maße an Geltung und Ausdruck, in dem die **Miniatur flächenhafter** wird, an körperlicher Plastizität verliert.

Im 7. Jh. entstehen **merowingische Codices** mit floralen und abstrakten **Ornamenten**, Arkaden aus Ranken und Blattschlingwerk, Zierleisten aus Flecht- und Bandmustern. **Die Initialen treten als Bildelemente in den Vordergrund**; sie werden in den Text eingerückt. Vorreiter hierfür sind die irischen Schreibschulen – z.B. das *Book of Durrow* aus dem späten 7. Jh. (Abb. oben Mitte) oder das *Book of Kells* aus dem späten 8. Jh. (Abb. oben rechts), wo die Initiale die ganze Seite einnimmt. **Das Wort ist selbst zum Bild geworden.**

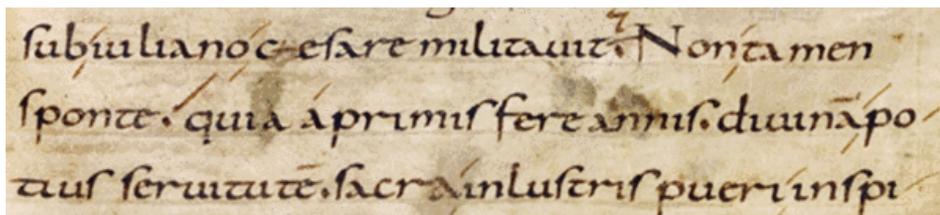
Weniger einheitlich die angelsächsische Buchmalerei: Bsp. *Codex Amiatinus*; Evangeliar von Lindisfarne HuM55 (Ende 7. Jahrhundert; weniger flächig-ornamental, eher antike Vorbilder; Abb. unten links); angelsächsische Prägung auch beim Echternacher Evangeliar HuM57 (Ende 7. Jh., Abb. unten rechts).



8.2.5 Die karolingische Reform



Alkuin-Bibel (825/830)



Karolingische Minuskel – Quelle: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/70/Caroline_2.jpg

8.2.5 Die karolingische Reform

Mit dem Ende der Völkerwanderung zerfällt das Römische Reich. Dies brachte eine **Schwächung des Lateinischen** mit sich, auch wenn es überregionales Verständigungsmittel blieb. Es kommt zu einer Koexistenz diverser Regionalschriften. Dieser Hintergrund motiviert die **"karolingische Reform"**, benannt nach Karl dem Großen (768-814), der 800 das erste Kaiserreich in Europa begründete.

Karl benötigte eine gut ausgebildete und verlässliche Führungsschicht. Deshalb sorgte er für einen verbesserten Gebrauch der lateinischen Sprache und eine **Vereinheitlichung der Schrift**. Der angelsächsische Abt Alkuin (Alchwine, um 735-804) leitete die Schriftreform ein. Im Scriptorium von Tours entstanden neben 40 Bibeln bzw. **Bibelteilen** Mitte des 9. Jh. auch Bücher zur **Grammatik, zur Geschichte und Philosophie**. Auch eine **Grammatik des Deutschen** war von Karl geplant. Damit wollte er seine Sprache zum Träger einer einheitlichen Laienkultur machen, die **Staatsverfassung und Recht, Geschäftsverkehr und Gesellschaftsformen** neu ordnete. (So gehen z.B. die Namen der Himmelsrichtungen auf ihn zurück). Im Zentrum und im Osten des Reiches wurde Deutsch (theodisce) **die Volks- und Verwaltungssprache**, im Unterschied zur **amtlichen Kirchensprache**, dem latine.

Von den germanischen Heldenliedern, die er aus der Mündlichkeit in die Schriftlichkeit übertragen wollte, ist nur das Hildebrandtlied überliefert (vgl. "Typo im Wandel")

Bis in das **Schriftbild und die Typographie** wirkt sich die karolingische Reform aus. So ist die **karolingische Minuskel** (Bsp. BvB57) nach ihr benannt: eine aus der Halbunziale abgeleitete, **klar lesbare, regelmäßige Schrift aus Kleinbuchstaben, mit deutlichen Worttrennungen und wenigen Ligaturen**. Sie findet auch in die Kanzleien Eingang und hebt damit die **Trennung von Buchschrift und Gebrauchsschrift** auf. Sie steht am Beginn der modernen Schriftentwicklung und bleibt über vier Jahrhunderte lang in Gebrauch.

Das Abbildungsbeispiel aus der Alkuin-Bibel (825/830) enthält eine verzierte römische Majuskel als Initiale, die Capitalis quadrata/rustica für den Seitentitel, Unzialschrift für die Eingangszeilen und die karolingische Minuskel für den Haupttext.



8.3 Hochmittelalter: Scholastische Verschriftlichung

8.3.1 Buchmalerei

8.3.2 Bilderstreit

8.3.3 Herstellung und Aufbewahrung von Büchern

8.3.4 Scholastisches Lesen

8.3.5 Bibelübersetzungen

8.3.6 Verweltlichung

8.3 Hochmittelalter: Scholastische Verschriftlichung

Das scholastische Lesen wurde insbesondere durch den **Didascalion des Hugo von St. Victor** (1096–1141) befördert, der die stille "**ars legendi**" lehrte, bei der sich der Leser in seine Zelle zurückzog.

Mit diesem Wechsel der Lesehaltung gehen **Veränderungen des Schriftbilds** einher, das nun nicht mehr als "Partitur für fromme Murmurer" (**Illich 1990**), sondern als **Layout für scholastische Zwecke der Wissensorganisation** diente (vgl. **Lektion 9**).

Auch in formaler Hinsicht unterscheiden sich die Manuskriptkulturen. Dies betrifft zum einen das **Verhältnis von Literalität und Oralität**. Die mündliche Überlieferung war ja keineswegs mit der Schrifteinführung beendet, sondern blieb lange die dominante Kommunikations- und Ausdrucksform. Auch den Texten selbst ist anzumerken, dass sie weitgehend mündlichen Sprachmustern folgt – es handelt sich um "**Verschriftungen**" **gesprochener Sprache**, die für das Vorlesen, also wiederum für Sprecher, gedacht waren. Erst in der Scholastik kommt es zu "**Verschriftlichungen**" in dem Sinne, dass sich textspezifische Merkmale herausbilden.

"Verschriftung": Gilt für alle Manuskriptkulturen bis zu dem Zeitpunkt, wo sich das Schriftbild vom reinen Vorlesetext entfernt. Bis zur Scholastik waren die Texte zum Vorlesen bzw. laut lesen bestimmt.

"Verschriftlichung": In dem Moment, wo das Layout sich verselbstständigt und nicht mehr nur orale, sondern visuelle Botschaften enthält: Rubriken, Indizes, Register, Inhaltsverzeichnis etc.

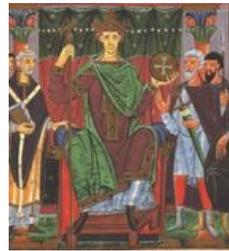


8.3.1 Buchmalerei

Zum Vergrößern auf die Bilder klicken.



Perikopenbuch Heinrich II. (10. Jh.)



Evangeliar Otto III. (10. Jh.)



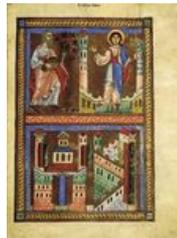
Evangeliar Heinrich des Löwen (1175)



Moralia in Job (12. Jh.)



Landgrafenspalter (1213)



Admonter Riesenbibel (1140)



Codex Gigas (1200-1225)



Hortus Deliciarum (1159-1175)

8.3.1 Buchmalerei

Beispiele ottonischer Buchmalerei (10. Jh.):

- **Perikopenbuch Heinrich II.** (Perikope = zur gottesdienstlichen Lesung bestimmter Teil aus den Evangelien des NT)

- **Evangeliar Ottos III.** (Nuancierte Farbabstimmung der Streifenhintergründe; extremer Gestus der Figuren)

Ab der Mitte des 11. Jh. verliert die Buchmalerei an Bedeutung, erst im letzten Drittel des 12. Jh. erlebt sie einen Aufschwung (**Evangeliar Heinrich des Löwen**, 1175; BvB68-69).

Zeugnisse der Folgezeit lassen Konzentration auf die Initialmalerei erkennen, bei der verstärkt Figuren dargestellt werden: Die Initiale dient hier nicht nur dem Schmuck, sondern sie besitzt einen eigenen Bildsinn. Sie wird zur Aktionsbühne, auf der die im Text geschilderten Begebenheiten wiederkehren (Bsp **Moralia in Job**, 12. Jh.; BvB65 und HuM88)

Verschlüsseltere, weniger erzählerische Initialen finden sich im **Landgrafenspalter** (1213 und 1215) BvB66, einem der Meisterwerke des sog. Zackenstils (Buchstaben werden durch Flechtwerk aus bunten Bändern gebildet).

Im 12. Jh. zielte die Ambition auf die Bebilderung der gesamten Bibel, was das Aufkommen besonders großformatiger Bibelhandschriften begünstigte, z.B.

- **Admonter Riesenbibel** (1140, Steiermark, vollbebildert)

- **Codex Gigas** (zw, 1200 und 1225; Stockholm; größte HS der Welt)

Die im 12. und 13. Jh. entstandenen Bücher dienten der Repräsentation. Des Weiteren wurden in der Romanik erstmals weltliche Dichtungen illuminiert, z.B. mittelhochdeutsche Ritterepen von Wolfram von Eschenbach oder Heinrich von Veldeke.

Darüber hinaus entstand mit dem **Hortus Deliciarum** (Garten der Wonnen; 1159–1175) ein Werk der Bildungs- und Kulturgeschichte. Es enthält neben Auszügen aus der Bibel und den Schriften der Kirchenväter Exzerpte naturwissenschaftlicher und historischer Autoren, Gedichte, ein Kalendarium und chronologische Tabellen.



8.3.2 Bilderstreit

Zum Vergrößern auf die Bilder klicken.



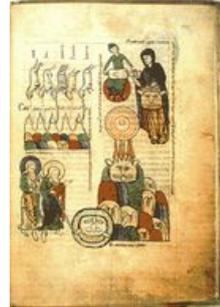
Canon Missae (15. Jh.)



Biblia Pauperum
Apocalypsis (1350)



ebd.



Hildegard v. B.: Liber
Scivias (um 1220)

8.3.2 Bilderstreit

In der heidnischen Antike waren Bilddarstellungen selbstverständlich, aber **am Anfang der jüdisch-christlichen Überlieferung steht das Bilderverbot**. Bis zur Zeit der staatlichen Anerkennung des Christentums hat die Kirche die Verwendung von Bildern grundsätzlich bekämpft und die Gotteshäuser von ihnen freigehalten. Eusebius bezeichnete die Darstellung Christi im 3. Jh. noch als schriftwidrig und götzendienerisch. Mit dem 5. Jh. setzte eine stärkere Bilderproduktion ein; das Bild des Erlösers wurde zum Kultobjekt, das vor bösen Geistern schützen sollte. Dem Bild wurde magische Wirkung zugeschrieben. Papst Gregor unterstützte die Bildproduktion im 6. Jh. zu **didaktischen und missionarischen Zwecken**.

726 verbot Kaiser Leo III. die Idolatrie (Bildverehrung), wodurch der große **byzantinische Bilderstreit** in die Geschichte eingegangen ist: Bilderfreunde vertraten die Meinung, dass die einem Bild erwiesene Verehrung dem Urbild gelte und auf dieses übergehe. Die **Ikonoklasten** sahen im Bilderdienst hingegen ein heidnisches Ritual und damit eine Erniedrigung des Göttlichen; sie zogen das **abstrakte Zeichen (Verschmelzung von Bild und Schrift)** vor. Im Mittelalter werden die Folgen deutlich: Schrumpfte in ikonoklastischer Zeit das **Bild zum Symbol** und lud sich dabei mit Bedeutung auf, so verwandelt sich nun der **Buchstabe ins Bild zurück** und gibt der Bedeutung erneut sinnliche Gestalt. Die Abb. links ist ein Beispiel für eine solche Figureninitiale: Das "T" des "Te igitur" aus dem *Canon missae* wird zum Bild einer Anbetungsszene.

Der **Einsatz von Bildmaterial aus didaktischen Gründen** fand jedoch stets auch Anhänger: **Seit etwa 1250** fand die sog. **Armenbibel ("biblia pauperum")** in Europa Verbreitung: Diese Bibel für ungeübte Leser und Analphabeten verzichtete auf fortlaufenden Text und beschränkte sich meist auf Szenen aus dem Leben Jesu oder, wie auf den Abbildungen der *Biblia Pauperum Apocalypsis* aus dem 14. Jh. (2. und 3. v. links), auf Drohszenarien des Jüngsten Gerichts. Die *biblia pauperum* war für Scholaren und arme Kleriker bestimmt, die sich eine vollständige Bibel nicht leisten konnten und ist vermutlich im bayerisch-österreichischen Raum entstanden.

Der Begriff der Illustration leitet sich aus lat. **illustrare = erleuchten**, erhellen, ab. So gehen auch die christlichen Buchillustrationen ihrer Intention nach über die rein visuelle Darstellung hinaus. Sie dienen als Medium der Erleuchtung und versinnbildlichen geistige Gehalte. Ein markantes Beispiel hierfür ist das *Liber scivias*, eine Illustration von 26 mystischen Visionen der Hildegard von Bingen (1098-1179) mit symbolhaften Bildern und prophetischen Ankündigungen (Abb. rechts). Die mystischen Visionen erhalten hier eine Bildgestalt, die ihren geistigen Inhalten gerecht werden soll.

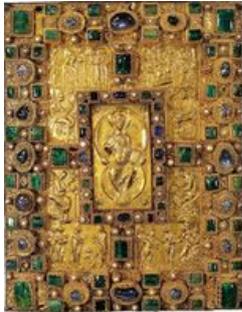


8.3.3 Herstellung und Aufbewahrung von Büchern

Zum Vergrößern auf die Bilder klicken.



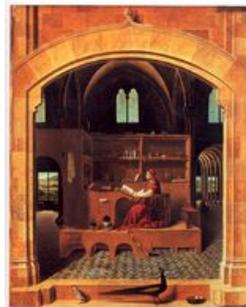
Codex Aureus (8. Jh.)



ebd.



Perikop Heinrich II.



Aufbewahrung



Aufbewahrung



Leserad

8.3.3 Herstellung und Aufbewahrung von Büchern

Herstellungstechniken

Gold symbolisiert in der Buchmalerei die Ewigkeit, das Göttliche, das Unvergängliche. Als Auszeichnungsschrift wird Gold während des gesamten Mittelalters für die Worte Christi, Nomina Sacra, Initialen, Hauptfeste in Kalendarien oder Kapitelüberschriften, benutzt. Das Bildbeispiel zeigt den **Codex Aureus** aus dem 8. Jh.

Die Einbände der mittelalterlichen **Prachthandschriften** waren eher Arbeit der **Goldschmiede** als der Buchbinder (Elfenbeinreliefs, Perlen- und Edelsteinbesatz, Emailarbeiten, Silber- u. Goldblechauflagen, goldene Deckel).

Der **Lederschnitteinband** ist die spätmittelalterliche Verzierungsart und bereits seit dem 7. Jh. bekannt, verbreitete sich aber erst ab dem 14. Jh. Er wurde vor allem für figürliche oder ornamentale Motive verwendet: Die Linien wurden nach einer Zeichnung mit dem Messer in feuchtes Leder geritzt und mit dem Modellierholz nachbearbeitet. Sie galten als Luxuseinbände. (Bsp. BvB78)

Die Beschläge schützten vor Beschädigung der auf den Pulten liegenden Bände und dienten gleichermaßen als Verzierung. Ferner besaß der mittelalterliche Einband **Schließen**, metallene Buchverschlüsse an Lederstreifen, sogenannten Spangen oder Fibeln. Die Spangen stabilisierten die Form des Buches und schützten sie zugleich vor dem Eindringen von Staub.

Die für Gebrauchszwecke bestimmten Kodices besaßen in der Regel einen Einband aus kräftigen **Holzdeckeln**, den man mit einfarbigem hellen oder braunen Rinds- oder Kalbsleder bezog. Zum Teil wurde auch aus Stoffabfällen, Pergament und Gewebe eine Art Pappe zusammengeklebt.

Aufbewahrung von Büchern

Die Bücher kehrten dem Betrachter nicht den Rücken zu: Sie lagen auf Bücherpulten, weshalb sie auf dem Ober- und Unterschnitt beschriftet wurden. Die **Seiten- bzw. Unterschnitte** zeigten dabei nach vorn. Erst im 16. Jh. ging man dazu über, die Bücher so aufzustellen, wie wir es tun, und die Rücken zu beschriften. (Beispiele in *Verschriftlichung der Welt*, S. 199-201).



8.3.4 Scholastisches Lesen

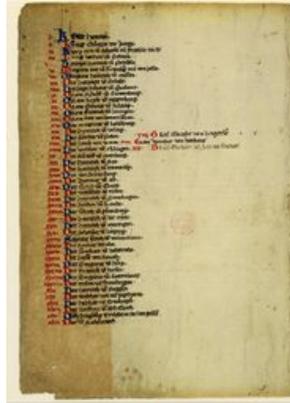
Zum Vergrößern auf die Bilder klicken.



Der heilige Dominikus.
Fresko (Florenz, 1436–43).



Stiller Leser



Register aus dem Codex Manesse
(um 1300) **UB Heidelberg**

8.3.4 Scholastisches Lesen

Nach Jahrhunderten des "monastischen", das heißt mitsprechenden Lesens in Gemeinschaft kam im 12. Jahrhundert das stille, sogenannte "scholastische Lesen" auf. Damit einhergehend wandelte sich die Buchseite: "Aus der Partitur für fromme Murmler wurde der optisch planmäßig gebaute Text für logisch Denkende" (**Illich 1990**).

Das *Didascalicon* von Hugo von St. Viktor (ca. 1090–1141, s. Abb. links) markiert den Übergang. Es ist das erste Buch, das über die **Kunst des Lesens** geschrieben wurde. In der 1. Hälfte (Kap. 1–3) werden die sieben freien Künste (*septem artes liberales*) behandelt, in der 2. Hälfte (Kap. 4–6) das Lesen der Heiligen Schrift. Hugos Lektüreeinweisung forderte den Leser zum kontemplativen, stillen Lesen auf. Hierzu war es vorteilhafter, sich in eine einsame Zelle oder Studierstube zurückzuziehen (Abb. Mitte.)

Hugo trat zwischen 1115 und 1120 in die Augustinerchorherrenabtei St. Viktor in Paris ein. Er blieb sein ganzes weiteres Leben dort und widmete sich in der Zurückgezogenheit des Klosters der unterrichtenden und vor allem schriftstellerischen Tätigkeit.

Vor Hugo ist das Buch eine Aufzeichnung dessen, was ein Autor geredet oder diktiert hat. Nach ihm wird es zunehmend ein **Repertorium der Gedanken eines Autors**, geformt zu einer Bildfläche, auf die er seine noch unausgesprochenen Intentionen projizieren kann.

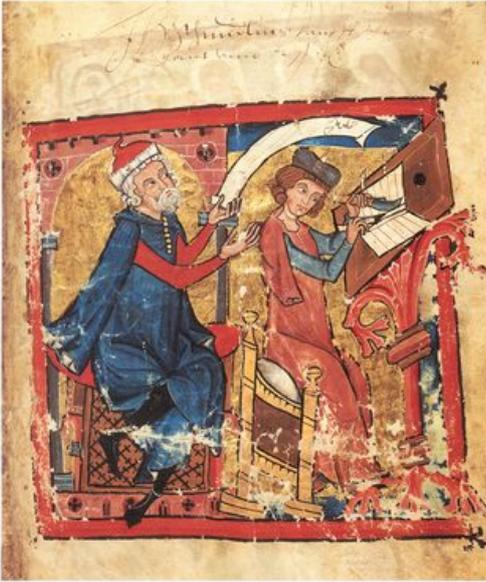
Das **Glossieren** (in Marginalien oder zwischen den Zeilen) war ein sichtbares Resultat des geistigen Verfahrens beim monastischen Lesen. Zu Beginn des 12. Jahrhunderts entsteht auf der Manuskriptseite eine neue Ordnung. Interlinearglossen werden seltener. Man schafft absichtlich eine neuartige Verbindung von Glosse und Text, wobei die **Glosse dem tonangebenden Haupttext untergeordnet** ist und mit kleinen Buchstaben geschrieben wird. Dem Autor wird bewusst, dass das Layout Teil eines sichtbaren Ganzen ist, das dem Leser das Verstehen erleichtern kann. Ein Beispiel dafür ist die Errechnung einer Seitenaufteilung durch Petrus Lombardus. Er setzt **Kapitelüberschriften** (*sententiae*) als Hilfe zum schnelleren Lesen ein.

Die neuartige Ordnung durch ein **Sachregister in alphabetischer Reihenfolge** stellt nach Illich einen technischen Durchbruch dar. Zwar lernten Schulkinder bereits das Aufsagen des ABCs, aber es war bislang nicht als Hilfsmittel zum Auflisten verwendet worden. Ausdruck eines neuen Ordnungswillens sind das neue Seitenbild, die **Kapiteileinteilung, Distinktionen, konsequente Durchnummerierung von Kapitel und Vers, Inhaltsangabe** für das gesamte Buch, Übersichten zu Beginn eines neuen Kapitels inkl. Untertitel und Einführungen.

Nach Hugos Tod wird die Seite zu einer **Bildfläche für die Ordnung, die der Verstand schafft**. Das theologische und philosophische Buch wird zu einer Verkörperung einer *cogitatio*, eines Denkgebäudes, statt ein Mittel zu sein der *narratio* wiederzubeleben. Der Autor mutiert vom Erzähler einer Geschichte zum **Schöpfer eines Textes**.



8.3.5 Bibelübersetzungen



Mondsee-Wiener-Fragmente (748);



links: Vulgata, rechts: fränk.-bayer. Übersetzung

8.3.5 Bibelübersetzungen

Versuche, die biblischen Schriften ins Deutsche bzw. Althochdeutsche zu übertragen, lassen sich seit dem 8. Jh. nachweisen. Das Ergebnis waren jedoch oft nur einzelne Bücher mit höchst begrenztem Wirkungskreis. Der deutsche Text wurde dabei als **Interlinear- oder Marginalglosse** auf der Seite platziert.

Die *Mondsee-Wiener-Fragmente* (748) sind die ältesten Überreste einer alemannischen Übersetzung des Matthäusevangeliums (linke Seite: lateinischer Vulgata-Text, rechte Seite: fränkisch-bayerische Übersetzung).

Intensivste Übersetzertätigkeit ging von den Klöstern aus. Auch der antike heidnische Bildungskanon wurde ab dem 9. Jh. übersetzt.

Die deutsche Bibel war im Mittelalter wenig verbreitet; eine allgemein verbindliche Bibelübersetzung gab es erst mit **Luther**, obwohl seinerzeit ca. 4.000 Bibelhandschriften im Umlauf waren. Es überwogen volkstümliche, poetisch ausgeschmückte **Umgestaltungen des Schöpfungsberichts**, wie die Armenbibeln, die Wiener Genesis oder der um 830 altsächsisch in Stabreimen verfasste Heliand, eine Umdichtung von Tatians Evangelienharmonie, bei dem die Geschichte des Erlösers auf die germanisch-althochdeutsche Stammesverfassung übertragen wird.



8.3.6 Verweltlichung



X



Eneit Heinrich von Veldekes (1170)

Bildquelle: [Universitätsbibliothek Heidelberg](#)

8.3.6 Verweltlichung

Die Zeit zwischen 1170-1250 gilt als die wichtigste Epoche deutschsprachiger Dichtung. Tonangebende Dichtungsformen sind von nun an das ritterliche Epos und die Minnelyrik; die religiöse Dichtung verliert nahezu jede Bedeutung.

Mit dem **Eneit (=Aeneasroman) Heinrich von Veldekes (1170)** kam der Durchbruch zu einer neuen, ritterlich-höfischen Ständeliteratur. Die Dichtung greift auf den antiken Helden Aeneas zurück und erzählt von der Flucht des Ritters aus Troja, von Hadesfahrt, Territorialherrschaft in Italien, Kampf um Thron und Minne. Es folgen weitere Werke weltlicher Literatur, so Anfang des 13. Jh. die Versromane **Parzival (Wolfram von Eschenbach)** und **Tristan und Isolde (Gottfried von Straßburg)**.

Zwischen 1310 und 1330 entstand eine der berühmtesten Liedersammlungen, die sogenannte **Manessische Liederhandschrift**, die insgesamt 137 Autoren aus der Zeit von 1160 bis 1330 umfasst und auf die Zürcher Patrizierfamilie Manesse zurückgeht. Den Liedern der Autoren ist jeweils eine Art "Portrat" vorangestellt, welches den Autor in symbolischer Form mit Attributen von Stand und Amt darstellt.



9.0 Übersicht

9.1 Vorläufer Gutenbergs

9.2 Gutenbergs Erfindung

9.3 Typographische Merkmale der ersten Drucke

9.4 Die Ausbreitung des Buchdrucks 1470-1500

9.5 Ängste vor dem neuen Medium

9.0 Übersicht

Fragt man, wer den **Buchdruck** erfunden habe, bekommt man oft die spontane Antwort: Gutenberg. Das ist aber falsch. Lange vor Gutenberg haben die **Chinesen und Koreaner** Drucktechniken erfunden, auch mit beweglichen, ja teilweise sogar mit Metall-Lettern ([9.1](#)).

Gutenbergs Erfindung bestand in der Zusammenführung und Optimierung von Einzeltechniken, die eine **Mechanisierung des Buchdrucks** und damit die Massenproduktion von Schriftstücken erlaubte ([9.2](#)).

Die **ersten Drucke orientierten sich typographisch an den Bibelhandschriften** und sind damit ein Beispiel für die medienhistorische Beobachtung, dass ein neues Medium in seiner Anfangsphase sein Vorläufermedium zu imitieren sucht, bevor es zu seinen eigenen Ausdrucksmitteln findet ([9.3](#)).

Die neue Drucktechnik breitete sich rasant aus. Von 1470–1500, in der Zeit der sogenannten "**Wiegendrucke**" oder "**Inkunabeln**", entstanden in Mitteleuropa **255 Druckereien mit einem Ausstoß von rund 17 Millionen Büchern** ([9.4](#)).

Die rasche Verbreitung von Drucksachen, die plötzlich für breite Volksmassen zugänglich machte, was zuvor der Kirche und den Gelehrten vorbehalten war, sorgte – wiederum typisch für die Anfangsphase eines neuen Mediums – auch für **Ängste** ([9.5](#)).



9.1 Vorläufer Gutenbergs

9.1.1 China: Holztafeldruck (8. Jh.), Keramikstempel (11. Jh.)

9.1.2 Korea: Druck mit beweglichen Metall-Lettern (13. Jh.)

Während in den mittelalterlichen Klöstern Europas Bücher noch handschriftlich kopiert wurden ...

9.1 Vorläufer Gutenbergs

Schriftdruckverfahren gab es bereits in der **Antike**. Sie beruhen auf Stempelindrücken in Ton. Beispiele finden sich auf Ziegeln mit Grabinschriften in Theben und Babylon sowie römischen Töpferwaren.

Den ersten Schritt zum Bücherdruck machten die **Chinesen** im **8. Jahrhundert** durch den **Holztafeldruck**. Seit dem **11. Jahrhundert** gibt es auch Belege über den **Holzdruck mit beweglichen Lettern** in China ([9.1.1](#)).

Die ersten Drucke mit **beweglichen Metall-Lettern** fertigten die **Koreaner** spätestens im **13. Jahrhundert** an ([9.1.2](#)).



9.1.1 China: Holztafeldruck (8. Jh.), Keramikstempel (11. Jh.)



Diamant-Sutra (868). Quelle: siamonline.de

Reproduktion des Druckverfahrens von Bi Sheng.



9.1.1 China: Holztafeldruck (8. Jh.), Keramikstempel (11. Jh.)

Erfunden wurde der Buchdruck – wie auch die Papierherstellung, auf die der Druck angewiesen ist – von den Chinesen.

Um 770 entstanden die ersten **Holztafeldrucke**. Die Abb. zeigt den frühesten nachweisbaren Holztafeldruck, eine Version der buddhistischen Diamant-Sutra, die auf den 11. Mai **868** datiert ist. Er wurde im Jahre 1907 vom Archäologen Aurel Stein in den Mogao-Grotten bei der chinesischen Stadt Dunhuang entdeckt.

Auch der Druck mit **beweglichen Lettern aus Holz und Ton** geht auf die Chinesen zurück und ist seit **1040** belegt: So berichtet Shěn Kuò (chinesisch 沈括 * 1031; † 1095), der bedeutendste Gelehrte der Song-Dynastie, in seinem Buch *Pinselunterhaltungen am Traumbach* über den Schmied **Bi Sheng**, der Lettern aus Ton anfertigte und brannte. Die so gehärteten Lettern fixierte er mit Harz in einer Eisenform, so dass sie für den "Abklatsch" auf Papier fixiert waren. (Im Buch- und Schriftmuseum der Dt. Nationalbibliothek ist eine solche Eisenform aufbewahrt, s.

www.dnb.de/DE/DBSM/Bestaende/KulturhistSammlung/kulturtransfer.html)



9.2 Gutenbergs Erfindungen

9.2.1 Rekonstruktion des Druckvorgangs

9.2.2 Biographische Daten zu Gutenberg

- Stempel ("Patrizen") und Matrizen zur Herstellung von Negativformen in Metall;
- Legierung aus Blei, Zinn u.a. für das Gießen der Lettern
- Handgießinstrument;
- haftende Tinte (Öl- und Harzgemisch);
- Winkelhaken und "Schiffchen", um die Buchstaben präzise anzuordnen;
- spezielle Druckerpresse ("Bengelpresse") als Weiterentwicklung der Spindelpresse.



Handgießgerät



Setzkasten mit Winkelhaken



Bengelpresse (Gutenberg-Museum Mainz)

9.2 Gutenbergs Erfindungen

9.2.1 Rekonstruktion des Druckvorgangs

9.2.2 Biographische Daten zu Gutenberg

Nicht der Buchdruck, auch nicht der mit beweglichen Metall-Lettern, ist Gutenbergs Erfindung, sondern die **Zusammenführung und Optimierung** mehrerer Komponenten, die für einen **mechanisierten Druckprozess** erforderlich waren. Anders als in China, wo die hohe Zahl der Schriftzeichen einer solchen Mechanisierung lange entgegenstand, und anders als in Korea, wo man sich aus religiösen Gründen auf den Druck kanonischer Schriften beschränkte, ermöglichte Gutenbergs "**Taylorisierung**" des Herstellungsprozesses den industriellen Massendruck. Zu dessen Komponenten gehörten:

- Stempel und Matrizen zur Herstellung von Negativformen für die Buchstaben durch Eingravieren in Metall;
- eine Legierung aus Blei, Zinn u.a. für das einfache Gießen der Lettern mit einem eigens entwickelten Handgießinstrument;
- eine ölhaltige, harzige Tinte, die gut haftete;
- Winkelhaken und "Schiffchen", auf denen die Buchstaben zu Zeilen und Seiten zusammengesetzt wurden;
- eine spezielle Druckerpresse ("Bengelpresse"), die die herkömmliche Spindelpresse weiterentwickelte.



9.2.1 Rekonstruktion des Verfahrens

TV-Dokumentation in Zusammenarbeit mit dem Gutenberg-Museum (**Lörcher 2000**).



Druckerei. Holzschnitt von **Jost Amman (1568)**.

Quelle: **University of Georgia**.

9.2.1 Rekonstruktion des Verfahrens

Das Zusammenspiel der verschiedenen Komponenten dürfte etwa so ausgesehen haben wie in dieser TV-Dokumentation.

Der Holzschnitt von Jost Amman zeigt zudem, wie der Stempel mit Stoffballen auf das Papier gedrückt wird, damit die Tinte gut haftet.



9.2.2 Biographische Daten zu Gutenberg



um 1400 geboren in Mainz oder Eltville als **Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg.**

1420 Mainz: Erbstreit mit seinen Geschwistern nach dem Tod des Vaters.

1434 bis mind. 1444 Aufenthalt in Straßburg: Produktion von Wallfahrtsspiegeln aus einer Blei-Zinn-Legierung(!), Bau einer Presse.

1448 ff. Mainz: Kreditaufnahme beim Kaufmann Johannes Fust, Aufbau einer Druckwerkstatt. Ab 1450 Einblattdrucke (Ablassbriefe, Kalender) und Bücher (lateinische Bibel, Wörterbücher, Kurzgrammatiken). Nach wiederholter Insolvenz Geschäftsübernahme durch Fust.

1468 gestorben in Mainz.

9.2.2 Biographische Daten zu Gutenberg

Zu den wenigen Dokumenten, aus denen wir Bruchstücke seiner Biographie entnehmen können, gehören immer wieder Gerichtsakten über Geldstreitigkeiten:

- **1420** Mainz: Erbstreit mit seinen Geschwistern nach dem Tod des Vaters;
- **1429** offenbar nicht mehr in Mainz, da ihn seine Mutter bei der Auseinandersetzungen zwischen Zünften und Patriziern über die Höhe seiner Leibrente vertrat;
- **1434** Aufenthalt in Straßburg: Gutenberg lässt den durchreisenden Stadtschreiber Nikolaus Wörstadt festnehmen, um die Schulden, die die Stadt Mainz bei ihm hat, einzutreiben;
- bis mind. **1444** Aufenthalt in Straßburg: "Dritzehn-Prozess": die Brüder eines verstorbenen Lehrlings und Teilhabers an einem Goldschmiedeprojekt, bei dem es u.a. um die Produktion von Wallfahrtsspiegeln (mit denen man das Licht des Wallfahrtsortes einfing, um es nach Hause zu tragen) aus einer Blei-Zinn-Legierung(!) ging, verklagen Gutenberg auf die Einnahmen. Da in den Akten auch der Bau einer Presse vermerkt ist, lässt sich vermuten, dass die Anfänge von Gutenbergs Erfindung in Straßburg liegen.
- **1448 ff.** Aufenthalt in Mainz: mehrere Kreditverträge, v.a. mit dem Kaufmann Johannes Fust, platzen. Gutenberg lieh sich das Geld, um eine Druckwerkstatt aufzubauen, wo er ab 1450 Einblattdrucke (Ablassbriefe, Kalender) und Bücher (Wörterbücher, Kurzgrammatiken und insbes. die lateinische Bibel) herstellte. Da aber das Geschäft schlecht lief und Gutenberg das geliehene Geld nicht vereinbarungsgemäß einsetzte, wurde er zur Rückzahlung des Kredits an Fust nebst Zinsen verurteilt. Fust führte das Geschäft erfolgreich weiter. Ob Gutenberg ein weiteres Druckgeschäft aufmachte, kann nur vermutet werden.



9.4 Ausbreitung des Buchdrucks 1470 - 1500

Klicken Sie auf die Jahreszahl im Bild!

Quelle: **Lörcher (2000)**

9.4 Ausbreitung des Buchdrucks 1470 - 1500

Die Verbreitung des Buchdrucks vollzog sich rasant: Während es 1470 vierzehn Druckereien gab, waren es dreißig Jahre später schon 255 – mit einem Ausstoß von rund 30.000 Titeln und 17 Millionen Exemplaren.

Die Schrifthistoriker nennen den Zeitraum der ersten Drucke bis 1500 "Inkunabel-Zeit" (von lat. incunabula = erste Kindheit), die Druckwerke nennt man "**Inkunabeln**" bzw. "**Wiegendrucke**". In dieser ersten Phase waren die Kosten für gedruckte Bücher noch in etwa gleich hoch wie die für Handschriften. Erst ab 1490 war das neue Verfahren soweit durchrationalisiert, dass die Preise für Gedrucktes fielen.

Und auch die Ablösung vom bisherigen, vorwiegend religiösen, Kanon vollzog sich erst allmählich, in der Zeit der sog. "**Frühdrucke**" (1500–1550). Von ihnen waren immer noch mehr als drei Viertel auf Latein gedruckt. Ab ca. 1520, begünstigt durch sinkende Papierpreise, wurde der Druck zum "Medium für das Neue" (**Stein 2006**, S. 187). Es entstanden volkssprachliche Texte, insbesondere die Luther-Bibel, aber auch politische Flugschriften.



9.5 Ängste vor dem neuen Medium



Danse Macabre (1500). Giesecke (1991), S. 70.



Der Glöckner von Notre Dame 5, II: "Ceci tuera cela". [Wikimedia](#).

9.5 Ängste vor dem neuen Medium

Wie bei jedem Medienwechsel wurde auch die Einführung des **Buchdrucks zunächst alarmistisch** aufgenommen, bis sich der Reiz des Neuen allmählich verlor und einer gewohnheitsmäßigen Akzeptanz wich.

Die **älteste Abbildung** einer Druckerei überhaupt (Abb. links) stellt den Buchdruck bezeichnenderweise als **Totentanz** ("danse macabre") dar.

Und in Victor Hugos Roman *Notre-Dame de Paris* (1831/32, Abb. rechts), der in der Inkunablenzeit spielt, zeigt der Architekt mit der rechten Hand auf ein Buch, mit der anderen auf die Kathedrale und sagt mit traurigem Blick vom Buch zur Kirche: "Dies hier wird das da töten (**ceci tuera cela**)."

Aus heutiger Sicht mag man sich wundern, wie ausgerechnet das Medium Buch die Menschen der Zeit so ängstigen konnte. Und man mag darauf verweisen, dass die Kirchen (einschließlich Notre-Dame) noch stehen, während das Buch vom Aussterben bedroht zu sein scheint. Dabei ist es noch gar nicht lange her, dass gegenüber dem neuen Medium des Computers ähnliche Unkenrufe laut wurden.



10. Von der Gutenberg- zur Turing-Galaxis

10.1 Typographie und Reformation

10.2 Die Entstehung der "Presse"

10.3 Wandel der Lesarten

10.4 Ende des Buchs?



Aus Sicht der privilegierten Schichten waren diese Ängste nicht unbegründet: Mit dem Zeitalter der **Typographie** beginnt auch das der **Reformation** (10.1).

Ein weiterer Schritt zur Etablierung eines lesenden Massenpublikums ist die **Entstehung der "Presse" um 1600** (10.2).



10.1 Typographie und Reformation

"So das Euangelion und allerley kunst soll bleyben, mus es yhe ynn buecher und schriftt verfasst und angebunden seyn." (nach **Stein 2006**, S. 192).

10.1.2 Luthers Bibelübersetzung



Erstdruck von 1522



Gesamtausgabe von 1534



Medianbibel von 1541



Wittenberg 1555 (re.:
Luther, li.: Kurfürst von
Sachsen)

Auflagen:

- *Das Neue Testament Deutzsch* (1522): 14 autorisierte und 66 unautorisierte Nachdrucke bis 1524
- *Biblia: das ist die ganze Heilige Schrift Deusch* (1534): zahlreiche Nachdrucke bis 1541, ab 1539 in revidierten Versionen
- *Biblia... Auffz new zugericht* (1541): "Medianbibel" (Großformat), 2spaltig, zahlr. Nachdrucke
- Gesamtauflage der Lutherbibeln bis 1550: 500.000, bis 1569: 800.000
- Gesamtauflage Luthers (inkl. der 32 Flugschriften) allein im Jahr 1546: 3,1 Mio (=25% Marktanteil)

Bildquellen: **Lippische Landesbibliothek Detmold und Füssel 2012**

10.1 Typographie und Reformation

Die Entstehung einer literalen Öffentlichkeit wurde zunächst dadurch begünstigt, dass die Reformation Martin Luthers das **Schriftprinzip** zum zentralen Grundsatz erhob. Damit war aber nicht gemeint, dass man sich an den Wortlaut klammern sollte. Gegenüber den schon vor ihm unternommenen Bibelübertragungen ins Deutsche beruhte Luthers revolutionäre Leistung darauf, dass er "nit Wort vß wort, sunder sin uß sin" übersetzte (Füssel 2012, S. 34).

Neben der **Bibelübersetzung**, die **bis 1569 rund 800.000 mal verkauft** wurde, verfasste Luther weitere 32 Schriften, sogenannte "**Flugschriften**", die dank der neuen Technologie weite Verbreitung fanden. Schon 1546 erreichte die **Gesamtauflage Luthers 3,1 Millionen**, was einem Viertel der Jahresproduktion an deutschen Druckschriften entsprach.

Insgesamt stieg der Anteil der **volkssprachlichen** Schriften gegenüber den lateinischen auf **über 40 Prozent**. So wurde die **Reformation einerseits durch die Drucktechnik begünstigt, andererseits begünstigte sie ihrerseits die Drucktechnik**, da ihre Propagierung des Schriftprinzips die Nachfrage erhöhte. Insofern ist auch für diese Epoche der Schriftgeschichte der Intertextualitätstyp der **Hypolepse** charakteristisch (vgl. **7.4.5**).



10.1.2 Luthers Bibelübersetzung



Gegen die "Buchstabillisten"

*Denn man mus nicht die buchstaben inn der
lateinischen sprachen fragen
wie man sol Deutsch reden
wie diese Esel thun
sondern
man muss die mutter im hause
die kinder auff der gassen
den gemeinen man auff dem marckt drumb fragen
vnd den selbigen auff das maul sehen
wie sie reden
vnd darnach dolmetzchen
so verstehen sie es denn
vnd mercken
das man Deutsch mit jn redet"*

*Sendbrief von Dolmetschen (1530), nach Füssel
2012, S. 34 f.*

Sprachschöpfungen Luthers (vgl. Füssel 2012, S. 35; vgl. Günther 2017)

- Neologismen: *Bluthund, Denkwettel, Ebenbild, Feuereifer, Feuertaufe, friedfertig, Gewissensbisse, Herzenslust, Judaslohn, kleingläubig, Langmut, Lästermaul, lichterloh, Lockvogel, Lückenbüßer, Machtwort, Morgenland, Muttersprache, Nächstenliebe, Schandfleck, Selbstverleugnung, wetterwendisch.*
- Redewendungen: *etwas ausposaunen, mit Blindheit geschlagen sein, Ein Buch mit sieben Siegeln (Offb 5,1), deutsch miteinander reden, Dorn im Auge (4 Mos 33,55), im Dunkeln tappen (5 Mos 28,29), auf eigene Faust, für immer und ewig, ein Herz und eine Seele, sein Licht nicht unter den Scheffel stellen, Perlen vor die Säue werfen, auf Sand bauen, sein Scherflein beitragen, Stein des Anstoßes sein, der große Unbekannte, dem Volk aufs Maul schauen, Wolf im Schafspelz, die Zähne zusammenbeißen.*
- Kondensierung von Sprichwörtern: *Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; Wes das Herz voll ist, dem geht der Mund über; Der Mensch lebt nicht vom Brot allein; Hochmut kommt vor dem Fall; Niemand kann zwei Herren dienen; Recht muss Recht bleiben; Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf.*
- Alliterationen: *Der Herr ist mein Hirde, fressendes Feuer, Leib und Leben, Schmach und Schande, Dein Stecken und Stab (Ps.23), zu zittern und zu zagen (Mk 14,33)*
- Reimverbindungen: *Rat und Tat (Spr Sal 8,14), singen und klingen (Sir 39,20).*
- Einfügung modaler Partikel: *allein, doch, eben, nur, nun.*

10.1.2 Luthers Bibelübersetzung

Das Schriftprinzip ist nicht so zu verstehen, dass man sich an den Wortlaut klammern sollte. Konträr: Gegenüber den schon vor ihm unternommenen Bibelübertragungen ins Deutsche beruhte Luthers revolutionäre Leistung darauf, dass er "nit Wort vß wort, sunder sin uß sin" übersetzte (Füssel 2012, S. 34).

Beispiel:

Eine frühere Wort-für-Wort-Übersetzung des Psalms 23 (Lübeck 1494) lautete:

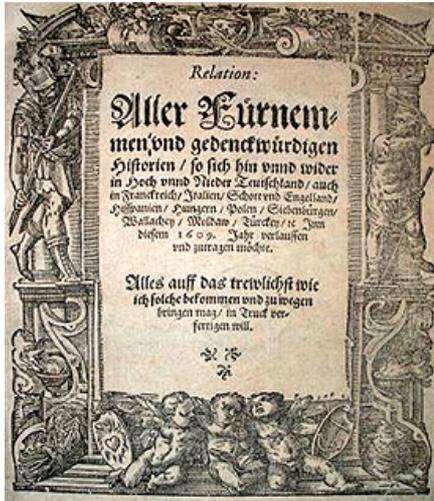
De here regeret my: vor middelst sinen profeten my wedder to esschende in dath land juda / vn my enschal nicht ghebreke. in der stede der weyde my settede. He ledde my vth vppe dat water der weddermakinghe.

Luther übersetzt den Psalm 40 Jahre später so:

Der Herr ist mein Hirde, Mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auff einer grünen Awen, Vnd füret mich zum frisschen Wasser.



10.2 Die Entstehung der "Presse"



Quelle: Gutenberg-Museum Mainz

1605: erste Zeitung = *Straßburger Relation*
(im Bild der älteste erhaltene Jahrgang 1609)

ab Mitte 17. Jh.: Tageszeitungen

Ende 17. Jh.: in Deutschland 60 bis 70 Zeitungen
Gesamtauflage: 20.000 bis 30.000

10.2 Die Entstehung der "Presse"

Vorformen des Zeitungswesens gab es schon bei den alten Römern (vgl. [Riepl 1913](#), Kap. 6). Doch erst die Druckerpresse ermöglichte die massenhafte periodische Verbreitung von Nachrichten: Die "**Zeitung**", wie sie seit dem 16. Jahrhundert genannt wurde, löste zu Beginn des 17. Jh. die bisherigen Nachrichtenübermittler Brief, Flugblatt und Flugschrift in ihrer Funktion ab (vgl. [Stein 2006](#), S. 195 ff.).

Schon **1567** wurden **Flugblätter als "fliegende Zeitung"** bezeichnet ([Schilling 1990](#), S. 3).

Doch erst die periodische Verbreitung von Neuigkeiten etablierte die Zeitung im engeren Wortsinn. Die Abb. zeigt die **älteste Zeitung der Welt, die sog. Straßburger Relation (gegründet 1605**, im Bild der älteste erhaltene Jahrgang 1609), die alle "gedenckwürdigen Historien" des aktuellen Jahres "auf das trefflichste ... in Truck verfertigen will" und damit erstmals eine publizistische Verbreitung von Neuigkeiten in regelmäßigen Intervallen ankündigt. Die Auflage dürfte bei einigen hundert Exemplaren gelegen haben.

Bald kamen monatlich und wöchentlich erscheinende Periodika hinzu, und **ab der Mitte des 17. Jahrhunderts auch Tageszeitungen**. Gegen **Ende des 17. Jahrhunderts gab es in Deutschland 60 bis 70 Zeitungen mit einer Gesamtauflage von 20.000 bis 30.000 Exemplaren** pro Erscheinungsintervall (vgl. [Wilke 2000](#), S. 66 f.).



10.3 Wandel der Lesarten

10.3.1 Frühe Neuzeit: intensives bzw. nützliches Lesen

10.3.2 Spätaufklärung: extensives bzw. "wildes" Lesen

10.3.3 Romantik: passioniertes bzw. hermeneutisches Lesen

10.3.4 Industriezeitalter: bildendes bzw. "ziviles" Lesen

10.3.5 Gegenwart: Selektives oder dissoziatives Lesen

10.3.6 Historisierung des Lesens

10.3 Wandel der Lesarten

Der sich ausweitende Buchdruck und die damit einhergehende Verbilligung sorgten maßgeblich dafür, dass immer breitere Volksschichten zu Lesern wurden. Zunächst waren es noch weitgehend gelehrte, dann allgemeinbildende Schriften aufklärerischen Inhalts (Philosophische Abhandlungen, Enzyklopädien, Weltchroniken, Naturgeschichten), die den Großteil der Lektüre ausmachten.

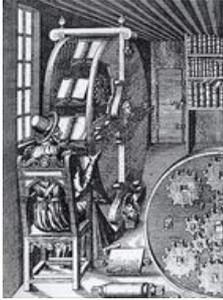
Wie sich der Wandel der Lektüreinteressen im Laufe der nächsten Jahrhunderte vollzieht, lässt sich in Bildern veranschaulichen: zum einen von **LeserInnen**, zum anderen von **Bibliotheken** aus den jeweiligen Epochen.

Die folgenden Unterkapitel benennen und illustrieren **für jede Epoche das typische Leseverhalten** (was natürlich nur grob verallgemeinernd möglich ist). Dazu werden jeweils Ansichten der **prominentesten Bibliotheken** konstatiert. Dies ist durchaus aufschlussreich. Während die antiken und mittelalterlichen **Bibliotheken** aufgrund des kleinen Kreises von Lesern (Philosophen, Geistliche, Fürsten) einen eher bescheidenen Umfang hatten, spielte die Gestaltung der Aufbewahrungsorte selbst noch keine größere Rolle. Seit der frühen Neuzeit aber kommt es zur Ausprägung spezifischer Formen der Aufbewahrung und Verfügbarmachung von Büchern.



10.3.1 Frühe Neuzeit: intensives bzw. nützliches Lesen

Zur Vergrößerung bitte auf die Fotos klicken.



Leserad (1588)



Bibliotheksraum des Cusanusstift in Berncastel-Kues (erbaut 1451-1458)



Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel (1643/44 eingerichtet), Quelle: **Frankenwald Bayern**

10.3.1 Frühe Neuzeit: intensives bzw. nützliches Lesen

Bis weit ins 16. Jahrhundert hinein war Lesen vor allem eine Angelegenheit für **Gelehrte** und primär auf seine **Nützlichkeit** für den Wissenserwerb ausgerichtet (vgl. [Assmann 1985](#), S. 97–100).

Es handelte sich dabei um ein "**intensives**" Lesen in dem Sinne, dass nicht viele verschiedene Bücher, sondern immer wieder dieselben gelesen wurden – neben den sakralen Schriften die großen Philosophen, Enzyklopädien, Chroniken und ähnliches (vgl. [Stein 2006](#), S. 261 f.). Um diese **kanonischen Bücher**, die in der Regel groß und schwer waren, nicht immer wieder hin- und hertragen zu müssen, wurden sie nicht selten auf solchen **Leserädern** (Abb. oben links) verfügbar gemacht.

Dass die Leserschicht unter sich blieb, dafür sorgte ihre spezielle Sprache, das **Latein**, die '**lingua franca**' der Gelehrten jener Zeit.

Zu den **berühmtesten Bibliotheken** in der Frühen Neuzeit gehört die Sammlung des **St.-Nikolaus-Stifts (Cusanus-Stift)** in Berncastel-Kues an der Mosel (Foto oben Mitte). Der Raum wurde eigens nach dem Tod des Stiftungsvaters Nikolaus von Kues 1464 für dessen Nachlass geschaffen. Die meisten der heute noch vorhandenen 314 Handschriften aus dem 9.-15. Jahrhundert enthalten Texte in lateinischer Sprache; schlichte Gebrauchshandschriften, Arbeitsexemplare mit eigenhändigen Randnotizen des Cusaners.

Ein zweites prominentes Beispiel aus dieser Epoche ist die **Herzog-August-Bibliothek** in Wolfenbüttel. Sie wurde damals als "**achtes Weltwunder**" gepriesen und galt zur Zeit des Todes von Herzog August 1666 als die **weltgrößte Sammlung gedruckter Bücher** mit rund 35.000 Bänden und 135.000 Titeln. Für deren Aufstellung wurde eine univerelle Systematik entwickelt, die alle damaligen Wissensgebiete abdeckte. In der Folgezeit wuchs die Bibliothek vor allem durch Schenkungen fürstlicher und gelehrter Sammlungen, was eine stetige Überarbeitung und Ausdifferenzierung der Kataloge nach sich zog. Wissenschaftliches Arbeiten war zu jener Zeit eng verknüpft mit der Systematisierung von Büchern. So betätigten sich bedeutende Gelehrte wie Gottfried Wilhelm Leibniz und Gotthold Ephraim Lessing in Wolfenbüttel als Bibliothekare.

Das Foto unten links zeigt den neoklassizistisches Neubau von 1887.



10.3.2 Spätaufklärung: extensives bzw. "wildes" Lesen



Georg Melchior Kraus: *Abendgesellschaft bei Herzogin Anna Amalia* (1775)



Stiftsbibliothek Admont, 1776 vollendet, Quelle:
Benediktinerstift Admont



Anna Amalia Bibliothek Weimar. Quelle: **neue
musikzeitung**

10.3.2

Spätaufklärung: extensives bzw. "wildes" Lesen

Zunehmend bediente das **expandierende Verlagswesen** über die reine Gelehrtenliteratur hinaus auch die Nachfrage nach Büchern, die das breite Volk interessierten: Populärwissenschaftliches, Reiseschilderungen, Briefromane, Ritter-, Liebes- und Abenteuergeschichten u.a. Die für ds Lesepublikum der Spätaufklärung typische Breite des Interessenspektrums führte zu einer extensiven Lektüre, die auch als "wildes Lesen" bezeichnet wurde (vgl. **Assmann 1985**, S. 96 f.).

Neue Fürstenbibliotheken wie die **Anna-Amalia-Bibliothek** in Weimar wurden zum Aushängeschild einer sich durch vielfältige Interessen auszeichnenden, nicht mehr nur höfischen, sondern auch bürgerlichen Bildungselite. Einer der Leiter der Herzoglichen Büchersammlung war ab 1797 **Johann Wolfgang von Goethe**. Unter ihm rückte sie in die erste Reihe der großen deutschen Bibliotheken auf. Heute umfasst der Bestand rund 910 000 Bücher.

Hervorzuheben ist auch der 1776 vollendete Bibliothekssaal des **Benediktinerstifts Admont**. Die rund 200 000 Bände umfassen 1 400 Handschriften (ab dem 8. Jahrhundert) 530 Inkunabeln sowie Frühdrucke und Drucke zu verschiedenen Kulturbereichen und Kunstgattungen.



10.3.3 Romantik: passioniertes bzw. hermeneutisches Lesen



Anselm Feuerbach: Paolo e Francesca (1864). Schack-Galerie Monaco.



Anker, Albert: Mädchen, die Haare flechtend (1887). Privatbesitz.



Karikatur zur Lesesucht (1863)

*Die erzwungene Lage und der Mangel an körperlichen Bewegungen beim Lesen, in Verbindung mit der so gewaltsamen Abwechslung von Vorstellungen und Empfindungen führt zu Schläffheit, Verschleimung, Blähungen und Verstopfungen in den Eingeweiden, namentlich zu Hypochondrie, die bey dem weiblichen Geschlecht recht eigentümlich auf die Geschlechtsteile wirkt. (Beyer 1795, nach **Kottkamp 2005**).*

10.3.3 Romantik:



Library of Congress in Washington, D.C., 1897 fertiggestellt, Quelle: Blog Books to the Ceiling

*Die Lesesucht ist eine unmäßige Begierde, seinen eigenen, unthätigen Geist mit den Einbildungen und Vorstellungen Anderer aus deren Schriften vorübergehend zu vergnügen. Man lieset, nicht um sich mit Kenntnissen zu bereichern, sondern um zu lesen; man lieset das Wahre und das Falsche prüfungslos durch einander, ohne Wißbegier, sondern mit Neugier. Man lieset und vergißt. Man gefällt sich in diesem behaglichen, geschäftigen Geistesmüßiggang, wie in einem träumenden Zustande. (**Zschokke 1821**)*

passioniertes bzw. hermeneutisches Lesen

Mit dem Übergang zur Epoche der Romantik Ende des 18. Jahrhunderts wächst das Interesse an märchenhaften, phantastischen und schaurigen Stoffen, die darauf angelegt waren, die Einbildungskraft anzusprechen, um eine Gegenwelt zur rationalisierten Alltagssphäre zu schaffen. Daraus resultiert ein Buchumgang, der als passioniertes Lesen bezeichnet werden kann.

In dem Maße, wie die Lektüre nicht mehr nur zu "Nutz und Frommen", sondern zur **Unterhaltung und Affektsteigerung** diente, wurde es zum Gegenstand einer **Lesesuchtkritik**. Interessant dabei ist, dass die Argumente, die damals gegen das wilde und passionierte Lesen vorgebracht wurden, den heutigen Kritiken an der Internet- und Computerspielsucht ähneln – die ihrerseits das einst geschmähte Lesen um des Lesens willen als Gegenmittel empfehlen (vgl. Postman).

Auch das wissenschaftliche Lesen ändert sich in dieser Zeit. Die positivistische Überzeugung, Texte ließen sich eindeutig formulieren, wird von der historisch-kritischen Einsicht der **Hermeneutik** (abgeleitet von Hermes, dem griech. Götterboten) überholt, dass je nach "Erfahrungshorizont" des Lesers, der wiederum einen bestimmten "Erwartungshorizont" mit sich bringt, Texte unterschiedlich ausgelegt werden. Die neuen Lektüererfahrungen verändern wiederum den ursprünglichen Erfahrungshorizont und so weiter. Das hermeneutische Lesen (vgl. **Assmann 1985**, S. 103–110) vollzieht also eine kreisende Bewegung; nach Dilthey auch "hermeneutischer Zirkel" genannt.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts entstehen große und prächtige Nationalbibliotheken, die sichtbar machen, dass das Buch nun endgültig zum dominanten Träger des kulturellen Gedächtnisses aufgestiegen war. Den bis heute mit 147.093.357 Exemplaren weltweit größten Buchbestand beherbergt die Library of Congress, die Forschungsbibliothek des US-Parlaments, die Ende des 19. Jahrhunderts im Stil der italienischen Renaissance (Foto links unten) erbaut wurde, und an deren Dekoration mehr als 50 Künstler beteiligt waren.



10.3.4 Industriezeitalter: bildendes bzw. "ziviles" Lesen



Die Vorleserin. Buchvignette 19. Jahrhundert



Aby Moritz Warburg (1866 - 1929) gründete die Bücherei im Privathaus. Quelle:

[Wikipedia](#)



Bibliothek im Warburg Haus ab 1902, Quelle: [Denkmalverein Hamburg](#)



Neubau der Universitätsbibliothek Leipzig, 1891 eingeweiht, Quelle: [Einsichten und Perspektiven](#)

10.3.4 Industriezeitalter: bildendes bzw. "ziviles" Lesen

Um das "wilde", also das ungefilterte, phantasieanregende Lesen in moralisch und didaktisch nützliche Bahnen zu lenken, entstand die **Spartenliteratur**: spezielle Lesestoffe für bestimmte Zielgruppen. Die Parole "Lesen bildet!" resultiert aus diesen Bestrebungen.

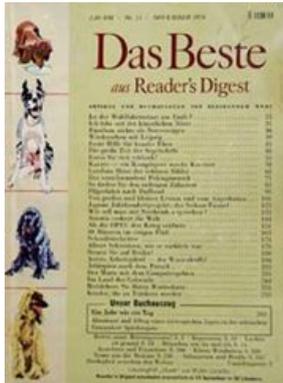
Aleida Assmann bezeichnet diesen Lektüretyp als "ziviles Lesen", weil es den Zweck verfolgt, die Leser zu gesellschaftlich nützlichen Individuen heranzuziehen (vgl. [Assmann 1985](#), S. 103–110).

Durch den starken Anstieg der Buchproduktion im 19. Jahrhundert sah sich die öffentliche Hand mehr und mehr veranlasst, dem gestiegenen Lesebedürfnis akademischer, aber auch weiterer Kreise der Bevölkerung (Stichwort: Schöne Literatur) Rechnung zu tragen. Die Sammlung in- und ausländischer Literatur, ihre zweckmäßige Präsentation und die Erleichterung ihrer Benutzung, machten die Errichtung weit größerer Gebäude für die Hochschul-, Hof- und Landesbibliotheken notwendig als in früheren Zeiten. Die **Biblioteca Albertina** wird heute als **Hauptbibliothek**, geisteswissenschaftliche Zentralbibliothek und Archivbibliothek **der Universität Leipzig** genutzt. Derzeit umfasst ihr Bestand rund 5,4 Millionen Bände, 5,2 Millionen Medieneinheiten und rund 7.200 laufende Zeitschriften. Darüber hinaus besitzt sie eine Reihe von Sondersammlungen, darunter ca. 8.700 Handschriften, ca. 3.600 Inkunabeln, Drucke des 16. Jahrhunderts und ca. 173.000 Autographen. Es gibt auch eine bedeutende Papyrus- und Ostrakasammlung.

Die Bibliothek des Kunsthistorikers und passionierten Büchersammlers **Aby Warburg** (1866-1929) begann 1902 mit einem studentischen Handapparat in seinem Privathaus in Hamburg. Die Bibliothek mit Forschungsschwerpunkt zum **"Nachleben der Antike"** entwickelte sich bis 1933 mit über 60.000 Bänden zum **geistigen Zentrum der Weimarer Republik**. Sonderdrucke, Aufsätze und Fotografien ergänzen die Sammlung. Auf bisher unbekannte Weise versammelte Warburg disziplinenübergreifend Buch- und Forschungsmaterialien unter bestimmten kulturwissenschaftlichen Fragen. Nach der Gründung der **Hamburger Universität** im Jahre 1919 wurde die Bücherei dieser institutionell lose angegliedert. 1920 umfasste die Sammlung bereits 20.000 Bände. 1924 - 1926 ließ Warburg einen **Bibliotheksneubau** mit viergeschossigem Bücherturm auf dem Nachbargrundstück errichten. Beide Häuser waren für 120.000 Bände konzipiert. Das neue Gebäude enthielt neben den Magazinen einen großen ovalen Lesesaal, der auch als Hörsaal genutzt wurde. Arbeitsräume, Gästezimmer, Photolabor und Buchbinderei ergänzten die Ausstattung. Ende 1933 musste die Sammlung vor dem Zugriff der Nationalsozialisten nach England gerettet werden, wo sie noch heute als **"Warburg Institute"** fortbesteht. Das Haus wird seitdem von der Aby-Warburg-Stiftung verwaltet und u.a. für die Abteilungen des Kunstgeschichtlichen Seminars und für Vortragsreihen genutzt.



10.3.5 Gegenwart: Selektives bzw. dissoziatives Lesen



10.3.5 Gegenwart: Selektives bzw. dissoziatives Lesen

#s. auch Neuro#

Heutige Bibliotheken tragen dem Medienwandel Rechnung. Die **Neue Bibliothek von Alexandria** ist ein hervorragendes Beispiel. Der 45 000 Quadratmeter große Gebäudekomplex wurde von 1995 bis 2001 in der gleichnamigen Stadt in Ägypten erbaut und kostete 250 Millionen US-Dollar. Errichtet wurde sie am Originalstandort der 49 v. Chr. (mit geschätzten 700 000 Papyrus-Schriftrollen ging das gesamte Wissen der

Antike verloren) und 391 n. Chr. zerstörten **Alten Bibliotheken von Alexandria**.

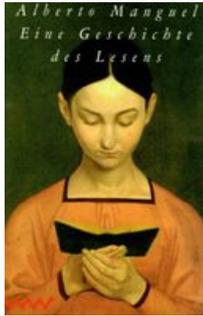
Unter der Schirmherrschaft der **UNESCO** und der ägyptischen Regierung wurde die Bibliothek neu aufgebaut, um als "**führende Institution des digitalen Zeitalters**" das "Wissen der Menschheit zu sammeln". Sie bietet 2000 Leseplätze und eine maximale Kapazität für 8 Millionen Bücher; bisher sind 200 000 Bücher vorhanden. Sie beinhaltet außerdem sechs spezialisierte Büchereien (u.a. für Kinder und Blinde), vier Museen (u.a. mit Antiquitäten und einem Museum zur Geschichte der Naturwissenschaften), ein Planetarium, das "Culturama" (kulturelles Panorama mit neun interaktiven Projektoren), acht Forschungszentren, 15 permanente Ausstellungen (u.a. zur Stadt Alexandria), vier Kunstgalerien und ein Konferenzcenter für mehrere tausend Personen. 1,5 Millionen Besucher strömen jährlich in die Bibliothek.

Das markanteste Merkmal der *Bibliotheca Alexandrina* ist das zum Meer hin geneigte scheibenförmige Glasdach mit 160 m Durchmesser. Es erhebt sich aus einem vorgelagerten Wasserbassin - gleichsam der aus dem Meer aufgehenden Sonne.

Quelle: www.stuttgarter-zeitung.de



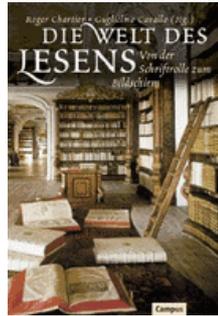
10.3.6 Historisierung des Lesens



Manguel (1998).



Schneider (2004).



Chartier/Cavallo (1999)

Timeline

10.3.6. Historisierung des Lesens

Geschichten der *Schrift* gibt es schon seit längerem in großer Zahl. Doch erst in jüngster Zeit erscheinen Geschichten des *Lesens*. Die Gründe liegen auf der Hand: Je mehr das Lesen heute als primäre Kulturtechnik durch den Computergebrauch abgelöst wird, wächst das Bedürfnis nach Klärung dessen, wovon wir uns zu verabschieden im Begriff sind.



10.4 Ende des Buchs?

Buchtitel der letzten Jahrzehnte:

Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters
(MacLuhan 1962).

Das Ende des Buches und der Anfang der Schrift
(Derrida 1967).

Die Enden des Buches oder Die Wiederkehr der Schrift
(Wetzel 1991).

*Das Ende des Buches. Hypertext und seine
Auswirkungen auf die Literatur*
(Nestvold 1996).

*Das Ende des Buches: Eine medienpädagogische
Betrachtung der möglichen, aus den
computerbasierten Lernmedien resultierenden
Veränderungen für des Lehrbuch*
(Restemeier 2008).

"Rieplsches Gesetz":

Ein neues Medium *ersetzt* nicht das alte, sondern
ergänzt es und weist ihm dadurch eine veränderte
Funktion zu (**10.4.1**).

Titelbild der Zeitschrift *Forschung & Lehre*, H. 3 (2006).

Notre-Dame de Paris, der die Druckerpresse – und mit ihr die
industriell reproduzierte Schrift – als den Tod der Kirche – die das Gotteswort in handgeschriebenen, nur einer Elite
zugänglichen Unikaten festhielt – ausgab: "Ceci tuera cela." Und in gewisser Weise behielt er Recht. Zwar gibt es heute
immer noch die katholische Kirche, aber schon mit der Reformation, die ihre Durchschlagskraft Gutenbergs Erfindung
verdankte, sowie die ihr folgende Aufklärung, hat sie ihre herrschende Rolle im geistigen und politischen Leben eingebüßt.
Die mechanisch reproduzierte Druckschrift wurde zum Leitmedium. Nur, was in ihm publiziert war, konnte Geltung
beanspruchen – in der Wissenschaft wie in den amtlichen Mitteilungen der Politik.

Erleben wir heute einen vergleichbaren Umbruch? Erleidet der Buchdruck nicht einen ähnlichen Bedeutungsverlust
gegenüber der digitalen Produktion und Distribution von Schrift? Noch melden die Buchmessen keinen signifikanten
Rückgang gedruckter Neuerscheinungen. Noch werden Bibliotheken gebaut oder ausgebaut, um die wachsenden Bestände
zu fassen. Und doch hat der Bedeutungsverlust von Gedrucktem längst begonnen.

Man bekommt diese Veränderung nicht in den Blick, wenn man sie als eine *Ersetzung* des alten Mediums durch das neue
begreift. Für nahezu alle Medienumbrüche gilt, was schon **Wolfgang Riepl (1913)** am Nachrichtenwesen des Altertums
beobachtete: Das neue Medium *ersetzt* nicht das alte, sondern *ergänzt* es und weist ihm dadurch eine veränderte Funktion
zu (vgl. **10.4.1**).

So verhält es sich auch beim jüngsten Medienträgerwechsel der Schrift: Digitale Texte substituieren nicht die gedruckten,
sondern drängen diese in eine komplementäre Rolle ihnen gegenüber. Während bestimmte Textsorten zunehmend nur noch
digital nachgefragt werden, gibt es andere, die charakteristischerweise in Buchform überleben und entsprechende
Konservationsbemühungen erfahren.

10.4 Ende des Buchs?

Wir erinnern
uns an den
Ausspruch
des Abbés in
Victor Hugos
Roman



11.0 Übersicht

11.1 Vorläufer des Hypertextes

11.2 Hypertext-Systeme

11.3 Rückbezüge auf Platon

11.0 Übersicht

Aus historischer Erfahrung wissen wir, dass die Medienumbrüche von der Oralität zur Literalität sowie vom Manuskript zum Druck mit gravierenden **kulturellen Veränderungen** einhergingen. Von mindestens ebenso großer Tragweite ist der heutige Übergang von der Gutenberg-Galaxis zur Turing-Galaxis.

Die markanteste technologische Veränderung ist dabei die Ermöglichung **nichtlinearer Verzweigungsstrukturen**: Während Texte auf dem Trägermedium Papier grundsätzlich auf einer zweidimensionalen Fläche angeordnet werden müssen, können sie in digitalen Präsentationsmedien auch dreidimensional angeordnet werden. Nach einer Wortprägung von Ted Nelson (1965) sprechen wir in solchen Fällen von "**Hypertexten**" (von griech. hyper=über), also Texten, die über Texten liegen und durch sog. "Hyperlinks" aufgerufen werden können.

So ganz neu ist das Verfahren aber doch nicht. In der Geschichte der Schrift lassen sich verschiedene Hypertext-ähnliche Verfahren ausmachen, von der kabbalistischen **Permutation** bis zum unmittelbaren Vorläufer des Hypertextes, Vannevar Bushs **Memex** ([11.1](#)).

Genuine Hypertext-Systeme entwickelten sich seit der Computer-Revolution in großer Zahl, bis sich schließlich mit dem **World Wide Web** das Protokoll HTTP (Hyper Text Transfer Protocol) als Standard durchsetzte ([11.2](#)).

Viele Theoretiker des Hypertextes rekurrieren auf **Platons Dialoge**, insbesondere den *Phaidros*, um die Vorzüge des Neuen Mediums zu charakterisieren. Der Hypertext, so das Argument, realisiere, was Platon eigentlich gewollt habe, aber im Rahmen der Manuskriptkultur nicht umsetzen konnte: Das Schreiben von Texten, die auf Reaktionen der Leser reagieren können ([11.3](#)).



11.1 Vorläufer des Hypertextes

11.1.1 Permutation

11.1.2 Rand- und Interlinearglosse

11.1.3 Narrative Verzweigung

11.1.4 Memex



11.1 Vorläufer des Hypertextes



11.1.1 Permutation

Quelle: **Alsted (1649)**

11.1.1 Permutation

Solche Kombinationsschemata aus kreisförmig angeordneten Buchstaben, die gegeneinander verschoben werden, gehen auf die jüdische **Kabbala** zurück, eine mystische Tradition, die die Schöpferkraft des Gotteswortes nachahmt, indem sie alle denkbaren Kombinationen von Buchstaben einzufangen versucht und sich dadurch per Wortmagie Gottes Schöpfung in die eigene Regie nimmt. Der berühmteste Vertreter dieser **Ars Combinatoria** ist der mallorquinische Philosoph **Raimundus Lullus** (1232–1316).



11.1.2 Rand- und Interlinearglosse

Quelle: **du**



11.1.2 Rand- und Interlinearglosse

Ein früher Druck der Hauptschriften des Aristoteles (Leipzig 1506) aus der Bibliothek von Werner Oechslin. Der Text – hier *De anima* – ist Seite für Seite nicht nur am Rand ("**Randglossen**"), sondern auch zwischen den Zeilen ("**Interlinearglossen**") mit handschriftlichen Kommentaren von Lesern unterschiedlicher Zeiten und Kulturkreise versehen.



11.1.3 Narrative Verzweigung

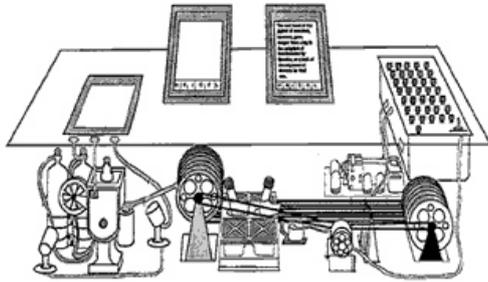
*Fang (sagen wir) hütet ein Geheimnis;
ein Unbekannter klopft an seine Türe;
Fang beschließt, ihn zu töten. Natürlich
gibt es verschiedene mögliche Lösungen.
Fang kann den Eindringling töten, der
Eindringling kann Fang töten;
beide können davorkommen, beide
können sterben usw. Im Werk von Ts'ui
Pen kommen sämtliche Lösungen vor;
jede einzelne ist der Ausgangspunkt weiterer
Verzweigungen. Manchmal streben die Pfade
dieses Labyrinths aufeinander zu;
etwa so: Sie kommen in dieses Haus, aber
in einer der möglichen Vergangenheiten
sind Sie mein Feind gewesen, in einer anderen
mein Freund ...*

(Borges 1949, S. 163 f.)

11.1.3 Narrative Verzweigung



11.1.4 Memex



Aufriss-Skizze: Bush (1954).

„Der menschliche Geist arbeitet [...] mittels Assoziation. Kaum hat er sich eine Information beschafft, greift er schon auf die nächste zu, die durch die Gedankenverknüpfung vorgeschlagen wird, entsprechend einem komplizierten Gewebe von Pfaden, das über die Hirnzellen verläuft. [...] [Die Memex ist] ein Gerät, in dem ein Individuum alle seine Bücher, Aufzeichnungen und Kommunikation speichert [...] . Sie ist ein vergrößerter Anhang seines Gedächtnisses.“

Quelle: **Bush (1945)**, S.106f.



11.1.4 Memex

In einem Zeitschriftenartikel entwarf der Ingenieur **Vannevar Bush (1945)** die Vision eines "Memory-Extenders", kurz: "**Memex**", als mechanisches **Verlinkungssystem für Dokumente**. Es gilt als der unmittelbare Vorläufer des Hypertextes.

Eine dem Artikel folgende Aufriss-Skizze erläutert die Funktionen: Links ein Kopierer, der fotografierte Dokumente auf Mikrofilmbänder speichert, in der Mitte zwei Bildschirme, die die Filmbilder und ihre Verweise auf andere Dokumente anzeigen, und rechts eine Tastatur, mit der die Verweisungswege abgerufen werden können.



11.2 Hypertext- Systeme

11.2.1 Augment/NLS (Douglas Engelbart 1962–76)

11.2.2 Xanadu (Ted Nelson 1965)

11.2.3 File Retrieval and Editing System (Van Dam/Brown 1968)

11.2.4 Knowledge Management System (Newell u.a. 1972)

11.2.5 Spatial Data Management System (Bolt/Negroponte 1976)

11.2.6 Guide (Peter Brown 1986)

11.2.7 HyperCard (Bill Atkinson 1987)

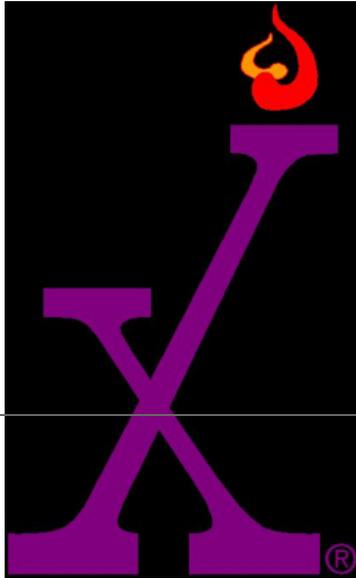
11.2.8 World Wide Web (Tim Berners-Lee 1989)

11.2.9 StorySpace (Eastgate Systems 1990)





11.2.2 Xanadu (Ted Nelson 1965)



Aus:

The History of Hypertext

by **Jakob Nielsen** on February 1, 1995

<https://www.nngroup.com/articles/hypertext-history/>

Quelle: **Nelson**- A File Structure for the Complex

The actual word "hypertext" was coined by Ted Nelson in 1965. Nelson was an early hypertext pioneer with his Xanadu system, which he has been developing ever since. Parts of Xanadu do work and have been a product from the Xanadu Operating Company since 1990.

The Xanadu *vision* has never been implemented, however, and probably never will be (at least not in the foreseeable future). The basic Xanadu idea is that of a repository for everything that anybody has ever written and thereby of a truly universal hypertext. Nelson views hypertext as a literary medium; and he believes that "everything is deeply intertwined" and therefore has to be online together. Nelson's main book on hypertext is actually entitled *Literary Machines*. Robert.; Glushko [1989b], in contrast, believes that multidocument hypertext is only called for in comparatively few cases where users have explicit tasks that require the combination of information.



11.2.3 File Retrieval and Editing System (Van Dam/Brown 1968)



Aus: <https://www.nngroup.com/articles/hypertext-history/>

Hypertext Editing System (1967) and FRESS (1968)

Even though Xanadu was not even partly implemented until recently, hypertext systems were built at Brown University in the 1960s under the leadership of Andries van Dam. The Hypertext Editing System built in 1967 was the world's first working hypertext system. It ran in a 128K memory partition on a small IBM/360 mainframe and was funded by an IBM research contract.

After the Hypertext Editing System was finished as a research project at Brown University, IBM sold it to the Houston Manned Spacecraft Center, where it was actually used to produce documentation for the Apollo missions.

The second hypertext system was FRESS (File Retrieval and Editing System), which was done at Brown University in 1968 as a follow-up to the Hypertext Editing System and was also implemented on an IBM mainframe. Because of this extremely stable platform, it was actually possible to run a demonstration of this code, more than twenty years old, at the 1989 ACM Hypertext conference.

Both these early hypertext systems had the basic hypertext functionality of linking and jumping to other documents, but most of their user interface was text-based and required indirect user specification of the jumps.

Brown University has been a major player in the hypertext field ever since, with its most prominent effort being the development of the Intermedia system (discussed further later in this chapter).



11.2.4 Knowledge Management System (Newell u.a. 1972)

KMS (1983)

KMS probably has the distinction of being the oldest among the currently popular hypertext systems since it is a direct descendant of the ZOG research system developed at Carnegie Mellon University with some development as early as 1972 and as a full-scale project from 1975 [Robertson et al. 1981]. The word ZOG does not mean anything but was chosen because it "is short, easily pronounced and easily remembered." At first, ZOG ran on mainframe computers; it was then moved to PERQ workstations, 28 of which were installed on the aircraft carrier USS *Carl Vinson* in 1983 for a field test of such applications as a maintenance manual for weapons elevators.

KMS is an abbreviation for Knowledge Management System and has been a commercial product since 1983. It runs on Unix workstations and has been used for a large number of applications. KMS is designed to manage fairly large hypertexts with many tens of thousands of nodes and has been designed from the start to work across local area networks.

KMS has a very simple data structure based on a single type of node called the frame. A frame can take over the entire workstation screen, but normally the screen is split into two frames, each of which is about as big as a letter-sized page of paper. Users cannot mix small and large nodes and cannot have more than two nodes on the screen at the same time. This might seem limiting at first but proponents of KMS claim that it is much better to use the hypertext navigation mechanism to change the contents of the display than to have to use window management operations to find the desired information among many overlapping windows.

KMS has been optimized for speed of navigation, so the destination frame will normally be displayed "instantaneously" as the user clicks the mouse on an anchor. The time to display a new frame is actually about a half-second, and the designers of KMS claim that there is no real benefit to being faster than that. They tried an experimental system to change the display in 0.05 seconds, but that was so fast that users had trouble noticing whether or not the screen had changed.

If an item on the screen is not linked to another node, then clicking on it will generate an empty frame, making node and link creation seem like a special form of navigation to the user. It is also possible for a click on an item to run a small program written in the special KMS action language. This language is not quite as general as the integrated InterLisp in NoteCards, but it still allows the user to customize KMS for many special applications. See for example the discussion in Chapter 4 of the use of KMS to support the research of a biologist.

KMS does not provide an overview diagram but instead relies on fast navigation and a hierarchical structure of the nodes. Links across the hierarchy are prefixed with an "@" to let users know that they are moving to another part of the information space. Two additional facilities to help users navigate are the landmark status of a special "home" frame, which is directly accessible from any location, and the special ease and global availability of backtracking to the previous node by single-clicking the mouse as long as it points to empty space on the screen.



11.2.5 Spatial Data Management System (Bolt/Negroponte 1976)



Horn (1989), S. 264f.



11.2.6 Guide (Peter Brown 1982)



Quelle: TED-Talk: Ian Ritchie: The Day I Turned Down Tim Berners-Lee. (<https://youtu.be/sz77x05rySc?t=3m7s>)

11.2.6 Guide (Peter Brown 1986)

Guide was developed at the University of Kent on a UNIX system. In 1986 it was released as a commercial product by OWL (Office Workstation Ltd.) first for Macintosh and later for the IBM PC. Thus, it was the first hypertext system available on both systems. It is also a window-based system.

An interesting aspect of *Guide* is that it supports three different kinds of hypertext links:

- inline replacements : provides a hierarchical structure like in a book. A replacement link expands the text to a larger text (i.e., from a title of a section to the section itself).
- pop-ups: opens a little window with a short explanatory text. The window disappears as soon as the mouse button is released. Hence, you cannot copy or save the displayed text.
- references: jumps to another location in the hypertext.

To differentiate between the three link types, the shape of the cursor changed depending on the type of link; an asterix for a pop-up link, an arrow for a reference link, a circled cross to open an inline replacement, and a square to close an inline replacement.

Quelle: [Institut für Informationssysteme und Computer Medien](#).



11.2.7 HyperCard (Bill Atkinson 1987)



11.2.7 HyperCard (Bill Atkinson 1987)

Bill Atkinson originally designed **HyperCard** (already discussed in Section 2.2.3.1) as a graphic programming environment and many of its applications have nothing to do with hypertext [Nie95]. Nevertheless, it caused a real breakthrough for hypermedia in 1987, probably because it was launched free with every Macintosh sold by Apple from 1987 to 1992. Since it was fairly easy to use, many Mac users started to create multimedia presentations. Even after 1992 a free version of a HyperCard- reader was still shipped.

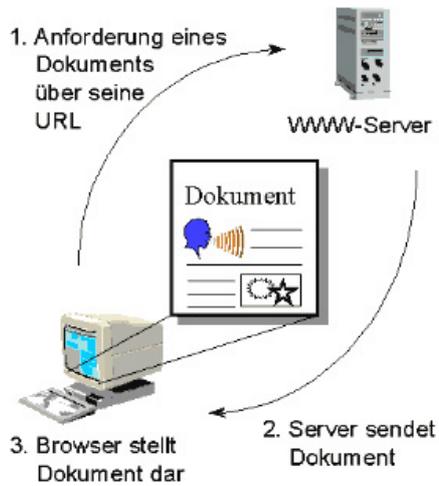
HyperCard is a frame-based system like KMS with the major drawback that link anchors are not strings like in Guide, but physical positions on a document (card). Hence, you cannot edit a document without redesigning the areas of the links. A *card* is the basic node of HyperCard, and a collection of cards is called *stack*. Links do not have to be *hardwired* but can also be programmed in *HyperTalk*, HyperCard's scripting language. HyperTalk is a very ``easy to use'' programming language, which could be another reason why *HyperCard* became so popular.

The popularity of *HyperCard* resulted in the birth of many followers like SuperCard, Plus, MetaCard, Toolbook, Authorware Professional, and HM- Card.

Quelle: [Institut für Informationssysteme und Computer Medien](#).



11.2.8 World Wide Web (Tim Berners-Lee 1989)



Quelle: **Universität Mainz**

Quelle: www.whudat.de

www-Statistiken

11.2.8 World Wide Web (Tim Berners-Lee 1989)

Das World Wide Web ist ein Dienst des Internet, das 1977 aus dem militärischen ARPANET hervorgegangen war. Das ARPANET beruhte auf einer dezentralen Vernetzungsstrategie, die verhindern sollte, dass bei einem Angriff auf den Zentralrechner die gesamte Kommunikation lahmgelegt wird. 1989 entwickelte Tim Berners-Lee, Informatiker am Zürcher

Kernforschungszentrum C.E.R.N., das Konzept eines auf dem Internet basierenden Dokumentenaufbausystems, das per Browser Anfragen an verschiedene Server richten kann.

Die Statistik zeigt, dass das WWW seit Ende der 90er Jahre exponentiell wächst – von 10,2 Mio. Domains im Jahr 2000 auf derzeit 174 Mio. – mit einer Seitenzahl von einer Billion.

Der von Ted Nelson geprägte Terminus "Hypertext" (vgl. 11.2.2) ist in den Abkürzungen enthalten, mit denen die WWW-Technologie operiert: Zum einen in der Seitenbeschreibungssprache **HTML ("Hypertext Markup Language")**, zum anderen in der Angabe **"http://" ("hypertext transfer protocol")**, die jeder URL ("Unified Resource Locator") vorangestellt wird.



11.2.9 StorySpace (Eastgate Systems 1990)



Demofilm



11.3 Rückbezüge auf Platon

11.3.1 Writing Space (Jay David Bolter 1991)

11.3.2 Socrates in the Labyrinth (David Kolb 1995)

11.3.3 The Socratic Dialectic (Sherrin Roberts 1999)

11.3.4 RE:PUBLIC (Herbert Hrachovec u.a. 2009)



11.3 Rückbezüge auf Platon

Viele Hypertext-Theoretiker und -Praktiker beziehen sich auf Platon als geistigen Urahn des neuen Mediums. Das liegt insofern nahe, als Platon tatsächlich versucht hatte, aus der Statik schriftlicher Fixierungen auszubrechen und seine Texte so lebendig und situationsbezogen zu gestalten wie die mündliche Rede. Könnte der elektronische Text mit seinen Möglichkeiten der Interaktion hier nicht noch weiter gehen und den Leser tatsächlich (statt nur gedanklich, wie bei Platon) in einen Dialog mit dem vorgegebenen Text treten lassen? Die folgenden Autoren sind dieser Meinung. Sie glauben, dass der elektronische Text eine Verstärkung und Überbietung (Amplifikation) des Potenzials platonsicher Dialoge mit sich bringe. Prüfen Sie anhand der folgenden Beispiele, ob Sie dieser These zustimmen können!



11.3.1 Jay David Bolter: *Writing Space* (1991)

Nachstehend einige Auszüge aus dem Hypertext *Writing Space* von J. David Bolter (auch unter demselben Titel als **Buch** erschienen) zu Platon. Was hier flächig ausgebreitet ist, wird in der Hypertext-Version durch einzelne Links erst sichtbar.

Vergleichen Sie einmal Ihre Lektüre-Erfahrungen mit der originalen Hypertext-Version, die Sie hier downloaden können.





11.3.2 David Kolb: Socrates in the Labyrinth (1995)

The image displays three screenshots from the 'Socrates in the Labyrinth' hypertext interface:

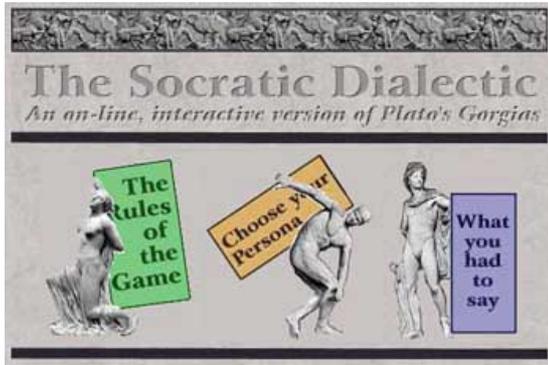
- Top-left:** A network diagram titled 'deconstruction' showing interconnected nodes and arrows representing the hypertext structure.
- Top-right:** A control panel with sections:
 - Recently visited spaces:** A list containing 'Introduction', 'Kipnis 1990', 'Bibliography', and 'Joyce 1994', with a 'Done' button and a 'Clear visit list' button.
 - Current space:** A section titled 'phil. & writing' containing the text: 'It is an odd question to ask, "What can hypertext do to or for philosophy?" It is like asking what paper or print can do. But there are some generalities that were observed as early as Plato about the effect of writing on communication, memory, and thought. Writing is the first step in thought's both losing control and gaining control. Losing control because, as Plato complains, the thinking process is no longer fully present as it happens, but also because the units of exchange get longer. Gaining control because those units can be frozen, inspected, and structured more intricately, just as Plato wrote and rewrote his dialogues. Losing control because even with that rewriting the words and structures take on lives of their own. They did this in oral discussion too, but written words can find their way into more contexts and more changes.'
 - Links to current space:** Two lists of links. The left list includes 'History-online (on -philosophy-) ->' and 'electronic thought (on) ->'. The right list includes 'phil. & writing ->' and 'critical literacy (on)'. Each list has a 'Make Current' button.
- Bottom:** A screenshot of the 'phil. & writing' text space, showing the full text of the paragraph above.

11.3.2 David Kolb: Socrates in the Labyrinth (1995)

Der Hypertext von **Kolb (1995)** erweitert die Eingriffsmöglichkeiten im Vergleich zu Bolter, da der Leser hier die Anordnung der Links selbst variieren kann.



11.3.3 Sherrin Roberts: The Socratic Dialectic (1999)



Quelle: Roberts, Sherrin

> **Starte Demo (Offline Version)**

Hinweis: Da die obenstehende Anwendung schon älteren Datums ist, ist die Online-Version leider nicht mehr verfügbar. Alternativ können Sie diese Offline-Version verwenden, bei der die Mailfunktion allerdings nur simuliert wird.

11.3.3 Sherrin Roberts: The Socratic Dialectic (1999)

Noch einen Schritt weiter geht diese Platon-Adaption von Sherrin Roberts et al., die an der University of Texas (Arlington) realisiert wurde. Mit dem Anspruch, "we want to add life to these age old conversations" wird hier dem Leser die Möglichkeit geboten, in die Rolle von Sokrates' Gesprächspartnern zu schlüpfen. Die Hyperlinks bieten neben dem platonischen Text jeweils Alternativantworten, die von den Lesern via E-Mail-Formular selbst eingegeben werden können, so dass sich der Dialog gemäß der Dynamik der Zuschriften virtuell immer weiter verzweigt. Ein derart erweiterte elektronische Amplifikation Platons operiert freilich mit einer starken Unterstellung: nämlich dass der Leser klüger sei als der Autor.

Denn literarische Texte als beliebig veränderbare Gebilde anzusehen, die durch Eingriffe an Lebendigkeit und situativer Sensibilität gewinnen, heißt zu übersehen, dass der Eindruck von Lebendigkeit und Situationsbezogenheit auf Textstrategien beruht, die präziser dramaturgischer Komposition bedürfen, um zu funktionieren.



[> Starte Demo \(Online-Version\)](#)

11.3.4 RE:PUBLIC (Hrachovec u.a. 2009)

Ein Projekt der Uni Wien aus dem Jahr 2009, bei dem Platons *Staat* im Stil eines *Adventure Game* als *Interactive Fiction* umgesetzt wurde.



12.0 Übersicht

12.1 Revisualisierungen von Schrift als Reaktionen auf ihre Technologisierung

12.2 Aufhebung der Schrift im Multimedia-Kontext

12.3 Schrift – Bild – Klang: Konkurrenz oder Konvergenz?





12.1.1 Anfänge des Buchdrucks: Imitation der Handschrift



12.1.1 Anfänge des Buchdrucks: Imitation der Handschrift

Gutenbergs Bibeldrucke waren von den Handschriften kaum zu unterscheiden (vgl. die Probe anhand einer Klosterhandschrift am Ende des Films).

Dies betraf nicht nur die aufwendige **Nachbearbeitung durch Rubrikatoren und Miniaturen**, sondern die **Drucktypen** selbst, die die gebräuchliche "Textura" genau nachbildeten.



12.1.2 Standardisierter Buchdruck: Textfiguren

Links: Johann C. Spieß: *Gedächtniß Pforte* (1710). Quelle: **Adler/Ernst (1987)**. Rechts: **Bayer (1903)**, Titelblatt.

12.1.2 Standardisierter Buchdruck: Textfiguren

Die Industrialisierung des Buchdrucks führte zu einer **Standardisierung des Schriftbildes**. Als Gegenreaktion kam es immer wieder zu Versuchen, die verlorengegangene Figuralität des Schriftbildes *mit* den Mitteln, die sie nivellierten, zurückzugewinnen.

Das Beispiel links aus dem frühen 18. Jahrhundert lässt noch ein großes Bemühen des Schriftsetzers erkennen, durch eine Vielfalt von Schrifttypen, ungewöhnliche Anordnung der Zeilen sowie Hinzufügung von Linien und Bildstempeln ein figuratives Erscheinungsbild zu erreichen, das entfernt an die mittelalterlichen Textanfänge (*Incipits*) erinnert.

Das Beispiel rechts vom Anfang des 20. Jahrhunderts zeugt von der fortschreitenden Wegrationalisierung solcher Bemühungen. Die figurativen Elemente werden nur noch durch verschiedene Schriftstile (schmale, breite und gesperrte Schrift in verschiedenen Größen und Grauabstufungen) sowie lithographierte Abbildungen erzielt. Dabei fällt auf, dass die industriellen über ästhetische Kriterien dominieren: Der Aufsatztitel ("Neue Fische...") wird so umbrochen, wie es der Industriestandard verlangt, obwohl das unschön aussieht und leicht zu vermeiden gewesen wäre.



12.1.3 Schreibmaschine: Konkrete Poesie

Links: Christian Morgenstern (1905). Rechts: **Thomas Zabka (2000)**.

Die Erfindung der Schreibmaschine Ende des 19. Jahrhunderts brachte eine weitere Reduktion des Schriftbildes auf standardisierte Typen mit sich.

Und wieder stellen wir fest, dass es Versuche gibt, gegen die erneute Nivellierung des Schriftbildes *mit* den Mitteln anzugehen, die sie herbeiführten. Das prominenteste Beispiel hierfür ist die sogenannte "Konkrete Poesie", die der Intention nach schon Anfang des 20. Jahrhunderts vorzufinden ist (Beispiel Morgenstern) und ihre programmatischen Ausprägungen in den 50er und 60er Jahren fand. Das Beispiel rechts zeigt eine Nachempfindung dieser Stilrichtung durch den Literaturdidaktiker Thomas Zabka, die ich besonders gelungen finde, weil sie nicht nur den Inhalt des Rilke-Gedichts wiedergibt, sondern zugleich auf das "Buch-Stäbliche" der Buchstaben anspielt.



12.1.4 Computer: Bewegte Typographie

Michaela Kura: *Unter Druck* (2001).

Erscheinungsbild von Computerschrift in den frühen 1980er Jahren.

Jeffrey Shaw: *Legible City*. ZKM Karlsruhe 1988–91.

Quelle: **Database of Virtual Art**

Camille Utterback / Romy Archituv: *Text Rain*. San Francisco 1999. Quelle: **Camille Utterback**

12.1.4 Computer: Bewegte Typographie

Mit der **Digitalisierung der Schrift** schien es zunächst so, als seien ihre figurativen und haptischen (den Tastsinn betreffenden) Qualitäten ganz verschwunden. Ein Buch können wir in die Hand nehmen, über die Seiten streichen, sie umblättern, ja sogar ein Daumenkino aus ihm machen (Abb. oben links). Die erste Generation der digitalen Textverarbeitung zeigte lediglich grün flimmernde Einheitsbuchstaben auf Röhrenmonitoren, was zu entsprechenden Klagen über die "Entmaterialisierung der Schrift" führte.

Doch Computer sind wandlungsfähig, wie wir inzwischen wissen. Sie können Schrift so präsentieren, dass sie räumlicher erscheint als je zuvor (Filmbeispiel oben rechts). Sie können – per Touchscreens oder interaktiven Schnittstellen – Schrift mehr denn je buchstäblich "begreifbar" machen (Filmbeispiel unten links). Und sie können – was so niemals möglich war –

entsprechend als Die Lektüre am Computer ist buchstäblich zum Fern-Sehen geworden: zu einem Anblicken aus Distanz, das in der Regel ohne Berührung der Textoberfläche geschieht.

Die typische Gegenreaktion ist hier eine **Verräumlichungstendenz**, die die neue Schrifttechnologie nutzt, um die von ihr auf die Bildschirmdarstellung reduzierte **Materialität durch 3-D-Simulation** zu kompensieren.



12.2 Aufhebung der Schrift im Multimedia-Kontext

Links: Alex Gopher / H5: *The Child* (1999). – Rechts: Kommentare des Musikers und der Designagentur.

Video in höherer Qualität (25 MB)



12.2 Aufhebung der Schrift im Multimedia-Kontext

Für einen Computer sind Schrift, Bild und Klang ein und dasselbe: **digitale Daten**. Deshalb können die verschiedenen Einzelmedien heute zur **Multimedialität** verschmelzen. Dabei werden neuartige Ausdrucksformen möglich.

In dem gezeigten Musikvideo z. B. wird die Schrift zum Bild und das Bild zur Schrift und beides wiederum musikalisch synchronisiert.



12.3 Schrift – Bild – Klang: Konkurrenz oder Konvergenz?

12.3.1 Fokussierte Aufmerksamkeit. Das Experiment von Simons u.a. (1999)

12.3.2. Gespaltene Aufmerksamkeit in MMORPGs

12.3.3 Schrift-Bild-Synergie: Karaoke

12.3 Schrift – Bild – Klang: Konkurrenz oder Konvergenz?

Der Begriff Multimedia ist insofern ungenau, als er offen lässt, wie sich die Einzelmedien dabei zueinander verhalten. In dem soeben gezeigten Video ergänzen und substituieren sie sich wechselseitig, so dass **Synergieeffekte** entstehen. Häufig treffen wir in Multimedia-Umgebungen aber auch auf Konstellationen, wo Schrift und Bild und Klang je eigene Aufmerksamkeitsformen in Anspruch nehmen. Diese "**gespaltene Aufmerksamkeit**" ([Ruppmann 1995](#)) führt zu Stressreaktionen, weil unser Gehirn darauf ausgelegt ist, sich jeweils auf einen kognitiven Vorgang zu konzentrieren und dabei andere auszublenden. Das Ausmaß solcher Ausblendungen bei fokussierter Aufmerksamkeit ist uns in der Regel nicht bewusst, kann mit einem Experiment von [Simons u. a. \(1999\)](#) eindrucksvoll nachgewiesen werden ([12.3.1](#)).

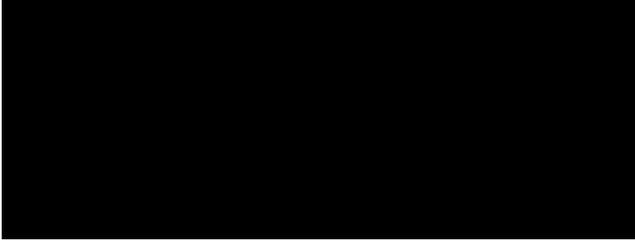
Ein Beispiel für die **Konkurrenz** von Schrift-, Bild- und Tonsignalen sind MMORPGs („Massive Multiplayer Online Role-Playing Games“) wie *Second Life* (vgl. [12.3.2](#)).

Eine **Konvergenz** der drei Sinnesmedien ist immer dann möglich, wenn sie sensomotorisch synchronisiert werden, wie etwa beim Karaoke. Das folgende Beispiel ist allerdings so gewählt, dass die Synchronisationsleistung des Sängers zwischendurch überfordert wird, so dass die Aufmerksamkeit sich wieder spaltet. Gerade dadurch wird die Notwendigkeit der medialen Integration erfahrbar. Versuchen Sie also in Vorfreude auf die Sommerferien mitzusingen: *Volare* ([12.3.3](#)).



12.3.1 Fokussierte Aufmerksamkeit. Das Experiment von Simons u.a. (1999)

Starten Sie den Film und zählen Sie die Ballkontakte des Teams in den weißen T-Shirts. Anschließend begeben Sie sich zum **Interview**.





12.3.2. Gespaltene Aufmerksamkeit in MMORPGs



12.3.2 Gespaltene Aufmerksamkeit in MMORPGs

Ein Seminarexperiment in *Second Life*, einem Massive Multiplayer Role Playing Game (MMORPG), durchgeführt im [HS Mediale und mentale Raumkonstruktionen \(SS 2007\)](#):

Der Dozent wurde per Voice Stream gehört, die Studierenden nutzten die Chat-Funktion (links unten) und hatten sich für ihre Diskussionsbeiträge per Handzeichen zu melden. Unter diesen Bedingungen wenig integrierter Einzelmedien (Schrift, Bild, Klang) fällt es nicht leicht, sich auf das Seminargeschehen zu konzentrieren. (Vgl. unsere [Videodokumentation](#).)



12.3.3 Schrift-Bild-Synergie: Karaoke

12.3.3 Schrift-Bild-Synergie: Karaoke

Schrift-, Bild- und Klangwahrnehmung müssen aber nicht notwendig interferieren; sie können sich auch gegenseitig unterstützen. Ein Beispiel hierfür sind Karaoke-Präsentationen.

Das hier gezeigte Beispiel spielt ironisch mit dieser Unterstützung und ihrem Versagen. Versuchen Sie durch Selbstbeobachtung herauszufinden, woran das Gelingen und Misslingen der Präsentation liegt!